Pommersche Dorfgeschichten

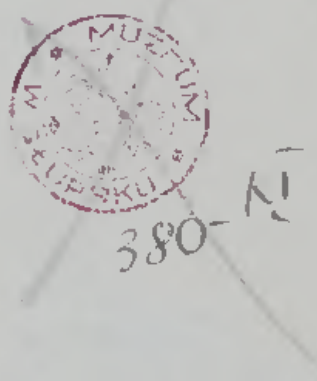
Verlag Martin Warneck Berlin

Pommersche Dorfgeschichten

Ausgewählt und eingeleitet

von

Karl Meyer



Berlin 1924
Verlag von Martin Warneck

STADTBÜCHEREI
STOLP I. POM.

Die Pommerschen Dorfgeschichten
bilden Band II der Sammlung

Dorfgeschichten

herausgegeben von der
Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege
in Berlin

K-L 174

Alle Rechte vorbehalten
Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen GmbH. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Inhalt.

Seite

Irin. Von Ewald Christian von Kleist 11

In der Schenke. Von Johannes Gottwerth Müller 15

Das Bullenfechten. Von Johannes Gottwerth Müller 21

Die Bernsteinhexe. Von Wilhelm Meinhold 31

Hollnagel. Von Fritz Worm 61

Mutterliebe. Von Konrad Maß 68

Hilfsbote Trumm. Von Theo Malade 100

Der gerettete Bauerhof. Von Elisabeth von Oertzen 128

Der Teufel vom Sande. Von Hans Hoffmann 140

Über pommersche Dorfgeschichte.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sprengte der Zweig pommerscher Dorfgeschichte seine Knospe am Geäst deutschen Schrifttums.

Ein Vorgänger erscheint, den das Geschick hinwegnahm, ehe er ein Bahnbrecher werden konnte. Ewald Christian von Kleist gab im „Frühling"*) die Umwelt der Dorfgeschichte, im „Irin" auch schon ein wesentliches Stück der Innenwelt, in deren Bereich sich die Handlung der Dorfgeschichte vollzieht.

Ein Vielschreiber war es dann, der so ganz nebenher die besondere Art der Dorfgeschichte wesentlich förderte.

1779 gab Johannes Gottwert Müller den Roman „Siegfried von Lindenberg" heraus**). Der Mann und sein Werk sind heut nahezu vergessen. Doch wohl zu Unrecht. Müllers Schaffen ist mehr als ein Steinchen zu einer Mosaik, — es bedeutet einen Anfang. Schnelle Auffassung und sichere Gestaltung zeichneten den Mann aus. Hauptsächlich auf Reisen lauschte er dem pommersch-mecklenburgischen Menschenschlag die besonderen Züge ab, welche seinen Bauernstand als Herren und als Knechte kennzeichnen. Daß im „Siegfried" auch Gestalten ganz anderer Art und Herkunft umgehen, ist für einen Roman selbstverständlich.

---

*) 1746 Kleist: Landleben (später „Der Frühling"). — 1728 Haller: Die Alpen. — 1738 Hagedorn: Fabeln und Erzählungen. — 1745 Klopstock: Messias. — 1746 Gellert: Fabeln und Erzählungen. — 1751 Wieland: Von der Natur der Dinge. — 1797 Goethe: Hermann und Dorothea.

**) 1771 Goethe: Götz. — 1774 Goethe: Werther. — 1779 Goethe: Iphigenie. — 1740 Schnabel: Felsenburg. — 1746 Gellert: Schwedische Gräfin. — 1770 Hermes: Sophiens Reise. — 1768 Sterne: Yorik. — 1776 Goldsmith: Landprediger.

Im „Siegfried“ glänzen Bilder dörflichen Lebens, deren Leuchtkraft in das Schaffen manches Späteren hineingestrahlt hat, die man heute der „Literatur“ zueignet, während Müllers Schild die Hintertreppe ziert.

Man sehe das Schaffen Fritz Reuters an und der Niederdeutschen um ihn: es führen Lichtbahnen aus Müllers Arbeit zu ihm hin. Man bedenke auch, daß den „Poetischen Realismus“ eine geistige Welle auf die Sonnenhöhe seiner goldenen Zwanzig Jahre trug; Müllers Schaffen liegt schon im Bereich der steigenden Welle.

In seinem Eigengebiet war Müller kein Nachbeter, selbst dann nicht, wenn seine Belesenheit ihm Anregungen hinwarf. Das „Bullenfechten“ im Siegfried ist etwas wesentlich anderes als ein spanisches Stiergefecht und macht ganz den Eindruck, als sei es irgendwann, irgendwo exekutieret worden. Was holzschnittmäßig bildhaft im Siegfried steht, das ist leibhaftige pommersche Dorfgeschichte, — mitsamt „Missingsch“; was aber außerdem vom Roman übrigbleibt, ist Spreu.

Nach dem Vielschreiber der Eigenbrödler.

Der Pfarrersohn Johann Wilhelm Meinhold aus Netzelkow (Usedom — * 1797, † 1851 zu Charlottenburg) hat sein eigenes geistig hochstehendes Schaffen und einen menschlich wertvollen Stoff erstickt, — wohl unabsichtlich, durch krankhafte seelische Einstellung getrieben. Einem Hause aus Urväter Zeit gleicht sein Werk, dessen edle Art von neuzeitlichem grauen Putz verkleistert worden ist, daß man sie gerade noch ahnen darf. Da ist es verdienstlich, das Dornröschen zu befreien!

Gräbt man die Erzählung „Bernsteinhexe“*) aus dem Schutt, so ergibt sich ein mehrteiliges, in seinen Teilen verschiedenwertiges Gebilde. — Es kommen zum Vorschein: eine Dorfgeschichte allerersten Ranges, — eine Hintertreppen-Liebesgeschichte, — ein Stückchen Geschichtsklitterung, — endlich ein abstoßender Hexenprozeß, in welchem der Verfasser zwischen Teufelsglauben und

*) 1823 Alexis: Walladmor. — 1826 Meinhold: Bernsteinhexe. — 1827 Alexis: Avalon.

Verneinung zwar noch schwankt; aber man bemerkt doch schon deutlich seine Zuneigung zu Meister Urian.

Die Dorfgeschichte steht gegen die anderen Teile durchaus selbständig da. Erst an ihrem Ende wird mit Hilfe eines lose hineingeflochtenen Galgenstricks der zur Liebesgeschichte notwendige Junker herbeigeholt, und der Amtmann muß nun den Gegenspieler abgeben. Von da an verlieren sogar die Gestalten der voraufgegangenen Dorfgeschichte zeitweise ihre Haltung. Das wird ganz auffällig, wenn das Pfarrerstöchterlein als Angeklagte Aussagen macht, die ihrem bisherigen Erfahrungskreis nicht entstammen.

Als ein Blitz leuchten in Meinholds geistige Verfassung die Worte, die er seinen Pfarrer zum Junker sprechen läßt, als dieser das Volk von der Unwirklichkeit der Hexerei überzeugen will. „Ich blies ihm ein, daß er um Gottes willen von dieser Materie aufhören solle; dieweil das Volk, wenn es den Teufel nicht mehr fürchte, auch unsern Herrgott nicht mehr fürchten würde."

Bald nach Meinhold steht die pommersche Dorfgeschichte als Sondergattung deutlich im Allgemeinbild unseres Schrifttums und entfaltet schnell ihre verschiedenen Möglichkeiten.

Die Schnurre sogar, in verflossener Zeit schon einmal literaturfähig gewesen, wird es wieder. Reuter gab 1853 mit „Läuschen und Rimels" Ton und Richtung an. Fritz Worm (geb. 1863 zu Barth, jetzt in Alt-Reddewitz auf Rügen) hat sich auf diesem Gebiet betätigt. Doch hat er sich eine weiter hinreichende Wirksamkeit geschaffen und der Heimatkunst große Dienste geleistet, indem er seinen Landsleuten das Schauspiel „Truge Leiw" gab. Er hat auch die Entwicklungen unserer letzten Zeit wachsam verfolgt. „Am Weihnachtsabend" (Pommerscher Haus- und Schulfreund 1922) zeigt das selbstgeschaffene Schicksal einer alten Frau, deren Vermögen in der Papierflut untergeht. „In letzter Stunde" (Greifswalder Zeitung) rührt an eine schwere Wunde deutschen Volkstums, an den bäuerlichen Lebensmittelwucher. Eine Sammlung seiner Dorfgeschichten ist als „Lose Blätter aus Rügen" bei Vogel in Hamburg erschienen.

Im Menschenalter des „Realismus" blühte die Dorfgeschichte allerwegen, die pommersche nicht minder. Es würde den Rahmen

des Bandes und dieser Skizze sprengen, wenn auch nur eine Art von Vollständigkeit diesen Erscheinungen gegenüber versucht würde.

Dafür soll hauptsächlich solcher Schriftsteller gedacht werden, deren Kunst, vom Realismus ausgehend, wesentlich über ihn emporgestiegen ist, indem sie die tatsächlich gegebenen Vorgänge aus der Berührung und Verflechtung seelischer Zustände herleitet. Da ist im neuesten (guten!) Schrifttum ein deutlicher Fortschritt fühlbar, der in die Zukunft weist.

Konrad Maß, geboren 1867, hat neben reicher Berufstätigkeit schwer um seine Kunst gerungen. „Der Goldschmuck von Hiddensee" (Stettin, Saunier 1902) enthält ein gut Stück Romantik, in welcher der selige Meinhold stark umgeht. Doch ist der Abstand zweier Menschenalter, welche die Werke trennen, fühlbar genug. „Dörch Blaumen un Nettel" (Stettin, Saunier 1903) gehört ganz andrer Welt zu. Wollte man Schulbeispiele guter Dorfgeschichten aneinanderreihen, dürfte dies plattdeutsche Werk nicht fehlen. Es zeigt die Sprache in wunderbarer Geschmeidigkeit und greift in tiefste seelische Zusammenhänge, indem es den Kampf ums Bodenrecht in die Mitte der Handlung stellt. „Vom Meeresstrande" (Stettin, Saunier 1908) vereinigt Erzählungen verschiedener Art. Prächtige Laune kennzeichnet den „Thronerben", auch die Romantik will noch einmal zu Wort kommen („Gescheitert"), und in „Mutterliebe" erscheint wieder ein Musterstück der Dorfgeschichte. In „Waterkant" (Stettin, Saunier 1913) und „Allerlei Lüd" (Nedderdütsch Bökeri, Hamburg, Hermes 1919) führt Maß die heimatliche Mundart wieder durch; man sollte sich von ihr nicht abhalten lassen, auch wenn sie anfangs schwer eingeht.

Theo Malade (geb. 1869, jetzt Arzt in Bad Kösen) gibt schwerblütige Kunst. Auch er geht entschlossen an die Fragen heran, die unser deutsches Volk beantworten muß, wenn es bestehen will. Die „Geschichten von der Scholle" (Berlin, Gebr. Paetel 1902) umgreifen so ziemlich das ganze bäuerliche Leben, das in „Herrn Bredenfelds Erbe" in einheitlicher Erzählung abrollt. Am weitesten ist der „Lütte Snieder" mit Hilfe der Gartenlaube durchgedrungen, — so stark, daß mancher den Verfasser über seiner

Schöpfung vergessen hat. In neuester Zeit gab Malade den „Wandrer am Strick" (Berlin, Scherl 1920). Der Anfang ist eine Dorfgeschichte bester Art; danach greift die Erzählung über die Heimat hinaus und wächst in das Weltgeschehen hinein. Bewundernswert ist die Zwangsläufigkeit, mit welcher der Weltkrieg hier vorbereitet wird und die Selbstverständlichkeit, mit welcher die Handlung in ihm abläuft. Und die Heimat siegt dennoch!

Elisabeth von Oertzen, geboren 1860, jetzt in Dorow, bleibt fest auf dem Boden ihrer Heimat. In der Gestaltung des Kleinlebens aber ist sie Meister. „Entenrike (Berlin, Warneck 1918), „Meine Kuh" (Berlin, Warneck 1916) und „Die ollen vielen Jungs" (Berlin, Warneck 1919), — diese Sammlungen gehören wohl zu den bekanntesten Dorfgeschichten Deutschlands. Gerade hier ist die seelische Begründung der Vorgänge oft eindringlich stark. Daß man außerdem zeitweise Tränen lacht, wenn Elisabeth von Oertzen erzählt, ist ein Grund ihrer großen Beliebtheit mehr. Auch größere Erzählungen: „Sie und ihre Kinder" (Berlin, Warneck 1920) und „Der goldene Morgen" (Berlin, Warneck 1920) der Verfasserin gehören der Dorfgeschichte zu.

Hans Hoffmann (geboren 1848) ist längst als einer der ersten unter den Nachfahren des „Poetischen Realismus" anerkannt. Gerade in seinem Schaffen wird aber die Tatsache deutlich, daß der „Poetische Realismus" nicht die letzte Weisheit ist, daß es über ihn noch hinausgeht. Man lese Hoffmanns „Hexenprediger", und man wird verstehen. Mit einem großen Teil seines Gesamtwerkes gehört Hoffmann der Heimatkunst zu. Über die enge Welt der Nur-Dorfgeschichte ist auch er allerdings wesentlich hinausgedrungen — und in dem „Teufel vom Sande" hat er erfüllt, was Meinhold gewollt hat. Diese Erzählung bezieht Weltgeschehen so stark in sich hinein und verwebt es so innig — und zeitweise lustig mit ihrer Haupthandlung, daß sie eher als Roman anzusprechen ist, denn als Novelle.

Lenz 1924. Karl Meyer.

Quellenangaben.

Pommersche Dichtung. Von Max Guhlke. Teetzmann & Kandel, Stettin.

Auswahlliste von pommerscher Heimatliteratur. Von Arnold Koeppen. Pommernverlag Max Mallin, Stargard. (Als Ergänzung zu Guhlke von höchstem Wert.)

Irin. Von Ewald Christian von Kleist. Deutsche Nationalliteratur Bd. 45, Teil 2, und zahlreiche billige Ausgaben.

Siegfried von Lindenberg. Von Johannes Gottwerth Müller. Deutsche Nationalliteratur Bd. 57 (gekürzt). Reclams Universal-Bibliothek Nr. 206—209a (anscheinend ungekürzt.)

Die Bernsteinhexe. Von Wilhelm Meinhold. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1765—66a.

Hollnagel. Von Fritz Worm. „Deutscher Dorfbote".

Vom Meeresstrande. Novellen. Von Konrad Maß. Leon Saunier, Stettin. (Mutterliebe.)

Geschichten von der Scholle. Von Theo Malade. Zweite, vermehrte Auflage. Gebr. Paetel, Berlin. 1905. (Hilfsbote Trumm.)

Die ollen vielen Jungs und andere hinterpommersche Geschichten. Von Elisabeth von Oertzen. Martin Warneck, Berlin. Der gerettete Bauerhof.)

Geschichten aus Hinterpommern. Von Hans Hoffmann. 5. Aufl. Gebr. Paetel, Berlin. (Der Teufel vom Sande.) (Man beachte die letzte Seite!)

Irin.

Von Ewald Christian von Kleist.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
aufs Meer, um Reusen in das Schilf
zu legen, welches ringsumher
der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
ins Meer, und Flut und Himmel schien
im Feuer zu glühen.
„O wie schön
ist jetzt die Gegend," sagt' entzückt
der Knabe, den Irin gelehrt,
auf jede Schönheit der Natur
zu merken. „Sieh," sagt er, „den Schwan,
umringt von seiner frohen Bint,
sich in den roten Widerschein
des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
zieht rote Furchen in die Flut
und spannt des Fittichs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
der schlanken Espen furchtsam Laub
am Ufer, und wie reizend fließt
die Saat in grünen Wellen fort,
und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O was für Anmut haucht anjetzt
Gestad und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh

und glücklich macht uns die Natur!"
„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
und glücklich, und du wirst durch sie
glückselig sein dein Lebelang,
wenn du dabei rechtschaffen bist, —
wenn wilde Leidenschaften nicht
an sanfter Schönheit das Gefühl
verhindern. O Geliebtester,
ich werde nun in kurzem dich
verlassen und die schöne Welt,
und in noch schönern Gegenden
den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O bleib der Tugend immer treu,
und weine mit den Weinenden,
und gib von deinem Vorrat gern
den Armen. Hilf, soviel du kannst,
zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!
Erheb zum Herren der Natur,
dem Wind und Meer gehorsam ist,
der alles lenkt zum Wohl der Welt,
den Geist. Wähl lieber Schand und Tod
eh du in Bosheit willigest!
Ehr, Überfluß und Pracht ist Tand, —
ein ruhig Herz ist unser Teil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
ist unter lauter Freuden mir
das Haar erbleichet. Und wiewohl
ich achtzigmal bereits den Wald
um unsre Hütte grünen sah,
so ist mein langes Leben doch
gleich einem heitern Frühlingstag
vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
erlitten. Als dein Bruder starb,

da floſſen Tränen mir vom Aug',
und Sonn' und Himmel ſchien mir ſchwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
im leichten Kahn der Sturm und warf
mich mit den Wellen in die Luft.
Am Gipfel eines Waſſerbergs
hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
und donnernd fiel die Flut herab
und ich mit ihr. Das Volk des Meers
erſchrak, wenn über ſeinem Haupt
der Wellen Donner tobt, und fuhr
tief in den Abgrund; und mich dünkt,
daß zwiſchen jeder Welle mir
ein feuchtes Grab ſich öffnete.
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
die Flügel, ſchüttelte davon
noch eine See auf mich herab.
Allein, bald legte ſich der Zorn
des Windes, und die Luft ward hell,
und ich erblickt' in ſtiller Flut
des Himmels Bild. Der blaue Stör
mit roten Augen ſahe bald
aus einer Höhl' im Kraut der See
durch ſeines Hauſes gläſern Dach.
Und vieles Volk des weiten Meers
tanzt auf der Flut im Sonnenſchein.
Und Ruh' und Freude kam zurück
in meine Bruſt. — Jetzt wartet ſchon
das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
ſo ſchön als Tag und Morgen ſein. — —
O Sohn, ſei fromm und tugendhaft,
ſo wirſt du glücklich ſein wie ich,
ſo bleibt dir die Natur ſtets ſchön."

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins und sprach: „Nein, Vater, nein,
du stirbst noch nicht. Der Himmel wird
dich noch erhalten mir zum Trost."
Und viele Tränen flossen ihm
vom Aug'. —
Indessen hatten sie
die Reusen ausgelegt. Die Nacht
stieg aus der See, sie ruderten
gemach der Heimat wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
beweint' ihn lang, und niemals kam
ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
ihn, wann ihm seines Vaters Bild
vors Antlitz trat. Er folgete
stets dessen Lehren. Segen kam
auf ihn. Sein langes Leben dünkt
auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

In der Schenke.

Von Johannes Gottwerth Müller.

Es war einmal ein Edelmann im Pommerlande, der so viel Ahnen hatte als Tage im Monate und ein Schloß und einige Hufen Landes umher und ein großes Dorf, wo Bauern drin wohnten, und etliche hundert Bäume, die er seinen Forst nannte, und sechs oder sieben räudige Köter, die hieß er seine Kuppel, — und wer ihm die schief ansah, der griff ihm an die Seele. Sie hatten auch jedweder ein hübsches ledernes Halsband um, mit blanken messingnen Buchstaben darauf und messingnen Schlössern dran, — und des Sonntags, oder wenn des gnädigen Herrn Namenstag einfiel, blaue samtne Halsbänder mit Silber gestickt.

Es war auch ein Nachtwächter auf dem Hofe, der ein Horn hatte, — und ein Sekretär, der aber nichts zu schreiben hatte, — und ein viereckiger Tölpel mit einem Stelzbein, das war der Jäger. Auch stand ein Pfahl mit einem Halseisen mitten auf dem Schloßplatze und draußen vor dem Dorf ein Galgen; denn der Edelmann hatte die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit. Daher war auch ein Justitiarius im Schlosse, welcher dermalen Herr Martin Christoph Süß hieß und ein witziger Kopf war, auch nach seiner Meinung ein großer Satirikus. Aber das muß man ihm lassen, daß er ein gewaltiger Musikus war, auch kein unrechter Poet gewesen sein würde, wenn er nur halb so viel Sachen als Wörter im Kopfe gehabt hätte.

Der Edelmann hatte auch eine Kirche in seinem Bezirke und das Patronatsrecht. Auch war ein Ludimagister auf dem Gute, der den Bauernjungen das: A, b, ab — einpeitschte und Sr. Gnaden die Avisen vorlas. Dieser Mann wußte auf jegliche Frage

eine Antwort, denn er war ein Polyhistor und Originalgenie. Daher war er denn auch des Junkers Faktotum und Orakel, wie Herr Georg Detri, der Verwalter, zu sagen pflegte. Herr Süß aber behauptete immer, der Schulmeister sei dem Edelmann das, was das Gewicht dem Bratenwender ist.

Es war an einem außerordentlich schönen Herbstnachmittage, als Junker Seyfried tat, was er ungemein selten zu tun pflegte: er ging spazieren.

Fast ganz an der südlichen Grenze seines Gebietes lag das mäßige Wäldchen. Dahin begab sich der Edelmann. Er lagerte sich unter einer majestätischen Eiche und hörte den Vögeln, die um ihn her zwitscherten, — nicht zu, — hatte auch in der Welt kein Arges dran, daß die lieblichste Quelle sich zu seinen Füßen mit sanftem Murmeln durch Gebüsch und bunte Blumen schlängelte. Er rauchte sein Pfeifchen, freute sich herzlich, daß es Zirkel gab, wenn er in den Bach spuckte, und schlummerte endlich gar sanft und süß über dem Rauchen ein. Als er erwachte, fand er sich in der schönsten Abenddämmerung, und ehe er noch den Rückweg halb vollendet hatte, war es völlig dunkel.

Der gnädige Herr erreichte sein Dorf und schlenderte gar gemächlich durch die Pfützen und über die Misthaufen vorwärts, bis eine laute pathetische Stimme, die in der Stube der Dorfschenke gewaltig deklamierte, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. „Bin doch kurjos, zu wissen, was da gröhlet," sagte er bei sich selbst und guckte ins Fenster. Da sah er denn am Ende des Tisches den Schulmeister in seiner ganzen Gravität sitzen, vor ihm zwei Endchen Licht, eins auf dem Leuchter, das andere in den Hals einer Bouteille gesteckt, — neben und hinter ihm die Kinder des Wirts mit aufgesperrten Mäulern, — und um den Tisch her fünf oder sechs Bauern in ihren weißen Kitteln, die kurzen Stummelchen im Schnabel, aus welchen der Dampf des brandenburgischen Knasters in dichten, wirbelnden Wolken hervorstieg.

Der Schulmeister hatte die wahre und wundersame Historia des kecken und mannhaften Ritters Siegfried, mit dem Beinamen des

Hörnernen, in der linken Hand, breitete die rechte zierlich seinem Auditorium entgegen und las, daß er braun um den Kopf wurde, und der Hund unterm Ofen anfing zu heulen.

Er war gerade bei dem unerhörten Abenteuer, welches der Ritter wider den scheußlichen Haselwurm bestand. Die Nasenlöcher der Bauern erweiterten sich, die Kinder schmiegten sich aneinander, die Wirtin vergaß des Spinnens, rückte zitternd ihren Brettschemel näher an den Tisch und sah von Zeit zu Zeit hinter sich. Der Junker draußen vor dem Fenster horchte aufmerksam zu, als der Schulmeister lesen tat, wie die Hiebe fielen als Hagel und jeder Hieb 'ne Wunde machte wie 'n Scheuntor, und wie der tapfere Ritter den Lindwurm, des er fast kümmerlich Herr werden mochte, braten tät, daß 's Fett rausquoll und 's Fett Horn ward, als es gerann, und der edle Ritter sich damit fest machte wider Hieb und Stich am ganzen Leib, außer zwischen den Schulterblättern, wohin er nicht zu reichen vermochte, und 's Fräulein erlöste und sich zu ihr tät wonniglich, — und was des Dings mehr war.

„Hagel noch mal," sagte der Edelmann, „das war'n ganzer Kerl, der Ritter da! — Muß doch mal 'nein gehen," setzt er nach einer Pause hinzu, hing sein spanisch Rohr über den Griff des Säbels, nahm die Tabakspfeife in die linke Hand, tappte mit der Rechten voraus, um die Nase nicht zu gefährden, und gelangte so glücklich und wohlbehalten bis an die Stubentür und in die Stube.

Trotz der Atmosphäre von Tabaksqualm, worein sie gehüllet war, sah die Gesellschaft dennoch das Flimmern des reichbesetzten Dolimans und erkannte an diesem Zeichen, wie auch am Klirren des Säbels die Gegenwart des gnädigen Herrn. Die Posaune des Schulmeisters verstummte, die Bauern nahmen die Pfeifen aus dem Munde und die schwarzen Pudelmützen herunter, und die Spindel der Wirtin hörte auf, sich zu drehen. Der Wirt aber, der nicht aus dem Dorfe, sondern bei Reichenwalde her gebürtig war, auch in seinen jüngern Jahren als Stangenreiter eines Frachtfuhrmanns manche Reise getan hatte, die Welt gesehen und Mores gelernt hatte, machte einen feinen Knickerling.

Die Bauern fürchteten sich zwar nicht vor dem Edelmanne, denn sie waren überzeugt, daß er der gutmütigste Junker auf Gottes weitem Erdboden sei; aber sie wurden doch ein wenig bestürzt und wußten nicht gleich, was sie aus dieser unerwarteten und ganz unerhörten Erscheinung machen sollten.

„Geht man wieder sitzen," sagte der Edelmann, „der Blix! geht sitzen, Leute, wenn ich's euch sage: habt doch wohl eure Knochen heut müde gestrapenzieret. Hab' draußen den da predigen hören; wollt' mal hören, was 's hier gibt, — so wollt' ich. Hä?"

Der Wirt, an den dieses „Hä?" gerichtet war, nahm das Wort und versetzte in seinem Reichenwalder Dialekt: „Jh nu, gnädger Harre, wos werds wunger sinn? De Nochbern do hann den Luhmegester do gebaten . . ." — „Wen?" — „Jh nu, gnädger Harre, sieht Er, den Luhmegester do. 's is der Schulmeester; er sieht's adder garne, wenn ma'n Luhmegester titteliert. Er kann asu schiene lasen, doß 's 'ne Lust is."

— Meine Leser, hoff' ich, werden mir den Reichenwalder Dialekt fürs Künftige erlassen. Er läßt sich so wenig als irgendeine andere Mundart für Leute, die seiner nicht kundig sind, schreiben, und hat überdem seine ganz eigene Melodie und Akzent.

Der Wirt belehrte demnach den Edelmann, daß der Ludimagister Barthel Schwalbe, der so schön lesen könne, den Nachbarn wöchentlich einen Abend vorzulesen pflege und dafür von der Gesellschaft freigehalten werde. Heut' abend sonderlich . . .

„Laß 's man gut sein," sagte der Edelmann, „hab' dar all 'n bischen von gehört. Trinkt mal alle meine Gesundheit, und komm Er morgen früh mal zu mir, Schulmeister, und bring Er's Buch mit, versteht Er! Gute Nacht, Leute!"

Indem er dies sagte, warf er ein paar harte Taler auf den Tisch. „Werde nicht mankieren, Dero aufzuwarten," sagte der Ludimagister, „danken Eur Gnaden auch sämtlich für die hohe Gnade." — „O Schnack", sprach der Edelmann, und ging weg, immer zum Dorfe hinaus, und voll vom Hörnernen Siegfried kam er in seinem Schlosse an.

Wie Se. Gnaden die Schenke verlassen hatten, erhub sich ein Streit zwischen dem Wirte und seiner Frau. Diese ließ ihren Eheherrn verteufelt übel an und behauptete ihm gerade unter die Nase, er habe dem Edelmann nicht mit der geziemenden Repetenz begegnet. „Hättst'n doch 'ne Ehre antun sollen und 'n aus unserm gläsern Krug mit 'n zinnern Deckel mal zutrinken sollen, — so hättst du! Und Herr Gnaden würde dir Bescheid getan haben, — so würd er! Und hättst du denn 'n mal deinen Kindern verzählen können, — und wenn 'n reisender Passenierer durchs Dorf kommen wäre, — daß der gnädge Herr wohl eher aus unserm schönen Kruge getrunken hätte, und hättst den Leuten den Krug weisen können, — so hättst du! Aber so tat er Herr Gnaden nicht mal 'n Stuhl anprimisieren, der Schlumpenschleef!" — „Seht mir doch die kluge Sabylle!" erwiderte der Wirt. „Meinst auch, daß man en'm Edelmann nur so zutrinkt, und daß er einem da so gleich Bescheid tut. Da kämst mir gerade recht, siehst du! — Wird dir da auch nur so sitzen gehen, hä? — Meinst nur, verzeih mir's Gott, weil du 'n mal in der Stadt gedient und 'n paar vornehme Wörter aufgeschnappt hast! Aber wirst wohl all meine Tage 'ne dumme Jitte bleiben." — „Ich . . . 'ne Jitte?" schrie die Frau. Die Borsten auf ihrem Haupte empörten sich, und schon schwang sie mit nerviger Linken den Spinnrocken empor. Es würde arg geworden sein, wenn der Cudimagister sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Der tat seine öffentliche Meinung dahin kund, daß sie ganz schicklich die Jitte mit dem Schlumpenschleef kampauf gehen lassen könne. Darauf ward die Eintracht wieder hergestellt. „Laßt uns des gnädigen Herrn Gesundheit trinken," erinnerte der Schulmeister, „Er hat's befohlen, und seiner Obrigkeit soll man gehorsam sein, wie das vierte Gebot sagt." — „Recht so!" rief der Wirt, „komm her, Frau, — keinen kindischen Groll mehr! Da, schenk ein!"

Und die Gesellschaft zechte diesen und den folgenden Abend aufs Wohlsein Sr. Gnaden, solange die zwei Taler währten.

In der Folge betätigt sich Herr Schwalbe als Vorleser beim

gnädigen Herrn, macht sich ihm unentbehrlich und weiß, geldwerte Vorteile für sich herauszuschlagen. Um den Herrn von einer etwaigen Heirat und der damit verbundenen Benachteiligung des schulmeisterlichen Ich abzuhalten, verleitet ihn Herr Schwalbe zu allerlei kostbaren und kostspieligen Torheiten. Unter anderm hängt er dem Dorfgewaltigen eine eigene Avisendruckerei und eine gelehrte „Sozietät" auf. Die Avisen werden dem Herrn selbstverständlich vom Herrn „Sozietätspräsidenten" verlesen, und mit ihrer Hilfe wird dann das Stiergefecht ins Werk gesetzt, — wohl das reizendste Stückchen aus Müllers Arbeit.

Das Bullenfechten.

Von Johannes Gottwerth Müller.

„Halt mal 'n bischen, Prätendenter! 'n Stierfechten, ist das nicht, sozusagen, 'ne Bullenhetze?" —

„Nicht so allerdings, Eur Gnaden. Es ist eine Lustbarkeit, die Ihro spanische und portugiesische Majestäten vor allen Großen und Herren auf der Welt voraus haben. Bullen werden freilich dabei gebraucht, aber sie werden nicht gehetzt, sondern von den Hofkavaliers totgestochen." —

„Voraus haben?" rief der Junker mit vieler Heftigkeit, „voraus haben? Nicht sieh das, — sollen sie voraus haben. Kann ebenso gut 'ne paar lausige Bullens totstechen lassen als die patragiesche Majestät. — Voraus haben, — seht doch, — Hagel noch mal, — will doch sehen! — Hör er Prätendent, gleich mal Anstalt gemacht zu so'n Bullenfechten, versteht Er?" —

Der Herr Präsident ließ sich das nicht zweimal sagen. Er machte seinen Kratzfuß und ging augenblicklich hin, dem Zimmermann das Ding so deutlich, als er immer konnte, zu beschreiben, und der Edelmann im Pommerlande brummte noch: „Voraus haben, denkt mal! Will euch bevoraushaben!" — als Herr Schwalbe schon wiederkam und rapportierte, daß er morgen früh die untertänigste Gnade haben würde, Sr. Gnaden den Riß des Zimmermanns vorzulegen.

„Plagt Ihn der Henker, hä? — Ich schick Ihn hin, daß er mir zu'n Bullenfechten Anstalt machen soll, und er schnackt da von 'n Zimmermannsriß? Der Zimmermann wird Ihn doch die Bullens nicht zimmern sollen, hä?" —

„Halten zu Gnaden! Ich meine den Riß zu den Schranken oder

Gehege und zu dem Balkon für Eur Gnaden, wo Eur Gnaden sitzen und zusehen, rechts und links Ihre vornehmsten Bedienten um Dero her." —

„Ja so! — Hm! — Wischewäsche! Können man hier auf den Schloßplatz gelassen werden, die Bullens, und machen die Tore zu, daß sie nicht wegschappieren, und ich sehe aus dem Fenster." —

„Ja, Eur Gnaden, das wäre aber wider's Kostume des Stiergefechts. Se. katholische Majestät haben eigne Schranken dazu, wo die Zuschauer umherstehn, einer immer ein bißchen höher als der andre, daß man hinten so gut sieht als vorn. Und für Se. Majestät und die Infanten und den Hof sind Balkons oder Logen gebauet, mit Samt und Seide und goldnem Stoff behängt. Aber, wenn Eur Gnaden befehlen, so wollen wir's beim Schloßplatz alleruntertänigst bewenden lassen." —

„Nee, alle Blix, wenn's nicht Kustühm ist! — Hör Er, resenier Er nicht so dwatsch. Kann so gut Schranken bauen lassen als einer. Und wenn der da 'ne katholische Majestät ist, sieht Er, so bin ich 'n lutterscher Edelmann, und das so gut als der Kaiser. Und wenn der da goldnen Stoff aushängt, so will ich meinen noch darzu mit Tressen besetzen lassen. Mach Er nur und krieg Er's in Ordnung, und daß allens mannefit ist, hört Er!"

„Werde nicht mankieren, Eur Gnaden! — —" Wir müssen zu Steuer der Wahrheit dem Herrn Bartholomäus Schwalbe treulich nachrühmen, daß er ungeachtet dieses Befehls den Beutel Sr. Gnaden bestens zu schonen suchte. Freilich geschah das nicht aus Wohlmeinung gegen den Edelmann, sondern aus der Betrachtung, daß dieser Beutel noch manchen anderweitigen Aderlaß würde auszustehen haben.

Er ließ demnach die Schranken nicht größer machen als unumgänglich nötig war. Des gnädigen Herrn Loge ward mit papiernen Tapeten ausgeschlagen, die Brüstung aber mit Drapd'or behängt, der mit Tressen und Fransen besetzt war. Dafür aber hatte er nicht weniger als sieben Bullen zusammengebracht, so bös und unbändig sie nur aufzutreiben waren. Diese wurden in ihre

Behältnisse gesperrt, und nun erwartete jung und alt mit größter Ungeduld den zu dem neumodischen Stiergefechte angesetzten Tag.

Der Tag kam. Aber wie es denn auf dieser Welt nicht immer so geht, als wir Sterblichen es gern hätten, — mit ihm kam auch ein entsetzliches Regenwetter, und der Nordwest schien recht geflissentlich alle Schlackenwolken, die vielleicht für das ganze Pommerland ausgereicht hätten, über diese Gegend zusammenzutreiben. Kurz, es stürmte und goß acht Tage hintereinander dergestalt, daß man keinen Hund hätte ausjagen mögen. Mithin war an die Feierlichkeit gar nicht zu denken. Endlich klärte sich Freitags der Himmel auf, und der nächste Montag ward zu dem Feste bestimmet, — wider die Meinung der Frau Präsidentin, welche ihrem Manne riet, er möchte doch Sr. Gnaden den Sonntag vorschlagen, weil nichts gewisser sei, als daß sich das Wetter gemeiniglich am Sonntag so verhalte als am vorhergegangenen Freitag. Der Herr Präsident bestand aber auf den Montag, weil es, sagte er, nicht schicklich sei, am Tage des Herrn Blut zu vergießen, und weil die Sonntags- und Freitagswetterobservation, wie er aus langer Erfahrung wisse, überhaupt nicht Stich halte.

Wie nun der Montag anbrach, so begrüßten etliche Trompeter und die Trommel, die schon eher der Pauken Stelle vertreten hatte, von den Zinnen des Schlosses die aufgehende Sonne. Auf dieses Signal machte ganz Lindenberg sich auf die Beine und strömte den Schranken zu, um ein so ganz neues Spektakel zu sehen. Se. Gnaden erhoben sich nach eingenommenem Frühstück nach dem großen Saal, wo der Herr Präsident, der Herr Justitiar und die übrigen Honoratioren schon versammelt waren, — und von da nach dem Schloßplatz, wo dieselben sich in die braune Kutsche setzten, die sie selbst an dem heutigen feierlichen Tage ihrem prächtigen Staatswagen vorzogen. Die andern Herrn stiegen je zwei und zwei in andere Wagen. Der Stallmeister ritt vorauf. Die Livreebedienten gingen nebenher, und so kam der Zug bei der Treppe des hochadligen Balkons an, wo ihm von

den Trompetern unter Akkompagnement der Trommel entgegengekrähet wurde. Als der Junker Platz genommen und die Herren vom Hofe sich um ihn her rangieret hatten, öffneten sich die Schranken, und es traten herein vierundzwanzig frische rüstige Bauernbengel, je sechs und sechs in einem Haufen, alle mit guten scharfen nagelneuen Mistgabeln gerüstet, deren Stiele recht hübsch nach der Farbe der Quadrillen angemalt waren.

Ich darf's nicht verschweigen, der Ludimagister hatte den Kämpfern Speere zugedacht. Die Bauern wollten sich aber zu solcher Wehr schlechterdings nicht bequemen, sondern waren der Meinung, wenn man ihnen nur gute stämmige Mistgabeln gäbe, so hätte das Dings besser Schick. Der Ludimagister rapportierte dem gnädigen Herrn den Trotz seiner Bauern, aber Se. Gnaden meinten, es tät auf eins 'nauslaufen, ob 'n Spieß eine oder drei Spitzen hätte; er möchte den Leuten ihren Willen tun. „Denn, nich eins ins andre zu reden," setzte der Junker hinzu, „versteht Er, 's ist der Leute ihre Schuldigkeit nich, daß sie bullenfechten; und da sie mir's man zu Gefallen tun, so laß sie's machen, wie sie können!"

Den Ludimagister verdroß es zwar, daß die Speere mit den schönen Fähnchen dran umsonst gemacht sein sollten, doch ließ er's bei den Mistgabeln bewenden, weil sich's dem Junker nicht gut widersprach. Aber Fähnchen wurden doch dran befestigt, das nahm er den Bauern über den Kopf.

Die erste Quadrille hatte rote, die zweite weiße, die dritte blaue und die vierte apfelgrüne Jäckchen an, alle aber schöne neue halblederne Hosen mit dem lindenbergischen Wappen gestickt und Halbstiefeln, worauf nichts gestickt war.

Die Champions zogen etlichemal rings in den Schranken umher, und sooft sie vor Sr. Gnaden Balkon vorübergingen, salutierten sie gar zierlich mit ihrem Gewehr. Der Waffenträger aber, der jeden Helden begleitete, salutierte nicht; — denn man muß wissen, daß jeder von den Fechtern seinen Knappen zur Seite hatte, der auf allen Notfall noch ein paar Mistgabeln im Vorrat

hatte. Diese Waffenträger, Schildbuben oder wie man sie nennen will, waren halbwüchsige Enken, gestiefelt und behoset wie ihre Ritter und an der rechten Seite ihres Leichnams in die Farbe ihrer Quadrille gekleidet, aber die linke Hälfte ihres Jäckchens war gelb und grasgrün gestreift.

Als die Kämpfer den dritten Umzug vollendet hatten, nahm jeglicher Haufen eine von den vier Seiten der Schranken ein, und nach einem Trompetensignal ward der Behälter, rechts in der Ecke, des Edelmanns luftigem Sitze schräg gegenüber, geöffnet, und der Stier trat heraus, glotzte die Herrn mit weit geöffnetem Auge an, brummte einmal, kehrte ihnen den Schwanz zu und ging ganz friedfertig wieder in seinen Stall, vermutlich um ein Restchen geschnittner Hafergarben zu verzehren, da er auf dem Platze nichts Besseres fand, — wiewohl es auch aus Ahnung seines nahen Schicksals geschehen sein mag.

Der Stier hätte seinem Schicksal wohl entgehen können, wenn er, — mir nichts, dir nichts, — ohne einen Menschen anzusehen, in einem raschen Sprunge über die Barriere gesetzt und in vollem Lauf das Weite gesucht hätte. Und dies zu tun, stand ohne Zweifel in des Bullen Gewalt. Hätt' er's versucht und etwa im Übersetzen ein Bein gebrochen oder das Netz im Leibe zersprengt, so wollt' ich's noch wohl für ein Schicksal passieren lassen; — aber daß er aus Behaglichkeit, aus Faulheit, aus Dummheit, — zur Krippe und zu den Haferkörnern zurückkehrte, um mit Prügeln wieder auf den Platz getrieben zu werden: fürwahr, das war bullenhaftig. Und man sage, was man will, der Bulle hat sich seinen Tod selbst zu danken.

Man trieb das Tier wieder heraus und machte das Behältnis hinter ihm zu. Das Vieh mochte nun seine Laune haben, oder es mochte aus Ahnung so handeln, — kurz, es stand stockstill und sagte keinem Menschen etwas. Nach dem Gesetz des Stiergefechts mußte der Stier der angreifende Teil sein; aber der Stier war friedfertig.

Die Knappen warfen ihm etliche Dutzend Kiesel in die Rippen.

Das brachte ihn doch einigermaßen aus seinem Phlegma. Und wie ihm vollends eine Menge Schwärmer und Raketen unter die Nase flogen, da rissen ihm einige Geduldsfaden und er deklarierte seinen Unmut mit Brummen und Springen. Die Schwärmer kamen in verdoppelter Dosis, und er lief wie toll umher, kam aber keinem Menschen zu nahe. Ein Schildknapp ersah das Tempo und erwischte ihn beim Schwanze, ließ sich von ihm immer ringsum schleppen und prickelte ihn mit der Gabel in die Keulen und an Stellen, wo kein ehrenhafter Bulle sich gern prickeln läßt. So, vorn von den Schwärmern, hinten von dem mutwilligen Jungen inkommodiert, mußte wohl auch der letzte Geduldfaden Abschied nehmen, und mit Wut und Bocksprüngen stürzte er sich auf die rote Quadrille, — wo er aber mit der blanken Wehre so empfangen wurde, daß er in wenig Augenblicken dalag, ohne jemand beschädigt zu haben.

Die Trompeten verkündeten seine Niederlage.

Als dem vierten Bullen zur Leiche getrompetet wurde, riefen Se. Gnaden: „Alle Hagel, das ist all kurjos genug; aber sechs über einen, und denn im Notfall noch Helfershelfer, das ist muschant, — so ist es. Mann gegen Mann, das hat noch Art und Schick! 'n Bull ist doch für den Kuckuck kein Lindwurm nicht, hä?"

„In Spanien, Eur Gnaden, ficht auch nur ein Ritter zu Pferde gegen den Stier," erwiderte der Präsident.

„Warum kriegt er denn 'n halb Schock drüber her?" —

„Ja, Eur Gnaden, die Ritter dort sind darauf geübet, und doch kömmt oftmals einer ums Leben." —

„Ah, Schnack, da hört wohl was Rechts zu, so'n arm Beest kaputt zu machen. Laß meinen Hans mal herbringen. Sieht er Prätendent, tät mich mein Lebstage auf so was nicht üben, aberst er soll sehen, daß der Bulle an mir seinen Mann findet." —

Der Präsident bat himmelhoch, Se. Gnaden möchten doch ihr teures Leben nicht in Gefahr setzen. Die andern Herren stimmten mit ein: aber der mannliche Siegfried blieb unbeweglich.

„Halt da man alle 's Maul von," rief er, „so was ist man 'n

Packtell, obschon ich's mein Tage nicht gepraksiert habe. Wollen doch mal sehen, — so wollen wir."

Damit wollte er zur Loge hinausgehen. Der Ludimagister verfluchte in seinem Herzen das Stiergefecht und den Mut Sr. Gnaden, der ihn jetzt in Gefahr setzte, einen solchen Gönner zu verlieren. Er warf sich dem Junker zu Füßen, umarmte seine Knie und flehete himmelhoch. Umsonst, Held Siegfried wollte sich seines Namens nicht vergebens angemaßet haben. „Halt Er's Maul, alte Hure!" schrie er, riß sich los, ging die Treppe hinab, schwang sich auf den Hengst und ritt in die Schranken.

Alles war voll Erwartung und Furcht.

Der Edelmann im Pommerlande amüsierte sich nicht damit, erst in den Schranken ringsum zu reiten, sondern rasch, wie er in die Schranken gesprengt war, postierte er sich dem Behälter gerade gegenüber, zog den silbernen Säbel und wartete kaltblütig des Feindes.

„Na!" rief er den Trompetern zu, „haben die Kerls da droben Brei im Schnabel? Blast 'n Signal, daß 's Dings 'n Ende kriegt!"

Das Signal ward gegeben, die Pforten flogen auf, und hervor trat der Stier, der ohne Zweifel kein Liebhaber von Musik war. Er wütete mit seinen Hörnern gegen die Erde und schleuderte die Schollen hoch in die Luft. Se. Gnaden erwarteten ihn festen Fußes, doch der Bulle sah nicht nach Sr. Gnaden hin, bis ihm einige Schwärmer überlästig wurden. Da setzte er sich aber auch so in den Gang, daß Mann und Roß gelegen hätten, wenn der Junker ihm nicht mit einer schnellen Wendung den Paß eröffnet hätte. So wie er neben unserm Helden wegschoß, fuhr ihm aber der Säbel des Junkers so kräftig ins Genick, daß er starrtot niederstürzte.

Die Trompeten verkündigten seinen Fall und den Sieg des gnädigen Herrn, der ganz gelassen vom Pferde stieg, seinen Säbel auf dem Fell des erlegten Stiers abwischte, ihn mit dem Schnupftuche sauber nachputzte und ruhig in die Scheide steckte. Sein ganzer

Hof drängte sich um ihn her, ihm Glück zu wünschen, aber Junker Siegfried stopfte den Herren stracks den Mund. „Kikelkakel!“ rief er, „seid ihr alle toll, Leute, daß ihr da so 'n Baha von macht? 'n toter Ochs ist wohl des Schnacks wert? Ja, wenn's noch 'n Haselwurm oder der siebenköpfige Drach gewesen wäre; aberst 'n Bulle, seht ihr, das ist man so viel wie nix, den kann 'n jeder Schlachterjunge totschlagen. — Wollte man weisen, daß 's 'ne Schande ist, wenn so 'n ganzer Kumschlag über einen herkömmt. Will das auch nicht mehr haben, — so will ich. Hat einer aber Lust, allein mit einem Bullen zu fechten, so kann er's meinetwegen tun!“

Ein rascher Kerl aus der apfelgrünen Quadrille erbot sich gleich dazu, wenn man ihm außer dem Dreizack noch ein Messer erlauben wollte. Das räumten Se. Gnaden ihm willig ein und verfügten sich wieder nach ihrem Sitze.

Als der Stier heraus rannte, empfing ihn der Champion mit vorgehaltener Gabel, die, so tief sie konnte, in die Brust des Bullen drang. In dem Augenblick ließ er die Gabel fahren und schwang sich auf das wütende Tier, das durch den Schmerz der Wunde und durch die ungewohnte Last noch rasender wurde und entsetzliche Sprünge machte. Der abenteuerliche Reiter aber nahm seine Zeit wahr und stach dem Bullen das spitzige Messer gleich hinter dem Kopfe ins Genick, wie an manchen Orten die Fleischer gewohnt sind, das Rindvieh zu schlachten, und der Stier sank auf der Stelle nieder.

Der Junker bezeugte seine Zufriedenheit über den jungen Bauern, wiewohl er doch meinte, es wäre bei diesem Kampfe nicht so ganz redlich zugegangen; denn dadurch, daß er sich auf den Rücken des Stiers geschwungen, habe er ihm schon die Gewalt, zu schaden, benommen. „Jh nu, gnädiger Herr,“ sagte der Bauer, „jeder macht's so gut, als er kann!“ — „Freilich wohl,“ sagte der Junker und machte dem Burschen ein ganz artiges Geschenk.

Dem Ludimagister, der vielleicht ein wenig zu reichlich gefrühstückt haben mochte, schwoll bei diesen Vorfällen der Mut. Er

meinte bei sich selbst, wenn man den Bullen so auflaufen ließe, so sei nichts leichter als ihm mit einer Axt einen Treff vor den Blessen zu geben, daß er alle Viere strecken müsse. Die sechs Stiere, die er da tot vom Platze hatte schleppen sehen, hatten ihn vertraut mit der Gefahr gemacht, und er fing beinahe an, es für eine Kleinigkeit zu halten, einen Stier zu bestehen, demnach erbat er sich's vom Junker, den letzten Bullen bekämpfen zu dürfen.

Der Edelmann, der selbst Herz hatte, nahm dies zweideutige Zeichen von Mut, das erste, welches sein Günstling jemals an sich blicken ließ, so gnädig auf, daß er mit Freuden seine Einwilligung gab.

Herr Bartholomäus Schwalbe befahl demnach, daß ihm eine Axt gebracht würde. Mit dieser Wehr schritt er kecklich in die Schranken und nahm stolz einem der Knappen eine Mistgabel aus der Hand.

Als der schwarze Ritter sich in Erwartung des Signals dem Behälter gegenüberstellte, fand er schon eine Schwierigkeit, an die er vorher nicht gedacht hatte. Er wußte nicht, wie er's beginnen sollte, seine beiden Gewehre zugleich so zu halten, daß ihm jedes stracks zur Hand sei. Ihm wurde in der Tat ein bißchen grün und gelb vor dem Auge, als er wahrnahm, zwischen einer Axt und einem Bakel sei doch ein merklicher Unterschied; ja, er würde aller Wahrscheinlichkeit nach den fürchterlichen Kampf aufgegeben haben, wenn nicht in dem Augenblick auf einen Wink des Herrn Leibpoeten, der die Verlegenheit des Präsidenten bemerkte, die Trompeten das Zeichen gegeben hätten.

Als die Tore des Behältnisses rasselnd auffuhren, war dem schwarzen Genie nicht anders, als sähe er die Hölle geöffnet, und er verwünschte aus dem Innersten des Herzens den Wärter, der mit kräftigen Peitschenhieben den Stier hinaustrieb. „Gott sei meiner armen Seele gnädig und barmherzig!" rief er, da der aufgebrachte Bulle mit gesenktem Horn und gestrecktem Halse auf ihn losrannte. Kein einziger unter den vorigen Stieren hatte so geradezu seinen Mann attackiert, und der schwarze Champion ver-

sicherte in der Folge wohl hundertmal, der Teufel selbst könne unmöglich so gluhpsch aussehen. Aber was sollte er tun! Ans Entlaufen war nicht zu denken, die Schranken waren verschlossen. Er faßte ein Herz, wo keins war, ließ die Axt fallen und hielt, so gut er's vermochte, dem Stier die Gabel entgegen. Doch, ich weiß nicht, ob zu seinem Glück oder Unglück: in der unermeßlichen Angst verfehlte er seinen Feind. Dieser aber verfehlte ihn, so behend er auf die Seite sprang, nicht völlig; denn er fuhr mit seinem rechten Horne, — meint ihr, in die Brust des Ludimagisters? Nicht doch, der Stier wußte besser, wo den schwarzen Leuten das Herz sitzt! — Er fuhr, sag' ich, mit seinem rechten Horne in die schönen schwarzsamtnen Hosen des Ludimagisters, die zu diesem festlichen Tage neu gemacht worden waren, und die Lende des Helden wurde jämmerlich gestreift. Weil der Samt stark war, so blieb der arme Ritter am Horn seines Gegners hangen. Der Bulle schüttelte und schleuderte ihn entsetzlich, und er würde ohne Testament aus der Welt gegangen sein, wenn nicht auf den lauten Zuruf des Junkers alle Quadrillen herzugesprungen wären, die dem Stiere so heftig zusetzten, daß, wie er nun tot dalag, kein Gerber einen Groschen für seine Haut gegeben hätte.

Man befreite den ohnmächtigen Kämpfer von der Last des Stieres, und es kostete Mühe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

So endigte das merkwürdigste Stiergefecht, auf das die liebe Sonne jemals herunter geschienen hat. Und nun verwandelte sich der Kampfplatz in einen Freudensaal. Es ward ein langer Tisch, mit einer guten Mahlzeit befrachtet, hereingetragen, an welchen die vierundzwanzig Champions sich setzten und von ihren Knappen bedient wurden. Nachdem sie gegessen hatten, erlaubte ihnen der gnädige Herr, die jungen Dorfschönen zum Tanz einzuladen, und sah von seinem Balkon, wohin er sich Erfrischungen bringen ließ, ihrer Freude zu mit der teilnehmenden Wonne eines guten Landesvaters, der sein gutes Völkchen gern glücklich, froh und zufrieden sieht.

MUZEUM POMORSKIE

Die Bernsteinhexe.

Von Wilhelm Meinhold.

Volkes Haß — ein schneidend Glas;
Volkes Gunst — ein blauer Dunst.

Koffer, Truhen, Schränke waren erbrochen und zerschlagen, auch mein Priesterhemd zerrissen. Doch hatten sie mein armes Töchterlein nicht gefunden, weil ich sie in einem dunklen Stall verborgen hatte; denn sonst, sorge ich, hätten sie mir noch mehr Herzeleid bereitet.

Wollten die räudigen Hunde doch schon meine alte Ilse, ein Mensch von fünfzig Jahren, angehen, hätte es ihnen ein alter Kornett nicht gewehrt. Ich dankte daher meinem Schöpfer, als die wilden Gäste wegwaren, daß ich mein armes Kind vor ihren Klauen geborgen hatte. Doch war nun kein Stäublein Mehl, kein Körnlein Getreide, noch ein Stücklein Fleisch mehr vorhanden, und ich wußte nicht, wie ich mein und meines armen Kindes Leben fristen sollte. Doch hatte ich die heiligen Gefäße geborgen, welche ich gleich mit den beiden Vorstehern Hinrich Seden und Klaus Bulk in der Kirche vor dem Altar vergrub, Gott die Obhut empfehlend.

Weil ich nun aber bittern Hunger litt, so schrieb ich an den Herrn Amtshauptmann Wittich von Appelmann auf Pudgla, daß er um Gottes und seines heiligen Evangeliums willen in solch schwerer Not und Trübsal mir zukommen ließe, was Se. Fürstliche Gnaden Philippus Julius mir an Einkünften vom Kloster zu Pudgla bestimmt hatte, nämlich 90 Scheffel Gerste und 25 Mark Silber. Das hatte der Amtshauptmann mir bis jetzt verweigert. Denn er war ein harter unmenschlicher Mann, der das heilige

Evangelium und die Predigt verachtete, auch öffentlich und ohne Scheu seinen Spott über die Diener Gottes hatte. Er sagte, daß sie unnütze Brotfresser wären, und daß Luther den Schweinestall der Kirche nur halb gesäubert hätte. — Gott besser's!

Aber er antwortete mir nicht, und ich wäre wohl verschmachtet, hätte nicht Hinrich Seden für mich im Kapsel gebetet. Gott lohn's dem ehrlichen Kerl in der Ewigkeit! Er wurde dazumalen auch schon alt und hatte viel Plage von seinem bösen Weibe Lise Kollken. Ich dachte gleich, daß es nicht sonderlich gehen würde, als ich sie traute, da sie lange mit Wettich Appelmann im allgemeinen Gerede war, der von jeher ein rechter Erzschalk und Schürzenjäger war, — denn so etwas segnet der Herr nicht.

Selbiger Seden nun brachte mir fünf Brote, zwei Würste und eine Gans, welche die alte Paalsche in Loddin ihm verehrt hatte, auch eine Seite Speck von Hans Tewert, dem Bauern. Ich möchte ihn aber vor seiner Frau schützen, sagte Hinrich Seden, welche die Hälfte hatte für sich behalten wollen. Da er sich geweigert hatte, hätte sie ihm die Kopfgicht angewünscht, so daß er gleich ein Ziehen in der rechten Wange verspürt hatte, das jetzt ganz böse war.

Vor solcher schrecklichen Nachricht entsetzte ich mich, wie es einem guten Seelenhirten geziemt, und fragte, ob er vielleicht glaubte, daß sie in bösem Verkehr mit dem leidigen Satan stände und hexen könne? Aber er schwieg und zuckte mit den Achseln. Ich ließ mir also die alte Lise rufen, welche ein langes, dürres Mensch von etwa sechzig Jahren war, mit Gluderaugen, so daß sie niemanden gerade ins Antlitz schaute, — dazu hatte sie ganz rote Haare wie ihr Kerl auch. Aber obwohl ich sie fleißig aus Gottes Wort vermahnte, gab sie doch keine Antwort. Als ich aber endlich sagte: „Willst du deinen Kerl wieder umböten, oder willst du, daß ich's der Obrigkeit anzeige?" — denn ich sah ihn durch das Fenster bereits wie einen Unsinnigen auf der Straße rasen, — gab sie endlich nach und versprach, daß es bald mit ihm besser werden sollte. Das geschah denn auch. Doch bat

sie, daß ich ihr etwas Speck und Brot verehren wolle, weil sie seit drei Tagen kein ander Fleisch und Nahrung mehr zwischen den Zähnen gehabt hätte als ihre Zunge.

Also gab ihr mein Töchterlein ein halbes Brot und ein Stück Speck, zwei Hände lang, was ihr aber nicht genug dünkte, sondern sie mummelte zwischen den Zähnen. Darauf sagte mein Töchterlein: „Bist du nicht zufrieden, alter Hexensack, so packe dich und hilf erst deinem Kerl; schaue, wie er das Haupt auf Zabels Zaun gelegt hat und mit den Füßen vor Wehetag trampelt!" Da ging sie, doch mummelte sie zwischen den Zähnen: „Ja, ich will ihm helfen, — und dir auch!"

Nach etlichen Tagen, als unsre Notdurft fast verzehrt war, fiel mir auch meine letzte Kuh um, — die andern hatten die Wölfe zerrissen. — Ich hatte zwar Verdacht, daß die Lise ihr etwas angetan hätte, da sie doch am Tage zuvor noch wacker gefressen hatte. Doch lasse ich das dahingestellt, weil ich niemanden verleumden mag.

Alles in allem: ich war wiederum in großen Nöten und mein Töchterlein Maria zerriß mir das Herz durch ihr Seufzen noch mehr, als sich das Geschrei erhob: daß abermals ein Trupp Kaiserliche nach Ückeritz gekommen und noch gräulicher als die ersten gehaust, auch das halbe Dorf in Brand gesteckt habe. Deshalb hielt ich mich in meiner Hütte nicht mehr für sicher. Ich machte mich also mit meinem Töchterlein und der alten Ilse auf nach dem Streckelberg, wo ich bereits ein Loch, einer Höhle gleich, trefflich von Brummelbeeren verranket, uns ausersehen hatte, wenn die Not uns verscheuchen sollte.

Wir nahmen mit, was uns an Notdurft des Leibes verblieben war, und rannten mit Seufzen und Weinen in den Wald, wohin uns aber bald die Greise und das Weibsvolk mit den Kindern folgten. Diese erhoben ein großes Hungergeschrei; denn sie sahen, daß sich mein Töchterlein auf einen Stubben setzte und ein Stück Fleisch und Brot verzehrte. Die kleinen Würmer kamen mit ausgereckten Händlein angelaufen und schrien: „Uck hebben, uck

hebben!" Da mich solch großes Leid jammerte, wehrte ich meinem Töchterlein nicht, daß sie alles Brot und Fleisch unter die hungrigen Kindlein verteilte. Erst mußten sie aber dafür: „Aller Augen . . ." beten, über welche Worte ich dann eine tröstliche Ansprache an das Volk hielt.

Aber solcher Trost währte nicht lange; denn nachdem wir wohl an die zwei Stunden bei der Höhle gelagert hatten, huben die Glocken im Dorfe so kläglich an zu gehen, daß es einem jeden schier das Herz brach. Dazwischen erscholl lautes Schießen, Geschrei von Menschen und Bellen der Hunde, daß jeder erkennen konnte, der Feind sei mitten im Dorfe. Wir hatten daher genug, die Weiber zu beschwichtigen, daß sie durch ihr unverständiges Wehklagen nicht dem grimmigen Feind unsern Schlupfwinkel verraten möchten, — zumal, als es anfing, schmokig zu riechen und sogleich auch die helle Flamme durch die Bäume glitzerte. Deshalb schickte ich den alten Paasch auf den Berg, daß er umherlugen sollte, wie es stände, — hätte sich aber wohl zu wahren, daß man ihn nicht vom Dorfe erschaue.

Er ging und kam alsbald mit der Botschaft zurück, daß gegen zwanzig Reiter aus dem Dorfe gegen die Damerow gejagt wären, und das halbe Dorf in roten Flammen stände. Auch erzählte er, daß durch seltsame Fügung Gottes sich sehr viel Gevögel in den Knirkbüschen und anderswo sehen ließe, und meinte, wenn man sie nur fangen könnte, daß sie eine treffliche Speise für uns abgeben würden. Ich stieg also selbst auf den Berg, und nachdem ich alles so befunden hatte, auch gewahr geworden war, daß durch des barmherzigen Gottes Hilfe das Feuer im Dorfe nachgelassen, auch daß mein Hüttlein wider mein Verdienst und Würdigkeit noch stand, — stieg ich herunter, tröstete das Volk und sprach: „Der Herr hat uns ein Zeichen gegeben und will uns speisen wie einst das Volk Israel in der Wüste; denn er hat uns eine treffliche Schar von Krammetsvögeln über die wüste See gesendet, welche aus jedem Büschlein burren, wenn man ihm nahet. Wer will nun in das Dorf laufen und schneiden die

Mähnhaare und den Schwanz von meiner gefallenen Kuh weg, die hinten auf der Wörth liegt." (Denn Roßhaare gab es im ganzen Dorf nicht, weil alle Rosse längst vom Feinde genommen oder erstochen worden waren.)

Aber es wollte sich niemand finden, da die Angst noch größer war als der Hunger, als meine alte Ilse anhub: „So will ich schon gehen; denn ich fürchte mich nicht, weil ich auf Gottes Wegen bin. Gebet mir nur einen guten Stock!" Als ihr nun der alte Paasch seinen Stecken hingereicht hatte, begann sie vor sich hin zu singen: „Gott, der Vater, wohn uns bei!" und verlief sich bald in das Gebüsche.

Inzwischen ermahnte ich nun das Volk, Hand anzulegen, kleine Rütlein zu den Dohnen zu schneiteln und Beeren zu suchen, weil es Mondschein war und allerwärts viel Gänseflieder und Ebereschen auf dem Berge standen. Die kleinen Kindlein aber hütete ich mit meiner Marie, weil die Gegend nicht sicher vor Wölfen war. Deswegen machten wir ein lustiges Feuer an, um welches wir uns setzten und dem kleinen Volk die Gebote verhörten. Da knisterte und knasterte es hinter uns, und mein Töchterlein sprang mit dem Ruf: „O weh, der Feind kommt!" auf und in die Höhle. Aber es waren nur die rüstigen Kerls, die im Dorfe geblieben waren und nun kamen, uns Botschaft zu bringen, wie es dort stand.

Daher rief ich meiner Tochter zu: „Komm her, es sind Freunde!" worauf sie denn auch mit großen Freuden wieder hervorsprang und bei uns am Feuer niedersaß. Alsbald erzählte nun mein Vorsteher Hinrich Seden, was im Dorfe vorgefallen war, und wie er nur durch sein Weib Lise Kollken sein Leben geborgen hatte. Jürgen Flatow, Chim Burse, Clas Peer und Chim Seideritz aber wären erschlagen, und läge letzterer auf dem Kirchsteig. Zwölf Katen hätten die grimmigen Mordbrenner in Asche gelegt, und es wäre nicht deren Schuld, daß nicht das ganze Dorf draufgegangen sei, es habe ihnen nur der Wind nicht gepaßt. Sie hätten zum Hohn und Gespött die Glocken dazu geläutet, ob niemand kommen wollte und löschen. Als er und die drei anderen

jungen Kerls hervorsprangen, hätten sie die Muskoten auf sie abgedrückt, aber niemand getroffen, darauf waren seine Gesellen über die Zäune gesprungen, ihn aber hatten sie erwischt und schon das Gewehr über ihn ausgereckt, als sein Weib Lise Kollken mit einem anderen Trupp aus der Kirche hervortrat und ihnen winkte, sodaß er Ruhe bekam. Lotte Hebers aber hatten sie in ihrem Wochenbett erstochen, das Kindlein gespießt und über Clas Peers Zaun in die Nesseln geworfen.

Als er schwieg, fragte ich nach meiner Hütte, von der sie aber nichts wußten, als daß sie noch stand. Dann fragte ich den alten Seden, was sein Weib in der Kirche gemacht hätte. Ich hätte vergehen mögen vor großem Schmerz, als ich hörte, daß die Lotterbuben beim Heraustreten die beiden Kelche nebst den Patenen in Händen getragen hatten. Daher fuhr ich die alte Lise, welche nun auch durch das Buschwerk angeschlichen kam, sehr heftig an. Sie gab aber trotzig zur Antwort, daß das fremde Volk sie gezwungen hätte, die Kirche aufzuschließen, da ihr Kerl sich ja in den Zaun verkrochen hatte und niemand anders da gewesen war. Sie wären sogleich vor den Altar getreten, und da ein Stein nicht gut eingefugt war, — (was aber eine Erzlüge war!) — hätten sie gleich angefangen, mit ihren Schwertern zu graben, bis sie die Kelche und die Patenen gefunden hatten.

Nun kamen die Greise und Weiber mit vielen Beeren an, auch meine alte Magd mit dem Kuhschwanz und den Mähnhaaren, welche erzählte, daß das ganze Haus umgewühlt, die Fenster zerschlagen, die Bücher und Schriften auf der Straße in den Kot getreten und die Türen aus den Haspen gehoben worden wären. Das war mir aber geringeres Leid als die Kelche. Ich ermahnte daher das Volk, Biegel und Schneere zu machen, um am nächsten Morgen unser Jagdwerk zu vollführen. Ich klaubete auch selber Rütlein bis um Mitternacht, und da wir eine ansehnliche Zahl gefertigt hatten, ließ ich den alten Hinrich Seden den Abendsegen beten, den wir alle kniend anhörten, worauf ich am Ende noch ein Gebet tat und das Volk alsdann vermahnte, die Männer für

sich und die Weiber auch für sich, sich vor der Kälte (weil es schon im Monat September war und der Wind gar frisch von der Seekante herwehte) in dem Buschwerk zu verkriechen. Ich selbst stieg mit meinem Töchterlein und der Magd in die Höhle, hatte aber noch nicht lange geschlummert, als ich den alten Seden heftig wimmern hörte, weil ihn die Kolik überfallen hatte, wie er klagte. Ich stand daher wieder auf und gab ihm mein Lager, setzte mich wieder zum Feuer und schneitelte Dohnen, bis ich ein halb Stündlein entschlief und der Morgen anbrach, worauf es mit ihm besser geworden war. Ich machte mich alsbald auf und erweckte das Volk zum Morgensegen.

Diesmal tat ihn der alte Paasch, konnte aber nicht recht hineinkommen, weshalb ich ihm aushelfen mußte. Hatte er ihn vergessen, oder tat's die Angst, das lasse ich ungesagt. Danach schritten wir zum Werk, keilten die Dohnen in die Bäume und umhingen sie mit Beeren, unterdessen mein Töchterlein die Kinder hütete und Brummelbeeren für sie zum Frühstück suchte.

Nun muß man aber wissen, daß wir quer durch den Busch gegen den Weg nach Ückeritz hin keileten. Als ich da mit dem Beil in der Hand (es war Sedens Beil, so er in der Frühe aus dem Dorfe geholt) in den Weg trat, nahm ich auf der Erden ein Brot wahr von Armeslänge, worauf ein Rabe pickte, und welches ohne Zweifel ein kaiserlicher Reiter am Tage zuvor aus seinem Schnappsack verloren hatte, weil ja auch noch frische Roßtrappen im Sande dabeistanden.

Ich knöpfte es mir heimlich über den Wanst, damit niemand etwas merkte, obschon Paasch dicht hinter mir schritt und auch alle andern in nicht gar großer Ferne ihm folgten.

Als wir nun in großer Frühe die Dohnen so bestellt hatten, saßen schon gegen die Mittagszeit eine so große Menge Vögel darinnen, daß Käte Berow, welche mir zur Seite schritt, als ich sie abband, sie in ihrem Schurzfleck kaum lassen konnte und auf der andern Seite der alte Pagels auch nicht viel weniger aus Brustlatz und Rocktaschen hervorlangte.

Mein Töchterchen setzte sich also mit dem andern Frauvolk hin, das Gevögel zu rupfen, und da es an Salz gebrach (das hatten die meisten von uns lange entbehrt!), forderte sie ein paar Männer auf, zur See hinabzusteigen und in einem Grapen, der noch von Stoffer Zuter geborgen worden war, ein wenig gesalzenes Wasser zu holen. In dies Wasser tunkten wir nunmehr die Vöglein und brieten sie darauf bei einem großen Feuer, wobei uns allen schon von dem süßen Geruch das Maul zu wässern begann.

Als alles fertig war und das Volk sich auf die Erde gelagert hatte, sagte ich: „Nun schauet, wie der Herr sein Volk Israel in der Wüste noch immerdar mit frischen Wachteln speiset, — sollte er nun ein Übriges tun und uns ein Stücklein Mannabrot vom Himmel senden, was meinet ihr, würdet ihr dann jemals müde werden zu glauben, und nicht vielmehr alle Not, Trübsal, Durst und Hunger willig tragen?" Darauf antworteten sie: „Ja, sicherlich!" — „Wollt ihr mir das wahrhaftig versprechen?" — „Ja, das wollen wir!"

Da zog ich mit Tränen das Brot von meinem Wanst hervor, hob es hoch in die Höhe und rief: „Nun schau, du armes gläubiges Häuflein, welch ein süßes Mannabrot dein treuer Erlöser dir durch mich gesendet hat," worauf alles schrie, ächzte und weinte, auch die kleinen Kinder abermals herbeisprangen und die Händlein ausreckten, indem sie schrien: „Kiekt, Brot — kiekt, Brot!" Da ich aber vor Wehmut selbst nicht beten konnte, ließ ich Paaschens klein Mädchen das Gratias beten, während meine Maria das Brot zerschnitt und einem jeglichen sein Teil reichte. Und nun langten wir allesamt freudig zu zu dem Gottesmahl in der Wüste.

Als wir uns endlich gesättigt hatten, hielt ich die Danksagung über Lukas 12, 24, wo der Herr spricht: „Nehmt wahr der Raben: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie haben auch keine Keller und Scheunen, und Gott nähret sie doch; wieviel aber seid ihr besser denn die Vögel?"

Aber unsere Sünden kamen vor den Herrn; denn da die alte Lise, wie ich bald in Erfahrung brachte, ihre Vögel nicht verzehrt,

weil sie ihr zu nüchtern vorgekommen waren, sondern in den Knickbusch geworfen hatte, ergrimmte sein Zorn über uns, wie einst über Israel, und wir hatten zur Nacht nur sieben Vögel auf den Schneeren, am anderen Morgen aber nur zwei. Auch kam kein Rabe wieder, der uns Brot brachte.

Darum schalt ich die alte Lise und ermahnte das Volk, solche gerechte Strafe Gottes willig auf sich zu nehmen, in die verfallenen Hütten zurückzukehren, fleißig zu beten und zu sehen, ob Gott vielleicht auf der See mehr bescheren möchte. Doch ich wollte noch eine Zeitlang in der Höhle bleiben und da Dohnen hüten. Man sollte nur inzwischen mein Pfarrhaus nach besten Kräften wieder zurichten, damit ich es bald beziehen könnte, weil die Kälte mir beschwerlich fiele. Solches gelobten sie auch zu tun und schieden mit Seufzen, — welch ein kleines Häuflein! Ich fand nur noch fünfundzwanzig Köpfe, da ihrer doch sonst über achtzig gewesen waren. Alle andern hatten Hunger, Schwert und Pestilenz gewürgt.

Ich sendete mein Töchterlein nebst der Magd mit zum Dorfe, daß sie sich umsehen sollten, wie es in der Widemen (Pfarrhaus) stände, auch die Schriften und Bücher wieder zusammenlesen und mir Kundschaft bringen, wenn Hinze, der Zimmermann, die Särge für die elenden Leichname zusammengehämmert haben würde, daß ich sie am nächsten Tage begraben könnte.

Darauf schritt ich zu den Dohnen, aber nur ein einziges Vöglein war darin zu spüren. Doch traf ich einen schönen Brummelbeerenbusch, wovon ich etwa eine Metze Beeren pflückte, die ich mit dem Vogel in Stoffer Zuters Grapen tat und zur Nachtkost ans Feuer setzte.

Es währte auch nicht lange, bis mein Kind und die Magd durch den Busch brachen und von dem Greuel der Verwüstung erzählten, den der leidige Satan im Dorf und in der Widemen angerichtet hatte. Mein Töchterlein hatte noch ein paar Bücher zusammengelesen, die sie mit sich trug, vor andern einen Vergil und eine griechische Bibel. Und als sie darauf erzählt hatte, daß

der Zimmermann erst morgen fertig würde und wir uns zur Not gesättigt hatten, mußte sie mir noch einmal die Stelle vom Raben vorlesen, worauf die Magd den Abendsegen betete und wir uns nach der Höhle zur Nachtruhe begaben.

Als ich des andern Tags mit allgemeinem Wehklagen des ganzen Dorfs die elenden Leichname beerdigt hatte, hörte ich, daß auch weder die See noch das Achterwasser etwas hatte hergeben wollen. Dies dauerte zehn Tage, daß das arme Volk fast kein Fischauge fangen konnte.

Der harte Winter stand vor der Tür, und kein Korn, kein Fleisch, kein Fisch, kein Apfel war sowohl im Dorfe als im ganzen Kapsel mehr zu finden. Gewild gab es zwar genug in der Coserowschen und Ückeritzer Heide, aber der alte Heidereuter Zobel Nehring war im vergangenen Jahr an der Pestilenz gestorben und noch kein neuer angekommen. Auch war im ganzen Kapsel keine Muskete oder Kraut dazu aufzufinden. Wir mußten daher alle Tage ansehen, wie Hirsche, Rehe, Hasen und Schweine an uns vorbeisprangen, da wir sie doch lieber in unserm Magen gehabt hätten, aber sie in unserer Ohnmacht nicht gewinnen konnten. Und in Gruben wollten sie sich nicht fangen lassen. Doch hatte Claus Peer ein Reh so gefangen und mir auch ein Stück davon verehrt. Auch an zahmem Vieh war fast gar nichts mehr im Kapsel vorhanden, auch nicht Hund noch Katze, die das Volk in der großen Hungersnot gegessen oder versäuft hatten. Doch hatte der alte Bauer Paasch noch zwei Kühe, auch soll in Ückeritz ein alter Mann Ferkel gehabt haben: das war alles. Darum lebte fast alles Volk von Brummel- und anderen Waldbeeren, welche aber auch schon begannen, selten zu werden. Auch hatte sich bereits ein Knabe von vierzehn Jahren verlaufen und nichts wieder von sich hören lassen, so daß ich vermute, daß ihn die Wölfe gefressen haben.

Da ich nun über Feld ging und bedachte, wie mein Töchterlein vor Hunger wie ein Schatten verging, obschon ich selber als ein alter Körper noch keinen merklichen Abgang meiner Kräfte spürte,

so gewahrte ich auf dem Wege gen Ückeritz einen Bettelmann. Der saß mit seinem Ränzel auf einem Stein und verzehrte ein Stücklein seltene Gottesgabe, verstehe! — ein Stücklein Brot. Ach, da liefen mir armem Mann die Backen so voll Wasser, daß ich mich erst bücken und es zur Erde laufen lassen mußte, ehe ich fragen konnte: „Wer bist du, und wo kommst du her, daß du Brot hast?" Er antwortete, daß er ein armer Mann aus Bannemin sei, dem der Feind alles genommen. Er habe aber erfahren, daß der Lieper Winkel lange Frieden gehabt, und da hätte er sich aufgemacht, dort zu schnurren. Nun sagte ich darauf: „Du armer Bettelmann, so gib einem betrübten Diener Christi, der ärmer ist als du, nur eine kleine Schnede Brot für sein armes Töchterlein ab; denn du sollst wissen, mein Kind will sterben vor Hunger." Aber der Bettler wollte mir nichts geben. Er hätte selber ein Weib und vier Kinder, die dem Hungertode entgegenwankten, da die Not in Bannemin noch viel größer sei als hier, wo wir doch Beeren hätten. Er könne mir daher nicht helfen, und ich solle selber nach dem Lieper Winkel gehen. Auch fragte er mich, ob ich nicht erfahren hätte, daß in Bannemin ein Weibsbild ihr eigenes Kind geschlachtet und vor Hunger aufgezehrt habe?

Vor solcher Rede entsetzte ich mich und faßte meinen Stecken, um weiter zu gehen. Doch war ich kaum ein paar Ellen geschritten, als mir der Bettler nachrief, daß ich stehen sollte. Ich wandte mich daher wieder um, worauf er mir mit einer guten Schnede Brot entgegentrat, die er aus seinem Mersack geholt hatte, und sprach: „Da! äwer bedet uck för mi, dat ick to Huuse kame, denn wenn se unnerweges rücken, dat ick Brot hebbe, schleht mi min egen Broder dot, köhnt mi glöwen!"

Solches versprach ich mit Freuden und kehrte flugs um, meinem Töchterlein den heiligen Christ zu bringen, den ich in meiner Rocktasche verborgen hatte.

Doch siehe, als ich gegen die Straßen komme, die vom Wege nach Loddin führt (vorher hatte ich es in meiner Betrübnis übersehen!), traute ich kaum meinen Augen, als ich dort mein Acker-

stück begatet, besät und bestaudet antraf, so daß die Roggensaat schon fingerslang lustig aus der Erde geschossen war. Ich konnte nicht anders glauben, als daß Satan mir ein Blendwerk vorgespielt hatte. Doch wie ich mir auch die Augen rieb, es war Roggen und blieb Roggen. Weil aber dem alten Paasch sein Stück, das daneben lag, auch besät und die Hälmlein zu gleicher Höhe mit den meinigen geschossen waren, konnte ich leicht erraten, daß der gute Kerl solches getan.

Dann lief ich mehr, als ich ging, ins Dorf zurück und auf des alten Paaschen Hof, wo ich ihn antraf, wie er eben seine Kuh zerhaute, die er vor grimmigem Hunger nun auch geschlachtet hatte. „Gott hilf dir," sagte ich, „du frommer Kerl, daß du meinen Acker begatet hast! Wie soll ich dir's lohnen!" Aber der alte Mann gab zur Antwort: „Eat he dat man wesen, und bede he man för uns!" Als ich ihn fragte, wie er sein Korn vor dem grimmen Feind geborgen hätte, erzählte er mir, daß er es in der Höhle im Streckelberge versteckt hatte, nun aber auch all sein Vorrat aufgezehrt war. Inzwischen schnitt er ein groß schön Stück Fleisch dem Haupt aus den Lenden und sagte: „Da hett he uck wat, und wenn et all is, kann he noch eis kamen."

Als ich nun mit vieler Danksagung gehen wollte, griff mich seine kleine Maria bei der Hand, ein Kindlein von sieben Jahren, die im Streckelberge das Gratias gebetet, und wollte mit zu meiner Tochter nach der Schule; denn da mein Küster in der Pestzeit auch das Zeitliche gesegnet, muß sie die paar kleinen Kinder im Dorf unterrichten, welches aber seit lange unterblieben war. Ich wollte es dem Kinde daher nicht weigern, obwohl ich gleich besorgte, daß mein Töchterlein das Brot mit ihr teilen würde, da sie das Mägdlein sehr liebhatte, auch seine Pate war. Und so geschah es denn auch; denn als das Kind sah, daß ich das Brot hervorlangte, schrie es gleich vor Freuden auf und begann auf die Bank zu klettern. Daher bekam sie einen Teil von der Schnede, einen Teil bekam die Magd, und den dritten Teil steckte mein Töchterlein in den Mund, da ich nichts haben wollte. Nun warf

ich das Fleisch auf die Bank. Da hätte man sehen sollen, welche Freude mein armes Kind empfand, zumal ich ihr nun auch von dem Roggen erzählte. Sie fiel mir um meinen Hals, weinte, schluchzte, hob alsdann das kleine Mägdlein auf ihre Arme und tanzte mit ihr in der Stube umher.

Nun wollte sie uns auch ein recht schönes Abendbrot zurichten, da in einer Fleischtonne, welche die Kaiserlichen zerschlagen hatten, noch ein wenig Salz auf dem Boden geblieben war.

Ich ließ sie also ihr Wesen treiben, kratzte etwas Ruß aus dem Schornstein, den ich mit Wasser mengte, riß alsdann ein weißes Blatt aus dem Vergil und schrieb an den Pastor in der Liepe, Ehrn Abraham Tiburtius: daß er um Gottes willen sich wolle unsere Not zu Herzen gehen lassen und seine Kapfelleute vermahnen, daß sie uns vor dem grimmen Hungertod schützen und mildtätig von Speise und Trank mit uns teilen wollten, was Gott ihnen gelassen, da ein Bettler mir erzählt hätte, daß sie seit langer Zeit Friede vor dem erschrecklichen Feind gehabt. Ich wußte aber nicht, womit ich den Brief verschließen sollte, bis ich in der Kirche noch ein wenig Wachs an einem hölzernen Altarleuchter fand, den die Kaiserlichen nicht wert geachtet, daß sie ihn aufhöben. Mit dem Brief mußten sich drei Kerls und der Vorsteher Hinrich Seden in ein Boot setzen und nach der Liepe aufmachen.

Ehe sie fuhren, stellte ich meiner alten Ilse, die aus der Liepe gebürtig war, vor, ob sie nicht lieber in ihre Heimat ziehen wollte, da sie doch sähe, wie es stände, — ich ihr auch fürs erste keinen Witten an Lohn geben könnte. (Merke: sie hatte sich ein schönes Sümmlein erspart, da sie länger denn zwanzig Jahre bei mir im Dienst gewesen war, aber das Kriegsvolk hatte ihr alles abgenommen.) Aber ich konnte sie nicht dazu bringen, sondern sie weinte bitterlich und bat, daß ich sie nur bei der guten Jungfer lassen sollte, die sie schon in der Wiege gekannt hatte. Sie wollte gerne mit uns hungern, wenn es sein müßte, ich möchte sie nur nicht verstoßen. Darum ließ ich sie bei uns, und die andren fuhren allein ab.

Unterdes war auch die Suppe gar geworden. Doch als wir kaum das Gratias gebetet hatten und zulangen wollten, kamen alle Kindlein aus dem ganzen Dorfe, sieben an der Zahl, zur Tür herein und wollten Brot haben. Da brach meiner Tochter nun wieder das Herz, und obgleich ich sie bat, sich hart zu machen, vertröstete sie mich doch mit der Lieper Botschaft und kellete einem jeden Kindlein sein Teil Suppe auf einen hölzernen Teller (diese hatte der Feind nicht geachtet) und steckte ihm auch ein wenig Fleisch in die Händchen, so daß unser Vorrat mit einmal aufgezehrt ward. Wir blieben daher am andren Morgen wieder nüchtern bis gegen Mittag, wo das ganze Volk sich auf der Wiese am Ufer versammelt hatte, als das Boot zurückkam.

Aber Gott erbarm's, wir hatten beinahe ganz umsonst gehofft! — Nur sechs Brote und ein Hammel, dazu ein Viert Backäpfel war alles, was sie hatten; denn Ehrn Abraham Tiburtius schrieb mir, daß, nachdem das Geschrei von ihrem Reichtum über die ganze Insel erscholl, so viele Bettler bei ihnen umgingen, daß sie ihnen unmöglich gerecht werden könnten, um so mehr sie nicht wüßten, wie es mit ihnen selber in dieser schweren betrübten Zeit noch ablaufen werde. Indessen wollte er sehen, ob er noch mehr auftreiben könnte. Ich ließ also den kleinen Vorrat in die Widemen tragen, und obgleich zwei Brote, wie Ehrn Tiburtius schrieb, für mich allein sein sollten, gab ich sie doch mit in die Teilung, womit auch alle zufrieden waren, ausgenommen des alten Seden gluderäugig Weib, die noch besonders für ihres Mannes Reise etwas haben wollte. Das geschah aber nicht, weshalb sie wieder, als sie abzog, etliche Worte zwischen den Zähnen mummelte, die aber niemand verstand.

Nun kann aber jeder sich selber denken, daß solcher Vorrat nicht lange aushielt. Zugleich ließ sich bei allen Kapselleuten ein brünstiges Verlangen nach der geistigen Speise spüren. Ich selbst und die Vorsteher konnten aber nur acht Witten im ganzen Kapsel auftreiben, die nicht ausreichten, um Brot und Wein anzuschaffen. So kam ich auf den Gedanken, abermals dem Herrn

Amthauptmann unsere Not zu melden. Ich riß auch das Hinterblättlein aus dem Vergil und bat um der heiligen Dreieinigkeit willen, daß er sich meine und des ganzen Kapsels gemeine Not wollte zu Herzen gehen lassen und ein wenig Geld hergeben, damit ich zum Trost der betrübten Seelen das Sakrament halten, auch womöglich einen Kelch kaufen könnte, sollte er auch von Zinn sein. Der Feind hätte die vorhandenen Kelche geraubt, und ich wäre sonst gezwungen, das heilige Nachtmahl in einem Topf zu reichen. Auch möchte er sich unserer leiblichen Not erbarmen und mir endlich mein seit so vielen Jahren überfälliges Korn verabreichen. Ich wollte es gern mit dem ganzen Kapsel teilen, bis Gott mehr bescheren werde.

Hierbei fiel mir aber ein stattlicher Klecks auf das Papier; denn da die Fenster mit Brettern verspundet waren, war das Zimmer dunkel, und nur ein wenig Licht kam durch zwei kleine Scheiblein Glas, die ich aus der Kirche gebrochen und hineingesetzt hatte. Das mochte wohl die Ursache sein, daß ich mich nicht besser vorsah. Da ich aber kein neues Stückchen Papier auftreiben konnte, ließ ich es gehen und befahl der Magd, die ich mit dem Brief nach Pudgla sandte, beim Amtshauptmann dafür Entschuldigung zu erbitten, da ich selber kein Wort mehr auf dem Papier beisetzen konnte. Den Brief siegelte ich, wie den andern zuvor.

Allein die arme Person kehrte zitternd vor Angst und weinend zurück und sprach, der Amtshauptmann hätte sie mit dem Fuß aus der Schloßpforte gestoßen und gedroht, sie in den Ganten setzen zu lassen, wenn sie wieder vor ihn käme. Ob der Pfaffe glaube, daß ihm das Geld so lose säße wie mir die Tinte? Ich hätte ja Wasser, das Abendmahl zu halten; denn hätte Gottes Sohn einmal das Wasser in Wein gewandelt, könnte er's auch öfter tun. Hätte ich keinen Kelch, so sollte ich meine Schafe aus einem Eimer tränken, wie er auch täte, — und was solcher Gotteslästerungen mehr waren.

In solcher großen Seelen- und Leibesnot kam der liebe Sonn-

tag heran, wo fast die ganze Gemeinde zu Gottes Tisch gehen wollte, aber nicht konnte. Ich sprach daher über die Worte Sankt Augustini „Glaube und du hast gegessen!" wobei ich erzählte, wie es meiner armen Magd in Pudgla ergangen war, doch dabei noch vieles verschwieg. Zum Schluß mußte die ganze Gemeinde auf ihren Knien liegen eine Stunde lang und den Herrn um sein heilig Sakrament anrufen, dazu um Linderung ihrer Leibesnot. Endlich stimmte ich noch das feine Liedlein an: Wenn wir in höchsten Nöten sein. Mein neuer Vorsteher Claus Bulk von Ückeritz, der früher ein Reitersmann beim Amtshauptmann gewesen und von ihm zu einem Bauern eingesetzt worden war, rannte nach Pudgla und teilte dort mit, was in der Kirche vorgefallen war. Solches verdroß den Amtshauptmann heftig, so daß er den ganzen Kapsel, noch an hundertfünfzig Köpfe stark (die Kinder ungerechnet) zusammenrief und zu Protokoll aufnahm, was sie von der Predigt behalten hatten. Er wollte nämlich dem Herzog von Pommern vermelden, welche gotteslästerlichen Lügen ich gegen ihn ausgespien hätte, vor denen ja ein christliches Herz erschrecken mußte, und was ich für ein Geizhals wäre, daß ich nur immer von ihm haben wollte und ihn in dieser harten und schweren Zeit sozusagen täglich mit meinen Sudelbriefen anrenne, wo er selber für sich nichts zu essen hatte. Das sollte dem Pfaffen den Hals brechen. Es brauche niemand mehr im Kapsel mir irgend etwas zu verabreichen, und sie sollten mich nur laufen lassen. Er wollte schon dafür sorgen, daß sie einen ganz andern Priester erlangten als ich war. (Ich möchte den sehen, der entschlossen gewesen wäre, sich in solches Unglück hineinzubegeben.)

Diese Botschaft wurde mir noch in selbiger Nacht hinterbracht, wobei ich heftig erschrak, denn ich sah wohl ein, daß ich nun Zeit meines Lebens eine ungnädige Herrschaft haben würde. Doch tröstete ich mich bald etwas, als Chim Krüger aus Ückeritz, der es mir hinterbracht, ein Stück von seinem Ferkel aus der Tasche zog, das er mir verehrte. Darüber kam auch der alte Paasch hinzu, der dasselbe sagte und noch ein Stück von seiner alten Kuh

hervorlangte und mein anderer Vorsteher, Hinrich Seden, mit einer Schnede Brot und einem Braxen, den er in der Reuse gehabt. Sie sagten alle, daß sie keinen bessern Priester wollten als mich, und ich möchte nur bitten, daß Gott mehr bescheren wolle, dann solle es auch mir an nichts fehlen. Ich sollte aber stille sein und sie nicht verraten. Solches alles gelobte ich zu tun. Mein Töchterlein Maria hob die liebe Gottesgabe vom Tisch und trug sie in die Kammer.

Aber o Jammer! Des andern Morgens, als sie das Fleisch in den Grapen tun wollte, war alles fort. Ich weiß nicht, wer mir solches neue Herzeleid bereitet hat, aber ich meine fast, daß es Hinrich Sedens böses Weib getan hat. Paaschens kleines Töchterlein hat gesehen, daß sie am nächsten Mittag Fleisch im Topfe gehabt und daß sie mit ihrem Mann gehadert und das Fischbrett nach ihm geworfen hat.

Daher blieb uns nichts weiter übrig, als unsre arme Seele mit Gottes Wort zu speisen. Aber auch diese war so verzagt, daß sie nichts mehr annehmen wollte, so wenig wie der Magen. Mein armes Töchterlein ward von Tag zu Tag blasser, grauer und gelber und spie die Speise immer wieder aus, da sie alles ohne Salz und Brot genoß. Ich wunderte mich schon lange, daß das Brot aus der Liepe nicht alle wurde. Alle Mittag hatte ich ein Stückchen davon. Öfter einmal hatte ich schon gefragt: „Wo hast du denn immerfort das liebe Brot her? Am Ende hebst du alles für mich allein auf und nimmst weder für dich noch für die Magd etwas!“ Aber dann hoben beide immer ein Stückchen Tannenborke in die Höhe, das sie zurechtgeschnitten und vor ihren Teller gelegt hatten. Da es in der Stube dunkel war, merkte ich die Schalkheit nicht, sondern glaubte, sie äßen auch Brot. Aber endlich zeigte es mir die Magd an, daß ich es nicht länger leiden sollte, weil mein Töchterlein auf sie nicht hören wollte. Da kann nun ein jeder ermessen, wie mir ums Herz war, als ich mein armes Kind auf dem Moosbett liegen und mit dem Hunger ringen sah.

Aber es sollte noch härter kommen. Siehe, am Abend desselben

Tages kommt der alte Paasch gelaufen und klagt, daß sein und mein Korn im Felde umgehacket und elend zerstört sei. Das müsse der Satan getan haben, da weder die Spur eines Ochsen noch eines Rosses zu sehen sei. Bei seiner Rede schrie mein armes Kind laut auf und fiel in Ohnmacht. Ich wollte ihr zu Hilfe springen, aber ich ereilte ihr Lager nicht, sondern fiel vor großem Jammer selber zur Erde. Als nun die Magd und der alte Paasch ein lautes Geschrei ausstießen, kamen wir zwar wieder zu uns, aber ich konnte mich nicht mehr allein von der Erde erheben. Als sie mir beisprangen, bat ich, sie sollten mich nur liegen lassen. Sie weigerten sich, so zu tun, doch ich schrie, daß ich doch gleich wieder zur Erde müßte, um zu beten, und sie möchten nur alle bis auf mein Töchterlein aus der Stube gehen.

Sie taten es, aber ich konnte nicht beten. Ich geriet in schweren Unglauben und Verzweiflung und murrte wider den Herrn, daß er mich härter plagte als Lazarus und Hiob. „Dem Lazarus," schrie ich Elender, „hattest du doch die Brosamen und die barmherzigen Hündlein gelassen, aber mir hast du nichts gelassen. Ich bin schlechter vor dir als ein Hund geachtet! Und den Hiob hast du nicht gestraft, ehe du ihm seine Kinder genommen. Mir aber läßt du mein armes Töchterlein, daß ihre Qual meine eigene tausendfältig häuft. Siehe, darum kann ich dich nichts mehr bitten, als daß du sie bald von dieser Erde nimmst, damit mein graues Haupt ihr freudig nachfahren kann in die Grube. Wehe, ich ruchloser Vater, was hab ich getan! Ich habe Brot gegessen und mein Kind hungern lassen."

Als ich so nicht redete, sondern es laut herausschrie, fiel mein Töchterlein mir schluchzend um den Hals und strafte mich, daß ich gegen den Herrn murrte, da sie als ein schwaches gebrechliches Weib doch nicht an seiner Gnade gezweifelt habe. So kam ich mit Scham und Reue wieder zu mir selber und demütigte mich für meine Sünden.

Derweilen war meine Magd mit großem Geschrei in das Dorf gerannt, wo sie ein wenig für ihre arme Jungfer gewinnen wollte.

Aber die Leute hatten ihr Mittag schon verzehrt, und die meisten waren auf der See. Die alte Sedensche aber, die noch Vorrat hatte, hatte ihr bei allen Bitten nichts geben wollen.

Das erzählte sie gerade, als wir es in der Kammer poltern hörten. Das war der alte Seden, der dort heimlich in das Fenster gestiegen war. Er brachte uns einen Topf mit einer kräftigen Suppe, den er seinem Weibe vom Feuer gehoben hatte, als sie einen Gang in den Garten tat. Er sagte, er wisse wohl, daß sein Weib ihm das böse vergelten werde, aber das solle ihn nicht verdrießen; die Jungfer möge nur genießen, es wäre auch gesalzen. Er wollte gleich wieder durchs Fenster eilen und sehen, daß er vor seinem Weibe ins Haus käme, damit sie nicht merkte, wo er gewesen war. Aber mein Töchterlein wollte den Topf nicht nehmen, was ihn sehr verdroß, so daß er ihn fluchend zur Erde setzte und wieder in die Kammer lief.

Nicht lange, so trat sein gluderäugig Weib zur Vordertüre herein, und als sie den Topf auf der Erde noch dampfen sah, schrie sie: „Du Deef! Du verfluchtes deefsches Aas!" und wollte meiner Magd in die Mütze fahren. Ich drohte ihr aber und erzählte, was vorgefallen war und sagte, wollte sie es nicht glauben, so möchte sie in die Kammer gehen und durchs Fenster schauen, wo sie ihren Kerl vielleicht noch laufen sähe.

Solches tat sie, und sogleich hörten wir sie ihrem Kerl nachschreien: „Teuf! Di sall de Düwel de Arm utrieten! Kumm mi man wedder int Hus!" — worauf sie wieder hereintrat und murmelnd den Topf von der Erde hob. Ich bat sie um Gottes willen, sie wolle meinem Töchterlein ein wenig abgeben, aber sie verhöhnte mich und sprach: „Ji köhnt ehr jo wat vörprädigen, aß ji mir dahn hebbt," und schritt mit dem Topf zur Tür. Zwar bat mich mein Töchterlein, ich sollte sie gehen lassen, aber ich konnte nicht anders, ich schrie ihr nach: „Um Gottes willen, nur einen guten Trunk, sonst gibt mein armes Kind den Geist auf!" Aber sie verhöhnte uns abermals und rief: „He kann sich jo Speck kaken." Damit schritt sie hinaus.

Ich sandte ihr die Magd mit der Sanduhr nach, die vor mir auf dem Tische stand, daß sie ihr die Uhr für einen guten Trunk aus ihrem Topf anbieten solle. Aber die Magd kam mit der Sanduhr wieder und sagte, sie hätte sie nicht gewollt. Ach wie schrie und seufzte ich nun abermals, als mein armes sterbendes Kind mit einem lauten Seufzer wieder in das Moos sank!

Doch, als das hartherzige Weibsbild dem alten Paasch, ihrem Nachbarn, ein wenig von der Suppe gegeben hatte, brachte er sie sogleich meinem Töchterlein, da er von der Magd wußte, wie es um uns stand. Ich glaube, daß diese Suppe ihr das Leben erhalten hat. Sie erhob ihr Haupt wieder, als sie gegessen hatte, und nach einer Stunde konnte sie wieder im Hause umhergehen. Gott lohn's dem ehrlichen Kerl!

Als ich nun am Abend beim Kaminfeuer niedersaß und mein Verhängnis bedachte, brach der Schmerz übermächtig bei mir hervor. Ich beschloß, aus meinem Haus und aus meiner Pfarre zu entlaufen und als Bettler mit meiner Tochter durch die weite Welt zu ziehen. Alle meine Hoffnung war tot. Mein Feld lag verwüstet. Der Amtshauptmann war mein grimmiger Feind. Seit fünf Jahren hatte ich keine Hochzeit gehabt, in einem Jahre nur zwei Taufen. Ich sah meinen und meines Kindes Tod vor Augen, denn fürs erste war keine Aussicht auf Besserung. Hierzu trat die große Furcht in der Gemeinde. Denn obwohl sie schon manchen guten Zug in der See und im Achterwasser seither getan hatten und mancher sich schon Salz, Brot, Grütze u. a. für seine Fische eingetauscht hatte, so brachten sie mir doch nichts. Denn sie fürchteten, das möchte in Pudgla verlauten, und sie möchten einen ungnädigen Herrn gewinnen.

Ich winkte mein Töchterlein zu mir heran und stellte ihr vor, was mir in Gedanken lag. Ob sie wohl des Tages eine oder zwei Meilen würde gehen können? Dann wollten wir uns nach Hamburg durchbitten zu dem Stiefbruder meiner seligen Frau, Martin Behring, der dort ein vornehmer Kaufmann ist.

Solche Rede kam ihr anfänglich seltsam vor, da sie noch wenig aus unserm Kapsel gekommen war, wo auch ihre Mutter und ihr Bruder hier auf dem Kirchhof lagen. „Wer wird die Gräber pflegen und mit Blumen bepflanzen?“ fragte sie, „wie wollen wir uns vor der Kälte schützen, da der Winter kommt und der Feind uns unsre Kleider geraubt hat?“ Das alles hatte ich mir so noch nicht vorgestellt und mußte ihr also recht geben. So beschlossen wir, die Sache über Nacht dem Herrn zu überlassen und zu tun, was er am nächsten Morgen uns eingeben werde. Doch sahen wir wohl, daß wir auf keinen Fall unsere alte Magd länger behalten konnten.

Ich rief sie also aus der Küche herbei und riet ihr, daß sie sich morgen früh zu guter Zeit nach der Liepe aufmachen sollte, weil es dort noch zu essen gäbe und sie hier verhungern müßte. Auch würden wir vielleicht schon morgen aus dem Kapsel und aus dem Lande laufen. Da bat sie, als ich für ihre bewiesene Liebe und Treue dankte und sie meinen Ernst sah, daß sie dürfte sogleich gehen, damit sie uns beiden durch langen Abschied das Herz nicht noch schwerer mache. Auch wollte der alte Paasch in der Nacht auf dem Achterwasser fischen. Er würde sie gewiß gerne in Grüßow ans Land setzen, wo sie ja auch Freundschaft hätte und sich noch heute satt essen könnte.

Danach ging sie aus der Stube. Nicht lange danach hörten wir die Haustür zuklinken. Da wimmerte mein Töchterlein: „Sie geht schon,“ und rannte flugs an das Fenster, ihr nachzuschauen. „Ja,“ schrie sie, als sie durch die Scheiben blickte, „sie geht schon,“ und rang die Hände ohne Trost.

Nachdem wir am Morgen beide erwacht waren, konnten wir beide noch immer nicht zu einem Entschluß kommen. Ich ermahnte daher mein Kind, falls sie die Kraft dazu in sich spüre, ihr Lager zu verlassen und Feuer in den Ofen zu werfen, weil unsre Magd weg sei. Sie stand auch auf, kehrte aber sogleich mit einem Freudengeschrei zurück; denn die Magd hatte sich wieder ins Haus geschlichen und bereits Feuer in dem Ofen gemacht. Ich

ließ sie mir also vors Lager kommen und verwunderte mich über ihren Ungehorsam. Aber sie wehklagte und stöhnte, daß sie kaum sprechen konnte, und ich verstand nur so viel: Sie hätte mit uns gegessen, und sie wollte auch mit uns hungern. Ich möchte sie nur nicht verstoßen, sie könnte nun einmal nicht von der lieben Jungfer lassen. Diese Liebe und Treue bewegte mich so, daß ich fast mit Tränen sprach: „Aber hast du nicht gehört, daß mein Töchterlein und ich entschlossen sind, als Bettelleute ins Land zu gehen! Wo willst du dann bleiben?" Hierauf gab sie zur Antwort, daß sie mitgehen wolle. Es sei auch für sie angemessener, zu schnurren, als für uns. Sie sähe aber noch nicht ein, warum ich schon in die weite Welt ziehen wollte. Ob ich denn schon vergessen hätte, fragte sie, wie ich in meiner Antrittspredigt gesagt hätte, daß ich in Not und Tod bei meiner Gemeinde verharren wollte? Ich sollte doch deswegen noch ein Weilchen aushalten und sie selber einmal nach der Liepe senden. Sie hoffe, bei ihrer Freundschaft und anderswo etwas Rechtes für uns aufzutreiben.

Die Rede der Magd fiel mir schwer aufs Gewissen; ich schämte mich meines Kleinmutes und wandte mein Gesicht zur Wand wie Hiskias.

Da fuhr mein Töchterlein abermals mit einem Freudenschrei zur Tür herein. Siehe, es war jemand zur Nacht heimlich ins Haus gestiegen und hatte uns zwei Brote, ein gutes Stück Fleisch, einen Beutel mit Grütze und einen Beutel mit Salz, wohl eine Metze, in die Kammer gesetzt. Da kann man leicht ahnen, welch Freudengeschrei wir nun allesamt erhoben. Wir hielten also an diesem Morgen ein stattliches Frühstück und schickten dem alten Paasch auch etwas.

Auch ließ mein Töchterlein nun wieder alle Kinder kommen und speiste sie, bevor sie aufsagen mußten. Und als mein kleingläubiges Herz darüber seufzte, obgleich ich nichts sagte, lächelte sie und sprach: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der andre Tag wird für das Seine sorgen!"

Zum Nachmittag ging mein Töchterlein in den Streckelberg.

um Brummelbeeren zu suchen, der alte Paasch hatte ihr durch die Magd sagen lassen, daß es dort noch einige tragende Büsche gebe. Die Magd hackte Holz im Hofe, wozu sie sich Paaschens Beil geliehen hatte: denn meins hatten die kaiserlichen Schnapphähne verworfen. Ich selber wandelte in der Stube auf und ab und sann meiner Predigt nach.

Da trat mein Töchterlein mit voller Schürze wieder in die Tür, ganz rot und mit funkelnden Augen. Vor lauter Freude konnte sie nichts sprechen als: „Vater, Vater, — was hab' ich?" — „Nun, was hast du, mein Kind?" Darauf tat sie die Schürze auseinander, und ich traute meinen Augen kaum, als ich statt der Brummelbeeren, die sie zu holen gegangen war, zwei Stücke Bernstein glitzern sah, ein jedes fast so groß wie ein Mannskopf, — die kleinen Stücke nicht gerechnet, die doch auch mitunter die Länge einer Hand hatten; und habe ich doch, weiß Gott, keine kleine Hand! „Herzenskind," schrie ich, „wie kommst du zu diesem Gottessegen?"

Sie aber, als sie wieder zu Atem gekommen war, erzählte wie folgt: Als sie nach den Beeren suchte, hatte sie in einer Schlucht nahe am Strande etwas in der Sonne glitzern sehen. Sie war hinzugetreten und hatte dort den wunderbaren Fund gemacht; der Wind hatte nämlich den Sand von einer Bernsteinader fortgespielt. Mit einem Stock hatte sie die Stücke herausgebrochen, die sie mir brachte. Es sei aber sicher dort noch vielmehr zu finden, da sich der Stock nicht tiefer als höchstens einen Schuh hatte in den Boden schieben lassen. Sie hatte die Stätte wieder mit Sand überschüttet und danach mit ihrer Schürze überwedelt, damit keine Spur übrig blieb. Es würde aber auch kein Fremder so leicht dorthin kommen, da keine Brombeeren in der Nähe rankten, und auch sie den Gang nur getan hatte, um nach der See zu schauen. Sie selbst aber werde die Stelle schon wiederfinden, denn sie habe sie sich durch drei Steine gemerkt.

Nachdem wir Gott auf den Knien gedankt hatten, wollte mein Töchterlein zuerst zur Magd laufen und ihr unsere fröhliche Zei-

tung hinterbringen. Aber ich untersagte es ihr, weil wir nicht wissen konnten, ob die Magd es ihren Freundinnen nicht wiedererzählte, obwohl sie sonst treu und gottesfürchtig sei. Täte sie es aber, so würde es ohne Zweifel der Amthauptmann erfahren und den Schatz für den Herzog, — will sagen: für sich selbst, — aufheben, und uns würde nichts als das Zusehen bleiben und unsre Not bald wieder von vorn beginnen. Wenn man uns nach unserem Segen fragen sollte, so wollten wir sagen, daß mein seliger Bruder, der Ratsherr in Rotterdam gewesen, uns ein gut Stück Geldes hinterlassen hätte. Es ist auch wahr, daß ich vor einem Jahre 200 Fl. von ihm geerbt hatte, welche mir aber das Kriegsvolk jämmerlich entwendet hatte.

Ich entschloß mich, morgen selbst nach Wolgast zu gehen, um die kleinen Stücke zu verkaufen. „Ich werde sagen, du habest sie an der See gefunden," belehrte ich mein Töchterlein, „solches kannst du meinthalb auch der Magd sagen und sie ihr zeigen. Aber die großen Stücke zeigst du niemandem, die will ich an deinen Ohm nach Hamburg senden, damit er sie uns versilbert. Vielleicht, daß ich auch eins davon in Wolgast verkaufe, um dir und mir die Winternotdurft auf den Leib zu schaffen, deswegen du mitgehen kannst. Die Witten, welche die Gemeinde zusammengebracht hat, nehmen wir fürerst als Fährgeld, und du kannst die Magd zum Abend an die Fähre bestellen, daß sie uns tragen hilft." Dies alles versprach sie zu tun. Sie meinte aber, wir sollten erst mehr Bernstein brechen, damit wir in Hamburg etwas Rechtes kriegten. So tat ich denn auch und blieb daher am andern Tag noch zu Haus, um so mehr, als es an der Kost noch nicht gebrach. Auch wollten wir uns erst gänzlich wieder erholen, ehe wir die Reise antraten.

Der alte Meister Rothoog in Loddin, der ein Tischler ist, sollte mir ein Kistchen zusammenschlagen, daß ich den Bernstein hinein tun könnte. Ich schickte also am Nachmittag die Magd zu ihm, ging aber selber mit meinem Töchterlein in den Streckelberg. Dort schnitt ich mit meinem Taschenmesser, das ich vor dem Feinde

geborgen hatte, ein Tännlein ab und richtete es als einen Spaten zu.

Wir sahen uns aber vorher auf dem Berge gut um, und da wir niemand gewahrten, schritt mein Töchterlein voran zu der Stätte, wo sie auch alles sofort wiederfand. Großer Gott, was hatte es hier für Bernstein! —

Die Ader ging bei 20 Fuß Länge, wie ich ungefähr abfühlen konnte, die Tiefe aber konnte ich nicht ergründen, doch brachen wir heute außer vier ansehnlichen Stücken nur kleines Gruswerk, nicht viel größer, als was die Apotheker zu Stänkerpulver zerstoßen.

Nachdem wir nun den Ort wieder mit äußerstem Fleiß bedeckt und bewedelt hatten, wäre uns bald ein großer Unfall zugestoßen; denn uns begegnete Witthanschens Mädchen, die Brombeeren suchte. Als sie fragte, was mein Töchterlein in der Schürze trug, wurde diese rot und stockte; doch ich faßte mich schnell und sagte: „Was geht's dich an? Sie trägt Tannenzapfen, um damit einzuheizen."

Wir nahmen uns daher vor, in der Zukunft nur nachts und bei Mondschein auf den Berg zu steigen. Wir kamen noch vor der Magd nach Hause und bargen unsern Schatz in der Bettstatt.

Zwei Tage darauf, sagt mein Töchterlein, — die alte Ilse aber meint: drei Tage, — sind wir endlich zur Stadt gewesen, da Meister Rothoog die Kiste nicht eher fertig hatte. Mein Töchterlein deckte ein Stück vom Brautkleid meiner seligen Frau darüber, das die Kaiserlichen zuvor zerfetzt hatten. Doch als sie es dann hatten draußen liegen lassen, war es vom Winde wieder in den Pfarrzaun getrieben worden, wo wir es wiederfanden. Es war auch schon vorher ziemlich unansehnlich; sonst, achte ich, hätten sie es wohl mit sich geführt.

Um der Kiste willen aber nahmen wir die alte Ilse gleich mit, da sie selbige tragen sollte, und da Bernstein eine sehr leichte Ware ist, glaubte sie gern, daß nur Eßware in der Kiste wäre.

Bei Tagesanbruch setzten wir unsern Stecken vor uns. Bei

dem Zitze (Zinnowitz) lief ein Hase vor uns über den Weg, was nichts Gutes bedeuten soll . . . ach ja! — Als wir darauf nach Bannemin kamen, fragte ich einen Kerl, ob es wahr sei, daß hier eine Mutter ihr eigenes Kind vor Hunger geschlachtet hatte, wie ich vernommen hatte. Er sagte ja und nannte das Weib Jsingsche. Der liebe Gott aber hätte sich vor solchem Greuel entsetzt, und es hätte ihr doch nicht geholfen, weil sie beim Essen so sehr gespien habe, daß sie davon den Geist aufgegeben. Sonst, — meinte er, — stände es im Kapsel schon etwas besser, weil der liebe Gott sie reichlich mit Fischen, sowohl in der See wie auch im Achterwasser, gesegnet. Doch wären auch hier viele Leute vor Hunger gestorben.

Als wir nun über die Fähre kamen, sprachen wir auf dem Schloßplatz bei Sehms ein, der ein Krüger ist. Er erzählte uns, daß die Pest in der Stadt immer noch nicht ganz aufgehört hatte, worüber ich erschrak, zumal er auch noch viele andere Greuel und Leiden dieser betrübten Zeit uns vor Augen stellte. Aber das sei nun dahingestellt. Schließlich nahm ich Meister Sehms in eine Kammer beiseite und fragte ihn, ob hier nicht irgendwo Gelegenheit wäre, ein Stück Bernstein zu versilbern, das meine Tochter an der See gefunden hätte. Erstlich sagte er nein, aber dann besann er sich und sagte: „Halt, laß Er sehen! Es sind hier beim Schloßwirt Niklas Graeken zwei holländische vornehme Kaufleute in Herberge: Dietrich von Pohnen und Jakob Kiekebusch, welche Teer und Bretter kaufen, dazu Schiffholz und Balken; vielleicht daß sie auch auf seinen Bernstein feilschen. Doch geh er selbst auf das Schloß; denn ich weiß nicht mehr gewiß, ob sie heut noch hier sind."

Das tat ich, obwohl ich bei dem Mann noch nichts verzehrt hatte, da ich erst abwarten wollte, wie der Handel ablaufen würde, um die Witten, die der Kirche gehörten, zu sparen.

Ich kam also auf den Schloßhof. — Aber, du lieber Gott! Wie war auch des Herzogs Haus seit kurzer Zeit fast zur Wüstenei geworden! Den Marstall und das Jagdhaus hatten 1628 die Dänen

gebrochen, und in des Herzog Philipp Zimmern hauste jetzt der Schloßwirt Niklas Graeke; all die schönen Tapeten, worauf die Wallfahrt Bogislavs X. nach Jerusalem vorgestellt war, waren herausgerissen, und die Wände grau und garstig.

Das sah ich mit betrübtem Herzen und fragte darum sogleich nach den Kaufleuten, welche hinter dem Tische saßen und schon Abschiedszeche hielten. Schließlich sprang der eine von der Zeche auf, ein kleiner Kerl mit einem gar stattlichen Wanst und einem schwarzen Pflaster über der Nase, und fragte mich, was ich wolle? Da nahm ich ihn beiseite in ein Fenster, sagte, daß ich schönen Bernstein hatte und fragte, ob er gesonnen sei, mir ihn abzukaufen? Das wollte er sogleich tun.

Er murmelte seinem Gesellen etwas ins Ohr, sah ganz freundlich aus und reichte mir auch noch den Krug, bevor wir in meine Herberge gingen. Ich tat ihm wacker Bescheid, und da ich noch nüchtern war, wurde mir gleich besser ums Herz. (Du lieber Gott, was geht wohl über einen guten Trunk, so er mit Maßen geschieht!)

Darauf schritten wir in meine Herberge, und die Magd mußte die Kiste abseits in ein Kämmerlein tragen. Ich hatte sie kaum aufgetan und das Kleid davon gezogen, als der Mann, — welcher Dieterich von Pehnen war, — vor Freuden die Hände in die Höhe hob und sagte, daß er solchen Segen in Bernstein noch niemals nicht gesehen hätte, — wie ich dazu gekommen wäre? Ich antwortete, daß ihn mein Töchterlein an der See gefunden hatte, worüber er sich sehr verwunderte. Er bot mir gleich für die ganze Kiste 300 Fl. Ich war vor Freuden über solches Angebot außer mir; doch ließ ich mir nichts anmerken, sondern feilschte mit ihm bis auf 500 Fl. Ich sollte nur mit ins Schloß kommen und dort gleich mein Geld erhalten. Daher bestellte ich bei dem Wirt einen Krug Bier und für mein Töchterlein ein gutes Mittagbrot und machte mich mit dem Mann und der Magd, welche die Kiste trug, wieder ins Schloß auf. Doch bat ich ihn, er wolle von meinem großen Segen nichts zu dem Wirt oder zu sonst jemand hier in

der Stadt sagen, mir auch mein Geld unter vier Augen aufzählen. Man könnte nicht wissen, ob mir nicht, wenn sie solches erführen, Schnapphähne unterwegs auflauern würden.

Darauf murmelte er seinem Gesellen etwas ins Ohr, worauf dieser seinen ledernen Rock auftat, dazu sein Wams um seine Hosen, und sich ein Kätzlein von dem Wanst schnallte, das trefflich gespickt war. Das reichte er her. Es dauerte nicht lange, so hatte ich meinen Reichtum in der Tasche, und der Mann bat überdies, wenn ich wieder Bernstein hätte, sollte ich nach Amsterdam an ihn schreiben. Aber der gute Kerl ist samt seinem Gesellen in Stettin an der Pest verstorben, was ich ihnen nicht gewünscht hatte.

Jedermann kann sich denken, welche Freude mein Kind empfand, als ich ihr die schönen Dukaten und Gulden wies, die ich für den Bernstein erhalten hatte. Der Magd aber sagten wir, daß wir solchen Segen von meinem Bruder in Holland geerbt hätten.

Nachdem wir unser Mittagbrot verzehrt hatten, hielten wir gute Kaufmannschaft an Fleisch, Brot, Salz und Stockfisch, dazu an Kleidern, da ich nämlich für uns drei von dem Wandschneider die Winternotdurft besorgte. Für mein Töchterlein aber kaufte ich noch besonders eine gestrickte Haarhaube und ein rotes seidnes Leibchen mit schwarzem Schurzfleck und weißem Rock, dazu ein feines Ohrgehänge, da sie inständig darum bat. Nachdem wir auch noch bei dem Schuster die Notdurft bestellt hatten, machten wir uns endlich, als es schon dunkel ward, auf den Heimweg; doch konnten wir fast nicht alles tragen, was wir eingekauft hatten. Deswegen mußte uns ein Bauer aus Bannemin helfen, der auch zur Stadt gewesen war.

Als ich von ihm erforscht hatte, daß der Kerl, der mir die Schnede Brot gegeben, ein Katenmann namens Pantermehl gewesen war und an der Dorfstraße wohnte, schob ich ihm zwei Brote in seine Haustür, ohne daß er es merkte. Dann zogen wir bei gutem Mondschein unsre Straße weiter, sodaß wir auch mit Gottes Hilfe um 10 Uhr abends zuhause anlangten. Dem andern Kerl hatte ich für seine Mühe auch ein Brot gegeben, obwohl er

es nicht verdiente, da er nicht weiter als bis zum Zitze mit uns gehen wollte. Doch laß ihn laufen! Hab's ja auch nicht verdient, daß mich der Herr so gesegnet!

Des andern Morgens zerteilte mein Töchterlein die lieben Brote und schickte einem jeglichen im Dorf eine gute Schnede. Doch da wir sahen, daß unser Vorrat bald auf die Neige laufen würde, schickte ich die Magd mit einer Karre, die ich von Adam Bempken gekauft hatte, nach Wolgast, mehr Brot zu holen.

Im ganzen Kapsel aber ließ ich herumsagen, daß ich am Sonntag das heilige Abendmahl halten wollte. Unterdes kaufte ich im Dorf alle großen Fische, die man fing.

Als nun endlich der liebe Sonntag kam, hielt ich erst Beichte mit der ganzen Gemeinde und darauf die Predigt über Matth. 15, 32: „Mich jammert des Volks; denn sie haben nichts zu essen." Das Wort deutete ich aber fürs erste nur auf die geistliche Speise. Es erhob sich ein großes Seufzen unter Männern und Weibern, als ich zum Schluß auf den Altar wies, worauf die liebe Seelenspeise stand, und die Worte wiederholte: Mich jammert des Volks; denn sie haben nichts zu essen.

Den bleiernen Kelch hatte ich mir in Wolgast geliehen und statt der Patene ein kleines Tellerlein gekauft, bis Meister Bloom den silbernen Kelch und die Patene, die ich bestellt hatte, fertig haben würde.

Als nun das heilige Abendmahl beendet war und ein jeglicher still sein Vaterunser gebetet hatte, um aus der Kirche zu gehen, trat ich aus dem Beichtstuhl hervor und winkte dem Volk, noch zu verharren, da der liebe Heiland nicht bloß ihre Seelen, sondern auch ihren Leib speisen wollte. Damit trat ich in den Turm und langte zwei Körbe hervor, welche die Magd zu Wolgast gekauft hatte. Ich hatte sie zu guter Zeit hier verbergen lassen, setzte sie vor den Altar und zog die Tüchlein von ihnen, womit sie bedeckt waren. Darauf erhob sich ein lautes Geschrei, da der eine voller Bratfische, der andere voller Brot erfunden ward, das alles wir heimlich hineingetan hatten.

Ich machte es darauf wie der Heiland, dankte und brach es und gab es meinem Vorsteher Hinrich Seden, der es den Männern und meinem Töchterlein, die es den Weibern vorlegte, danach wandte ich die Worte: Mich jammert des Volks; denn sie haben nichts zu essen, — auch leiblich an. In der Kirche auf- und abschreitend, ermahnte ich sie, immer Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen, fleißig zu arbeiten und in keine Sünde zu willigen. — Was übrigblieb, mußten sie für die Kinder und Greise aufheben, die zu Hause geblieben waren.

Hollnagel.

Von Fritz Worm.

Ja, nun hat er doch das Zeitliche gesegnet, der alte Hollnagel aus Lauterbach, und er sagte mir noch vor ungefähr vier Wochen auf meine Frage: „Nun, Hollnagel, noch immer munter und fidel?“ „Ach, wissen Sie, mein liebster Bester, Unkraut vergeht nicht!“ Und nun — ja nun ist er still und stumm und ist den Weg alles Fleisches gegangen. Vielleicht gehörte er doch nicht zu den Unkräutern. Karl August Michel Hollnagel war ein Original, wie man's nicht oft auf unserer meerumschlungenen Insel findet; aber ich habe, trotzdem doch schon drei Wochen seit seinem Tode verstrichen sind, noch in keiner Zeitschrift einen rührseligen, ihn himmelhochhebenden Nekrolog gefunden; aber es wird ja so mancher große Geist im menschlichen Leben übersehen, und umgekehrt: so mancher Dusselkopf wird mit einem helleuchtenden Strahlenglanze umgeben. — Nun, einen tiefempfundenen Nachruf will ich dem verstorbenen Naturphilosophen gerade auch nicht widmen, aber zwei kleine Histörchen von ihm will ich doch den verehrten Lesern zum besten geben, und ich hoffe, sie werden ihm dann alle ein gutes Andenken bewahren.

In seinen jungen Jahren diente Karl August — wie er gewöhnlich genannt wurde — als Vorknecht auf einem Gute in der Nähe der fürstlichen Residenz Putbus. — In stillen Stunden beschäftigte er sich eifrig mit seiner Fortbildung und sann den schwierigsten Problemen nach. Die Kugelgestalt der Erde und die Drehung um ihre Achse hatte ihm namentlich riesig „importiert“. Ganze Nächte lag er oft schlaflos und sann und sann. Wie — was — wenn nun die Achse einmal verging, oder sie stoppte plötz-

lich durch irgendeine Ursache, und die Erde würde dann in ihrem rasenden Laufe gehemmt. O weh — o weh — was gäbe das für ein unendliches Unglück! Menschen — Tiere — Häuser — Berge — Flüsse — Meere — alles — alles würde in den unendlichen Weltenraum geschleudert und müßte dann in großartigen, eigenen Bahnen die Sonne umkreisen!

Er — Karl August, eine kleine leuchtende Sternschnuppe im großen, großen Weltenraume. — Ja, 'es war rein zum Überschnappen bei diesen tiefsinnigen, welterschütternden Betrachtungen. So hatte er wieder einmal wochenlang sich in dieses — sein Lieblingsstudium — Tag und Nacht versenkt, und hatte darüber ganz seine Liebste — Karoline — vergessen, die auf einem Nachbarorte diente. Donnerlüchting, unser alter Philosoph hatte aber doch nicht bloß Geist — er hatte auch ein Herz — ein Herz in der Brust, und darin glimmte treue Liebe. Er liebte und wurde wieder geliebt, nur gefiel es Karlin nicht, daß Karl August sich so sehr mit der ollen dämlichen Wissenschaft bemengte, womit er doch keinen toten Hund hinter dem Ofen hervorlocken konnte, und sie schalt oft auf ihn ein und verlangte, er solle so sein wie all die andern Knechte, die sich rein gar nichts aus den alten Scharteken machten. Dann kam ihr Karl August allerdings mit seiner höheren Stellung, die er doch als Vorknecht inne hatte, und seine höhere Stellung erforderte unbedingt auch eine höhere Bildung. Karlin wollte das nur nicht einsehen.

Eines Abends besuchte nun Karl August wieder seine Auserwählte und ging mit ihr zusammen zur Koppel, wo Karlin noch einige Kühe melken mußte. Das Mädchen saß unter dem Buntscheck und strippte fleißig drauf los, und der Bursche lehnte an der Kuh und sah ihr zu, dabei hielt er ihr einen lehrreichen Vortrag über die Drehung der Erde und die Zentrifugalkraft.

Karlin hörte mit halben Ohren zu, und als Karl August geendet hatte, sagte sie kurz und bündig: „Korl, du büst mall! Wenn sick de Jrd dreigte, denn so flogen wi jo all' in de Luft. Malligkeit — de Jrd dreigt sick nich, äwers de Sünn!"

Karl August gab sich nun die redlichste Mühe, seinem eigensinnigen, unvernünftigen Mädchen das Gesetz der Zentrifugalkraft klarzulegen, aber sie ließ sich durchaus nicht bedeuten. Gerade war sie mit dem Melken fertig, und die Eimer standen gefüllt vor ihr. Da sagte unser Gelehrter: „Süh, Karlin, mit de Zentrifugalkraft is dat grad so as mit de Melk in't Spann. Paß mal up, ick will mal eis mit dat Emmer in 'n Kreis dörch de Luft schwenken, un du sast seihn, dor kümmt keinen Druppen rut." Dabei langte er nach einem vollen Eimer und fing an, ihn im gewaltigen Schwunge durch die Luft sausen zu lassen. Karlin wollte noch protestieren, aber in dem Augenblick riß das Seil aus dem Eimer und dahin flog er, und die Milch — die schöne, fette Milch tränkte den gierigen Erdboden.

Karlin schrie entsetzt auf, ihr Schatz aber blieb ganz ruhig und versicherte treuherzig: „Ne — ne Karlin, mit Melk geiht dat nich!"

* *
*

Trotz der entgleisten Zentrifugalkraft war der rote Faden der jungen Liebe zwischen Karl August und seiner Liebsten nicht zerrissen, und aus beiden war nach kurzer Zeit ein nettes Pärchen geworden. Einige Jahre schwang der junge Ehemann noch die Peitsche als respektierlicher Vorknecht über sein stolzes Gespann — aber sein Vorwärts- und Aufwärtsstreben brachte ihn bald in eine höhere und ansehnlichere Stellung. Er kaufte sich ein kleines Häuschen in Lauterbach und wurde Fischhändler. Das Geschäft ging gut; denn die Kunden kauften gern von dem jungen, urfidelen Händler. Seine Waren waren stets frisch und die Preise mäßig. So konnte er bald sein Stallgebäude vergrößern und eine Kuh einstellen. Donnerwetter, mit welchem stolzen Hochgefühl leitete Karl August seine weißbunte „Liese" durch das Dorf! Wie so ein schwerer Vollbauer kam er sich in seinem Kuhstall vor, wenn er sonst auch immer gern den Bescheidenen, armen Händler spielte.

In Lauterbach gab's aber mehr Händler als bloß den einen,

und Putbus war namentlich das Hauptabsatzgebiet für die erstandenen Fische. Sowie die Boote gelandet, mußten die Fische auf die Karre geladen werden, und dann eilten die Handelsleute im Laufschritt den Damm hinauf zur kleinen fürstlichen Residenz. Natürlich suchte hierbei jeder dem andern zuvorzukommen; denn auch in Putbus gilt das alte Sprichwort: „Wer zuerst kommt — der mahlt zuerst." So hatten die Händler auch wieder eines guten Tages ihre Einspänner beladen und rasten nun im Tempo „was hast du — was kannst du" vorwärts — immer vorwärts. Karl August hatte zuletzt beladen, und er wetterte deshalb gerade nicht schlecht. Seine treue Karoline leistete ihm Vorspann, und zog, was ihre Kräfte nur hergaben. Trotzdem behielten seine Kameraden aber einen bedeutenden Vorsprung, und der erste ließ schon aus vollen Lungenkraft bei den ersten Häusern des kleinen Ortes seinen Lockruf erschallen: „Haalt — Fisch Ha—a—alt Fisch — Fisch — Fisch!" —

„Dunnerweder, Karlin, wi möten em de Richt awschniden. Wi jagen dörch'n Park un wenn't uck teigenmal verboden is" — so rief Karl August seiner keuchenden Ehehälfte zu. — Und: Hurra — hurra — hopp — hopp — hopp — ging's fort in sausendem Galopp. Die beiden Leutchen schnoben — und Kies und Funken stoben! —

Die Spaziergänger im fürstlichen Parke blieben verwundert ob des seltenen Anblicks stehen, aber Freund Hollnagel machte sich nichts daraus.

„Karlin, wi möten noch einen negeren Richtstig inschlagen. Wi jagen an't Mausoleum vörbi, un denn hewwen wi wunnen," kommandierte von hinten her der wagemutige Karrenschieber, „'n Kopp ward't jo nich gliks kosten!"

Karlin nickt und bog ab in den dunkeln — weihevollen Gang, der zum Mausoleum führt. Doch das Verhängnis schreitet schnell. „Korl — Korl," kreischt Karoline in Todesängsten plötzlich auf, „dor kümmt der Fürst!"

„Holt Mul!" ruft Karl August, „ick will woll mit em farrig

warden", und er schiebt weiter, als wenn er sich durchaus keines Unrechts bewußt ist.

Zehn Schritte aber von dem Fürsten entfernt, setzt er die Karre hin und grüßt untertänigst: „Guten Tag, allergnädigster — durchlauchtigster Herr Fürst. Wissen Sie vielleicht nicht, ob Sie Fische kaufen möchten?"

„Donnerwetter, Hollnagel, ich selbst kaufe doch keine Fische, und überhaupt, wie dürfen Sie sich unterstehen, hier im Parke mit der Karre zu schieben. Wissen Sie nicht, daß das verboten ist?" „Ja, wissen Sie allergnädigster, durchlauchtigster Herr Fürst, ich dachte mir nichts Schlimmes dabei, aber ich dachte, warum sollten Sie nicht ebenso gut schöne Fische essen wollen wie andere Leut — und ich hörte: Sie kümmerten sich um jeden Quark, und so dachte ich: Anfrage ist doch umsonst." „Ei was, dann müssen Sie zur Küche fahren!"

„Na gaud, durchlauchtigster Herr Fürst, dennso werd ick das na diesem tun, un dann nehmen 's nicht äwel!"

„Diesmal mag's noch so hingehen", erwiderte allergnädigst der Fürst und setzte seinen Weg fort. Nach wenigen Schritten hielt aber Karl August sein Gefährt wieder an und rief dem Fürsten nach: „Ach, Herr Fürst, stehn S' einen Augenblick still! Mich geht's man arm un trurig, un Sie sind so wollhabend un reich und haben alles in Äwerfluß. Hier vorn im Park habe ich auf eine Städ solch wunderschönes Gras gesehen, darf ich mich davon nich eine Karre voll holen? Meine Kuh muß baff hungern, un Hunger tut doch so bannig weih!"

„Na, aber hören Sie, Hollnagel, das ist mir aber starker Tabak," entgegnete der Fürst, „fahren mir da so mir nichts — dir nichts auf verbotenen Wegen durch meinen Park und nun kommandieren Sie kurzweg: „Stillgestanden!" und betteln mich ganz unverfroren an. Ne, ne, Hollnagel, Sie sind doch ein ganz verfluchter Schwerenöter! So etwas ist mir noch nicht vorgekommen!" „Ja — ja, Herr Fürst, das 'glaub' ich woll, aberstens wir kennen uns doch auch schon ganz lange und sind darum alte, gute Bekannte, und

ich denke darum, schonstens könnten Sie mich den kleinen Gefallen mit das bißchen Gras tun." Der Fürst lachte gut gelaunt und sprach: „Nun, Hollnagel, dann holen s' sich nur ne Karre voll wegen unserer alten Bekanntschaft."

Und nun legte Karl August sich wieder ins Geschirr und schob, daß seine Karline kaum vor dem Rade wegkommen konnte. Karlin aber wunderte sich immer und immer wieder. Ihr hatte in Todesängsten schon das Herz platzen wollen und er — er war so ganz ruhig dabei geblieben, und hätte mit dem Fürsten so frank und frei geredet, als wenn er seinesgleichen gewesen wäre. „Ja — ja Karlin, all un jeder kann das auch nicht. Sieh', das kümmt nu von meine hägere Bildung. Ich kann mi sülwst mit hoge Fürsten benehmen. Das kann so licht kein armer Mensch ut unsern Stand," so prahlte mit ungemeiner Wichtigkeit unser schweißtriefender Karrenschieber. — Die Hetzfahrt war aber von Erfolg; denn nach einem Stündchen hatte der flotte Händler schon den letzten Fischschwanz verkauft, und frohgemut kehrte er mit gefülltem Beutel in sein Heim zurück. —

Gegen Abend desselben Tages lieh sich nun Karl August eine alte Mähre und einen klapprigen Wagen und zuddelte dann so sachten zu der erwähnten Parkwiese. Die Wiese lag in einem abgelegenen Teile des Parkes, wohin sich so leicht kein Mensch verirrte. Den Fürsten hatte Hollnagel hier noch niemals gesehen, und darum nahm's unser alter Freund mit seiner Fuhre auch nicht so ängstlich, er lud auf, was nur hacken wollte. Gerade war er mit dem Laden fertig und band den Bindelbaum fest, da — Donnerlüchting — knirschten ganz in der Nähe Schritte und — der Fürst erschien wieder auf der Bildfläche. „Zum Kuckuck, Hollnagel, was soll das heißen" — fuhr der Fürst den frechen Übeltäter an.

Ich erlaube Ihnen in meiner Gutmütigkeit, sich eine Karre voll Gras zu holen, und Sie kommen nun großartig mit Pferd und Wagen und laden auf, daß kaum vier Pferde den Wagen von der Stelle bringen. Das geht mir aber doch über die Hutschnur!"

Hollnagel ließ den Fürsten ganz rein ausreden und setzte sich dann aber in Positur. „Allergnädigster Herr Fürst", begann er sein Plaidoyer, „Sie tuen mich furchtbar unrecht, alldägs woll nicht mit Absicht. Wir verstehen uns nicht, Durchlauchten haben mich gestattet, eine Karre voll zu holen. Sehen Sie sich gefälligstens das Fuhrwerk neger an. Wenn ich Ihnen das lerrig vorfahre, dann würden Sie selbstens sagen, das ist ne olle Karre, und das ist auch man eine. Das ist auch kein großartiges Pferd, Herr Durchlaucht, ne — das ist ne jämmerlich, ganz erbärmliche Krack, also Durchlauchten — großartig, mit Pferd und Wagen, bin ich nicht gekommen, wie Sie doch sagten, ich bin nur mit ne olle Karre gekommen. Nehmen S' nicht übel, Herr Durchlaucht, und ich weiß auch, es kommt Sie auf ein bißchen Gras nicht an, und darum bedanke ich mich vielmalstens."

Der durchlauchtige Zorn war längst wieder verflogen, und die gute Laune des Fürsten war bei der so wohlgelungenen Verteidigungsrede des Sünders bereits wiedergekehrt, und großmütig verzieh er dem alten Bekannten, und erlaubte ihm, mit seiner Fuhre abzuziehen.

Am fürstlichen Hofe war in diesen Tagen gerade die Kronprinzessin von Österreich zu Gaste, und der Fürst war auf dem Wege, die hohe Dame, die in den Park gegangen war, aufzusuchen. Im Abgehen wandte er sich mit der Frage an den Händler Hollnagel: „Haben Sie hier nicht in der Nähe eine Dame in Schwarz gesehen?" „Noch nicht, Herr Fürst," entgegnete Karl August, „aber wenn Sie sich eine herbestellt haben, dann wird sie auch wohl noch kommen. Da können S' ganz ruhig vor sein." Der Fürst war baff. Sein alter Bekannter aber ergriff die Leine und „hüh — hott" ging's zum Park hinaus!

Mutterliebe.

Von Konrad Maß.

Ganz am Ende des kleinen Fischerdorfes, da wo ein tief in das Ufer einschneidender Weg zum Strande hinabführt, liegen zwei strohgedeckte Häuschen mit hohen, vielfach geflickten Dächern und kleinen, sauberen Vorgärten, die sich bunt und freundlich von den dunkel gestrichenen Wänden abheben. Beide sehen einander so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden könnte, wenn nicht die Fensterrahmen des einen mit hellblauer, die des andern mit schreiend gelber Farbe gestrichen wären, und wenn sich nicht in dem einen Garten eine so wunderbare Pracht von Rosen entfaltete, daß jeder Fremde dort stehen bleibt, erstaunt, in dieser sonst doch nur reizlosen Landschaft ein solches Idyll zu erblicken; — die Einheimischen kennen das seit langen Jahren und wundern sich nicht mehr, — aber auch sie freuen sich an dieser Pracht.

Auch damals — es war Ende Oktober, und ein feiner, kalter Regen rieselte hernieder — standen noch einzelne Stöcke in Blüte, und wer da vorbeiging, sog noch zu so vorgeschrittener Jahreszeit den wunderbaren Duft sommerlichen Lebens ein: es war dunkel ringsum, und nicht mehr zu sehen, daß die Sträuche schon stark entlaubt waren und die wenigen übrig gebliebenen Blätter sich schon in die gelbe und braunrote Farbe des Herbstes gekleidet hatten.

Aus dem Häuschen drang, von der Landstraße kaum zu erblicken, durch das niedrige Fenster ein matter Lichtschein hervor. In dem zweifenstrigen Stübchen saß bei einer trüben, flimmernden Ollampe ein altes Mütterchen im Lehnstuhl, eine zerknitterte weiße Haube auf dem Kopf und eine horngeränderte Brille auf der

Nase. Sie schien über einer groben Handarbeit gesessen zu haben, denn ein halber Strumpf, ein Knäuel dicker grauer Wolle und ein paar starke Stricknadeln, an deren Spitze mit Siegellack ein Korkstückchen befestigt war, lagen vor ihr. Jetzt aber hatte sie ihre knochigen Hände gefaltet; auf dem Ringfinger glänzte matt im Schein der Lampe ein zu weit gewordener, verbogener Silberring.

Es schien, als ob sie betete, denn ihre Lippen bewegten sich. Auf dem Tische stand das Bild des Heilands, und in einem alten, mit bunten Muscheln beklebten Rahmen die Photographie eines jungen Soldaten; beide sah sie abwechselnd an, und es war schwer zu erkennen, welchem Bilde sie die größere Liebe und Andacht zuwandte.

Das war die alte Mutter Eigbrot, die hier einsam in ihrem Stübchen hauste. Plötzlich fuhr sie zusammen und reckte sich leicht in die Höhe. Die Gartentür war aufgeklinkt, — jetzt schlug sie zu, ein schwerfälliger, schlurfender Gang und das feste Aufsetzen eines Krückstockes verriet ihr das Nahen ihrer Nachbarin, der Frau Wichmann. Sie stand auf, hielt, um der Ankommenden zu leuchten, mit schwachen Händen die Lampe an das beschlagene Fenster, sodaß die herabgleitenden Tropfen bunt erglänzten, und bald humpelte die Erwartete hüstelnd in das Stübchen hinein.

„Ach, Nahwersch, du hest all inbött! Hui, hier is's schön warm. Ik bün so dörchfroren: mi sünd de Hänn'n all ganz blag!" wimmerte sie. — „Mit Verlöw: ik sett mi irst mal an den Aben."

„Dauh dat, Tanten. Ik dacht', ik wull mi dat man mal leisten. Wer weit, wo lang' ein noch tau leben hett."

„Ach, Mariing, wat weitst du von Oeller mit din söstig Johr'! Aewer't is recht: ik warm mi hier irst en beten up. Ik bin kamen: ik wull en beten mit di schnacken. Hast du en Breiw kregen von dinen Franz?"

„All wedder? nee! — ik hadd' ja irst vör 'n Dagener acht en Breiw mit dat Bild hier, und dunn schrew hei ja, 't wir allens gaud."

„Na, Gott sei Dank! Wenn doch min Christian uk mal schrew! Aewer ik denk', de Jungens warden sich dor ja woll schicken."

„Dat gew' de leiwe Gott!" seufzte die Eigbrot. „De Schult seggt ja, bi't Milletär, dat wir 'ne gaude Schaul'. — Herr Gott doch, Ollsching, du klapperst ja ordlich; wat büst du verfroren!"

Sie umfaßte das magere Handgelenk der alten Frau, die in ihrem blau und weiß gestreiften Umschlagetuch am Ofen saß.

„Paß mal up, wat ik hier heww: de irsten von't Johr!"

Sie ging an die Ofenröhre und holte zwei große Bratäpfel heraus, die sofort ihren Duft durch das ganze Zimmer verbreiteten.

„Kik mal," rief die Alte erstaunt, „du lewst ja as 'ne Prinzeß! Ja, wer so 'nen Goren hett! Wer't lang hett, lett't lang hängen."

Die alten Frauen nahmen eine jede ihren Apfel und umfaßten ihn mit beiden Händen, sodaß die von ihm ausströmende Hitze ihnen wohltuend durch die Adern strömte.

„Also du meinst uk," fuhr Frau Wichmann fort, als wolle sie sich Trost von der andern holen, „de Jungens warden sich schicken? — 't sünd doch gaude Jungens."

„Ja," seufzte Frau Eigbrot, „en beten rug, en beten stur, — süs sünd sei gaud."

Und nun saßen sie da, die beiden Alten, und erzählten sich von ihren „Jungens".

* * *

Fern von dem eigentlichen Friedhof, mitten im Dünensande, findet der Wanderer, den sein Weg zufällig an diese Stätte führt, eine Anzahl ungepflegter Gräber, von schwarzen Schiffsplanken umzäunt, mit einfachen schlichten Kreuzen, — Gräber heimatloser Opfer, die fern von den Lieben ihren Tod in den Wellen gefunden haben. Legion sind die Zahl derer, die das Meer heimgeholt hat in seinen Schoß, um sie als liebe Kinder hinüberzuwiegen in die Ewigkeit.

Auch die Gatten der beiden alten Frauen, die dort in dem

Stübchen saßen, hatte das Meer geliebt und für sich gefordert. In Not und Leid hatten sie die Witwen zurückgelassen, denen nicht einmal vergönnt war, die Gräber mit Blumen zu schmücken: Peter Wichmann lag weit in fremder Erde gebettet, und von Franz Eigbrot hatte man seit seiner letzten Abfahrt vor zwölf Jahren nichts gehört, als daß der „Nordstern", die stolze Brigg, die ihn getragen, mit Mann und Maus verloren gegangen sei.

Mutter Wichmann, jetzt vierzig Jahre Witwe, stand im siebzigsten Lebensjahre. Ihr Alter wußte sie genau: sie war zu Johannis geboren und ging gerade „mit dem Jahrhundert". Sie war mit einer kleinen Tochter zurückgeblieben, die war mit einem Geliebten verschwunden und hatte ihr nur den Jungen zurückgelassen, den Christian, der jetzt zwanzigjährig und seit einigen Wochen Soldat war.

Der Mutter Eigbrot war es nicht besser gegangen. Von ihrem ganzen Eheglück war ihr, nachdem ein paar Kinder klein gestorben, nur das jüngste geblieben, nach ihrem Manne Franz getauft, im gleichen Alter wie der Enkel der alten Wichmann.

Einige Jahre waren die jungen Leute getrennt gewesen, dann war Franz zu seiner Mutter zurückgekehrt, — und endlich, zum Schrecken der alten Eigbrot, auch Christian, der ihren Sohn so oft zu dummen Streichen verführt. Von da ab war das bescheidene Glück von den alten Frauen gewichen, schlimme Zeiten waren gekommen, und namentlich ein böser, schwarzer Tag.

Ein warmer Sommertag war's gewesen, und Sonntag. Die beiden jungen Leute lagen faul in den Dünen und ließen sich die Sonne in die gähnenden Mäuler scheinen; aus dem oben geöffneten Wollhemde sah die mit blauen Sternen tätowierte Brust hervor.

Prahlerische Reden wurden geführt über dies und jenes, bis endlich Christian Wichmann begann, indem er mit seinem Taschenmesser die Wurzeln des mühsam angelegten Strandhafers unterwühlte und durchschnitt:

„Bist doch ein rechter Däs'kopp, daß du dein Leben hier in

diesem Nest verbringst, ich hab's jetzt satt und muß mal wieder was ausfressen."

„Woso?" fragte Franz.

Der andere holte ein Stück Kautabak hervor, drehte für sich ein größeres, für den Freund ein kleineres ab und fuhr — ein Zeichen, daß er gemütlich wurde — plattdeutsch fort:

„Ik will di de Welt woll wisen, Franzing, wenn du man nich so'n Stubenhocker wirst."

„J, red' doch nich; ick heww von de Welt mihr seihn as du. Du büst ümmer hier in uns' Gegend in de Lihr west; ik bün äwer as Schippsjung doch all na Schweden un Dänemark kamen."

„Kik mal an, dat's wat Rechts! Ob du hier oder annerswo in'n Dischkasten hockst un de Ogen toknipst, dat bliwwt sich glik. — Nee, Franz!" — er spannte die Armmuskeln straff und schlug ein paar Lufthiebe, — „was Neues sehen, was erleben! alle Tag' lustig! Wein und Weiber!" Er schnalzte mit Zunge und Fingern. „Aber, warum red' ich davon? du bist zu feig! — kumm, will'n man gahn!"

„Nee, Christian, feig bin ik nich!"

„Du?" war die spöttische Antwort. „Ich sag' dir ja, Junge, du bist zu feig!"

Er stand auf und ging fort. —

* *
*

Franz Eigbrot war allein geblieben mit seinen Gedanken. O Gott, der öde langweilige Sommertag! Vor ihm die endlose See, von keinem Lufthauch berührt, — in bleiernem Glanz; der wolkenlose Himmel in dunstigem Weiß, brütend und schwer, dazu die sengende, alle Spannkraft lähmende Hitze! Dann morgen und die anderen Tage von früh bis spät Arbeit, harte, oft gefährliche Arbeit! und kärglicher Lohn! Und so einen Tag wie alle Tage, jetzt, künftig, das ganze Leben! Ihm war das nie so aufgegangen wie heute.

Was konnte Christian nur gewollt haben? Weiß Gott, wenn er wahrmachen könnte, was er versprach! in die Welt hinein, ins schwellende, blühende Leben, er bei seiner Jugend und seiner Kraft! Und Wein und Weiber! — Kämpfen, siegen und etwas erleben! das war doch etwas! — Die Mutter war alt, dabei schwach und kränklich, — mein Gott ja; nur keine überflüssige Weichheit; sie hatte sich quälen müssen, das wußte er, aber jetzt hatte sie ein Sümmchen erspart, sie hatte zu leben auch ohne ihn, und die Jugend: sie will ihr Recht!

Der Jüngling ballte die Fäuste; er sprang auf, er sah wild und finster mit gerunzelter Stirn in die Glut des Tages, in den blendenden Sand zu seinen Füßen.

Und nun war das Unglück schnell gekommen. Am nächsten Morgen zog er die Gesellschaft seines Freundes der harten Arbeit vor, und bis zum Mittag lagen die jungen Leute in der Dünensenkung, wo die Heimatlosen in ihren einsamen Gräbern ruhen, und pflegten, während Christian mit dem Taschenmesser an dem braunen Zaun herumschnitt, geheimer Zwiesprach, die des Tages Licht zu scheuen hatte.

Erst gegen Mittag kehrten sie heim. —

„Franz, du hest hüt nich arbeit't?" fragte die alte Mutter, mit den Tränen kämpfend. — „Ach, Franzing, ik ward' nu uk all olt!"

„Arbeit't?" erwiderte er, indem er sich zur Frechheit in seinem Ton zwang und sie ansah, — aber er mußte die Augen seitwärts wenden, — „ik dauh, wat ik will: ik bün ja woll nahgrad olt naug un ik bün Herr in'n Huf'!"

„Jk bün din Mudder un din Vörmund, min Sähn."

„Aewer ik bün hier de Mann, und de Herr in'n Huf'; dat segg ik, und dat mark di!"

Da seufzte die alte Frau tief auf, und ihre Hände zitterten, als sie dem jungen Manne die Mittagssuppe mit der hölzernen Kelle auf den Teller füllte. Sie fühlte: ihr Sohn war in schlechter Gesellschaft gewesen; er war ein anderer geworden seit heute früh. —

Am Abend dieses Tages blickte der Pastor des benachbarten Bauer- und Fischerdorfes schon zum dritten Male erstaunt von der Arbeit auf, klingelte dann und ließ seinen Knecht kommen.

„Jörn, hier gehn ein paar junge Leute schon das drittemal vorbei und sehen immer so eigenartig ins Fenster. Ich meine: ich sollte sie kennen. Hast du sie gesehen?"

„Dei ward' ik woll seihn hemmen, Herr Paster," bestätigte Jörn mit pfiffiger Wichtigkeit, „un kennen ward' ik sei uk woll. Dat is de oll Eigbrotsch ehren Sähn, un de anner is Krischan Wichmann."

„Richtig, ja ja, ich habe sie vor ein paar Jahren konfirmiert."

„Ja, Herr Pastor, wat nützt dat Konfermieren bi sone Bengels?"

„Nun, ich denke, die Eigbrot ist eine ordentliche Frau, — und der Sohn —?"

„De is uk ganz gaud, solang' de anner Strick nich dor is. Aewer hüt, dat kem mi uk all en beten sonnerbor vör. Ik heww mi so stellt, as seg' ik nicks, — äwer Herr Paster, ik un nicks seihn! Ik heww immer en Og' up de Bengels schmeten, un hemmen dei wat in'n Sinn, hemmen S' kein Bang', Herr Paster: ik schlag ehr de Knaken intwei."

„Nun, nun, mach's nicht zu toll."

„Wat recht is, Herr Paster, möt recht blieben, un ik dauh't."

Ein weiterer Tag verlief, da ging die Rede im Dorf von einem frechen Einbruchsdiebstahl, der in der vergangenen Nacht bei dem als wohlhabend bekannten Pfarrer versucht sei. Einige Tage später, da wurden die Übeltäter verhaftet; und als noch vier weitere Wochen ins Land gegangen waren, da wurde Christian zu sechs Monaten, Franz, der „Schmiere gestanden" hatte, zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Die alten Frauen waren aufs tiefste betrübt und beschämt, und als die bösen vierzehn Tage vergangen waren, da kam ein Reuiger zurück als „verlorener Sohn", der nun mit aller Kraft versuchte, das wieder gut zu machen, was er seiner alten Mutter angetan hatte.

„Mudding, Mudding," sagte er eines Abends, „wes wedder gaud und froh; ik dauh't nicht wedder."

Die alte Frau, die in diesen Wochen der Aufregung sichtlich gealtert hatte, strich ihm über das blonde Haar und sagte nur:

„Min Sähn, min leiw' Jung': ik verlat mi dorup, un wenn hei toröchkümmt, folg' em nich! Hürst du, Franz: folg' em nich. — Du büst nich schlicht, — du wirst man tau schwack."

Das war im Herbst gewesen, und am Weihnachts-Heiligabend leuchtete wie gewöhnlich in Mutter Eigbrots Stübchen ein Christbaum; sie saß mit dem Sohn, der ihre Hand gefaßt hielt, und der alten Nachbarin darunter. Es war, wie schon seit Jahren, — denn Christian hatte auch sonst die Großmutter nicht zu Weihnachten besucht, sondern das Fest lieber auswärts in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Burschen und leichten Mädchen gefeiert. Das Vergangene schien vergessen; Franz bemühte sich redlich, dazu beizutragen und hatte aus seinen Ersparnissen für kleine Geschenke gesorgt; Christians Name wurde nicht erwähnt. —

* *
*

All diese frohen und trüben Dinge waren es, die an jenem Herbstabend beim dämmerigen Scheine des Lämpchens von den alten Frauen besprochen wurden, während sie dazu in Gemütsruhe ihren Bratapfel verzehrten.

„'t is man schön," sagte die alte Wichmann, „dat sei jetzt Soldat und tausamen in dat sülwige Rement sünd: Franz ward em woll taum Gauden anstiften."

Mutter Eigbrot aber dachte seufzend: „O lieber Gott, hüte ihn vor Verführung und bösem Beispiel; der Verkehr mit Christian ist noch nie sein Glück gewesen."

„Ja, nu sünd wi beid' einsam: ik freu' mi recht dorup, wenn wi irst tausamentrecken. Ach Mariing, ik glöw', ik starw' rasch bi di, — äwer ik möt doch einen hemmen, de mi de Ogen taudrückt. To'n Frühjohr, to'n Prillmand, denn geih't los."

„Ja Ollsching; denn treckst du ganz tau mi. Un wenn ik vör

di starw', denn denk' dor uk an — en Testament will ik nich maken —: min Sähn kriegt ja dat beten, wat ik heww; — äwer de twintig Daler, de in minen Strump dor in de Lad' stecken, de sall Annemarie Möllern hemmen, dat oll lütt fründlich Wesen: denk' dor uk an."

Die andere versprach dafür zu sorgen und fuhr fort:

„Un min por Gröschens, un wat süs noch nah min Gräfnis bliwwt, kriegt min Krischan. De por Daler, de ik von de Willemsspenn' heww, gew' ik di, solang ik bi di wahn', als Meid', un denn is uns beiden ollen Wörmers ja nicks nich af."

„Na ja, so sall't sin, ik bruk't ja uk; denn mit de Bein' ward dat nich beter; mit dat Kaukenutdrägen . . . dat ward doch nicks wedder; de Verdeinst is vörbi."

So plauderten die beiden Alten behaglich; es entstand eine Pause, die Uhr tickte laut und sagte mit leisem Knarren den Ablauf einer vollen Stunde an. Nach einigen Minuten tönten zwölf halb klopfende, halb heiser klingende, verstimmte Glockenschläge in die Stille des Abends.

„Huching, wo schleiht de Klock lang' — wo späd is't all, Nahwersch?"

„Nu is't nägen", erklärte Frau Eigbrot. „Ik stell' de Klock ümmer so, dat sei üm nägen all twölw schleiht, un denn gah ik tau Bedd. Süs stürt sei mi mit ehr oll langes Schlagen glik in de irste schöne Schlapenstid."

„Na, nu gud' Nacht uk, denn schlap wohl."

Und die Alte humpelte hüstelnd aus der Tür.

* * *

Einige Tage später war Sonntag. Goldig schien die Sonne ins Fenster. In ihren Strahlen summten noch die letzten Mücken; ja, einige Marienkäferchen ließen auf den voll erblühten Rosen, auf denen der Tau wie Kristall perlte, ihre roten, mit schwarzen Punkten besäten Flügeldecken erglänzen.

Auch im Stübchen sah es schöngeputzt und sonntäglich aus. „Klein aber rein" war Mutter Eigbrots Wahlspruch, und von seiner Befolgung sprachen die sauber gewaschenen Tüllgardinen, die von messingbeschlagenen Stangen herabhingen, die gehäkelte Decke auf dem Tische, der Kissenüberzug auf dem rohrgeflochtenen Großvaterstuhl, die mit frischem Seesand bestreuten, sauber gescheuerten Dielen. Die schmucke, mit vollen Segeln vor dem Winde gehende Brigg, die aus Kork geschnitzt in einem Goldrahmen die Wand zierte, die großen, seltsam geformten Muscheln, die ihr Mann von seiner ersten Ozeanfahrt mitgebracht, die schwarz und weiß gescheckten tönernen Hunde mit den silbernen Ketten um den Hals, und endlich die große Standuhr mit dem bunt bemalten Zifferblatt und den kraus verschnörkelten Zeigern ließen erkennen, daß nicht bittere Not hier herrschte, — ja die stattliche Zahl gutgepflegter Topfgewächse, — Blattpflanzen, Heliothrop und Geranien, die eine scharfe, feuchte Treibhausluft im Stübchen verbreiteten — zeugten immerhin von einem gewissen, wenn auch nur bescheidenen Wohlstande.

Die Bewohnerin hatte am Morgen noch ein Stündchen bei ihren Rosen hantiert, — jetzt hatte sie sich „fein gemacht", eine frisch geplättete weiße Haube hatte sie auf dem Kopfe, einen schwarzen Umhang über den Schultern, und stand marschfertig da. Das Dorf hatte keine Kirche, — das nächste Gotteshaus war im Nachbardorfe, und eine Frau in ihren Jahren, zumal „mit mangelhaftem Beinwerk behaftet", wie der Pastor es scherzweise nannte, brauchte wohl eine Stunde, um es zu erreichen.

Sie warf auf die Umgebung noch einen prüfenden Blick: es war alles in Ordnung. Ihr altes Gesangbuch mit gelbem Schnitt, das vorn ein Kreuz, auf der Rückseite einen Abendmahlskelch in Golddruck trug, lag bereit; lesen konnte sie zwar nicht, aber das gehörte doch einmal zum sonntäglichen Kirchgang. Ein leinenes Taschentuch, das nach der Predigt, nachdem es mehrfach an Augen und Nase geführt, sorgfältig in den alten Kniffen wieder zusammengefaltet und in die Kommode zurückgelegt zu werden

pflegte, lag auf dem Gesangbuch, und auf ihm die große Brille. Sie ergriff diese für den Kirchgang notwendigen Gegenstände und ging hinaus, um im Sonnenschein vor dem Hause Annemarie Möller zu erwarten, die sie zur Kirche abholen wollte.

Aber da kam sie ja schon heran, eilend, elastischen Ganges, die Anmut und Jugendfrische selbst. Sie war des Krügers Töchterchen, flink und schlank, sauber und fröhlich. Ihr blondes Haar spielte in leichten Löckchen im Sonnenlicht. In dem sie umflimmernden Herbstglanz glich sie einem taufrischen Sommermorgen; waren es doch auch noch die Strahlen der scheidenden Sommersonne, die ihr Scheitel und Stirne küßten. Unter der bunten Schürze trug sie ein einfaches Wollkleid, der Kopf war von einem hellen Tuch umschlungen.

„Gun Dag uk, Fru Eigbrot, — ik heww hier en Breiw."

„En Breiw, min Döchting, — von wen? von —."

„Ja, nu raden Sei mal!" rief sie triumphierend und hielt das Schreiben in die Höhe.

„Ach, du spaßst wohl man! — von — von Franzen?" kam zögernd heraus.

„Ja woll, von weckern füs? — So, hier süht uns kein Minsch; nu möt ik Sei man irst mal rundting ümfaten. Un nu hüren S' mal, wat hei schriwwt. Wi hemmen noch Tid: ik les' Sei den Breiw eis vör."

Und sie las mit strahlenden Augen die ungelenken Worte: Worte aufrichtiger Reue und voll sehnender Liebe.

„Ach, min Döchting, min Döchting!" Die alte Frau sah selig nieder, reichliche Tränen flossen aus ihren Augen. „Awer — din Ollern, min Kind, — hei ist doch —." Die Stimme zitterte und versagte.

„Laten S' dat doch, Fru Eigbrot! Sei hüren ja un wi weiten, wo led em dat deiht. De arme Franz kunn uk nich daför: hei hett sich von den annern bereden laten un kümmt ja nu gornich mihr mit em tausam. Wi willen uns hemmen, det is de Hauptsak."

„Un tau Pfingsten will hei kamen?“ fragte glückselig die Mutter.

„Jawoll, dat hofft hei ja, und denn will hei de Ring'n mitbringen,“ ergänzte das Mädchen fröhlich, „un denn sünd wi en richtig Brutpoor. — Awer nu kamen S' man, Mudding, — wenn wi allein sünd, kann ik doch ‚Mudding‘ seggen, man nich? — nu kamen S' man, süs ward't am Enn' doch noch tau späd.“

„Schnell noch en poor Rosen, min Döchting; stek' s' di an de Bost.“

„So danke, nu is't naug!“ und sie befestigte die ihr gereichten Blumen am Gürtel.

Die Alte klinkte ihren Arm in den des jungen Mädchens, und sie gingen. Weiße Wolken jagten in der frischen Brise über den stahlblauen Himmel, von dem sich leuchtend das glühende Rot der Ebereschen abhob, das mit seinem satten Farbenton dem grauen nordischen Landschaftsbild fast einen Hauch südländischen Glanzes verlieh.

Als sie so eine halbe Stunde durch das im Sonnengold daliegende Land gewandert waren, begannen die Glocken des Kirchdorfes zu läuten, eintönig, doch rein und voll, und die beiden schwiegen voll Andacht.

„Hür min Döchting, wo schön, wo schön! Dit is ümmer min Andacht, noch ihre ik in de Kirch' bün.“

* *
*

Die weißen Fäden, die der Herbst über die Erde spinnt, schwanden, weißer Reif deckte die kahlen Bäume. Die Rosen vor dem kleinen Häuschen wurden sorglich in ihre Strohhüllen gepackt, und der Frost malte feine Eisblumen an die kleinen, bunt glitzernden Fensterscheiben. Weihnachts- und Neujahrsgrüße kamen von Franz, — Christian ließ nichts von sich hören. Und auch der Winter ging und räumte dem Frühling das Feld.

Die alte Wichmann rückte eines Tages als Mieterin bei Frau Eigbrot ein, und die beiden teilten sich in Gemütlichkeit ihr Stüb-

chen. Sie lebten wie zwei alte Schwestern zusammen, ein Tag verging wie der andere, still beschickten sie ihr kleines Tagewerk. Sie hatten beide vom Leben nicht mehr viel für sich zu hoffen und zu fürchten: so begannen sie sich ihres bescheidenen Daseins zu freuen, ohne immer ängstlich und sehnsüchtig an das zu denken, was die Zukunft ihnen bringen würde.

Die Sonne ging von Woche zu Woche früher auf und später zur Ruhe; das Thermometer, das der Krüger Möller an der Außenwand seines Gasthauses befestigt hatte, zeigte von Woche zu Woche zunehmende Wärme, die Rosenstöcke wurden von ihrer Strohdecke wieder befreit und entfalteten bald die ersten zarten Blättchen in grüner und glänzend roter Farbe: ja an den frühen Monatsrosen waren schon die ersten Knospen zu sehen; die Störche standen auf den moosübersponnenen Dächern der alten Bauernhäuser, klapperten und hielten Umschau nach einem jungen Paar, das ihres Besuches würdig erschiene. Die feurige Glut im Ofen erlosch, die Sonne selbst besorgte das Heizen.

Die Briefe, die von Franz kamen, klangen frei und froh, aber auch manch Trauriges war dabei: daß Christian sich auch beim Militär nicht füge, daß er schon wegen Gehorsamverweigerung bestraft sei, und daß seine spärlichen kurzen Nachrichten an die Großmutter, die so prahlerisch klangen, alle erlogen seien.

„Min oll Annemie," flüsterte Mutter Eigbrot, „lat de oll' Wichmann man ehren Globen; hei is ja dat Einzigst', wat sei hett. — Awer . . ." — und dann entfärbten sich ihre Wangen, und ihre Stimme zitterte — „Franz ward sich doch hollen? un Franz schriwwt doch de Wohrheit?"

„J Mudder, ganz gewiß! wo denkst du hen? Jk tru em!"

Dann schwieg die Alte still vor soviel Zuversicht und schämte sich, am eigenen Sohn zu zweifeln, — aber aus dem geheimsten Winkel ihres Herzens stieg doch der Zweifel immer wieder auf und blieb bestehen und nagte und bohrte; war es nicht möglich, daß Christian, der ihren Sohn so oft zum Leichtsinn, dann auch einmal zu schlechten Dingen verführt, wieder seine Macht bewiesen

hätte? Franz hatte ihr gebeichtet, wie schlau der Freund es angefangen habe, ihn zu ködern, und sie wußte: wenn man ihrem Jungen Feigheit vorwarf, das reizte ihn, — da war er zu fassen.

So kam im einförmigen Lauf der Dinge das Pfingstfest heran und brachte dem jungen Rekruten den sehnlich erhofften Urlaub. Annemarie Möller, ein paar frische Rosen im Goldhaar, ging ihm entgegen, während seine Mutter, die sie begleitet, im Weggraben wartete: sie wußte, daß es keiner Zeugen bedurfte, wo zwei Herzen hell zueinander sprechen.

Franz hatte nicht früher um die seit langem Geliebte anhalten mögen, weil er sich seines Fehltritts schämte, — jetzt hatte er Verzeihung erlangt, und an den Ringfingern der Verlobten strahlte der schönste Schmuck eines liebenden Paares: der einfache goldene Reif.

Am Pfingstsonntag ging das junge Paar Arm in Arm zur Kirche. Franz bemerkte wohl, daß einige scheel auf ihn blickten, — andere hatten die Strafe vergessen, da er sich hinterher als stiller, musterhafter Arbeiter gezeigt, und grüßten ihn freundlich. Auch dem Pastor, gegen dessen Eigentum damals sein Verbrechen sich gerichtet, stellte er sich und seine Braut vor und erlangte auch dessen Verzeihung.

Der alten Mutter Wichmann brachte der junge Soldat Grüße von ihrem Enkel, die dieser ihm gar nicht aufgetragen hatte; er wurde mit Fragen bestürmt, konnte aber nur wenig berichten, und antwortete schließlich nur:

„Je, Fru Wichmann, wi wahnen so wid ut enanner: so'n Rement is 'ne ganze Haud'. Wi seihn uns man weinig."

Auch er mochte der alten Frau nicht die Wahrheit sagen, um ihr nicht ihren letzten Lebenstrost zu rauben.

Das waren zwei fröhliche, in harmlosem Glück verbrachte Tage, diese beiden Pfingsttage, die das junge Paar im Jahre 1870 dort feierte.

„Noch twei en halw Johr, min leiwes Kind, denn bün ik farig, un denn känen wi bald frigen. Wahnen känen wi ja woll hier bi Muddern, un dat anner, dat verdein' ik dortau."

„Ach, min Jünging," fiel die Alte ein, „wo bün ik nah twei Johr? denn lew' ik nich mihr. Un du heſt denn dat lütte Hus: dat Eten verdeinſt du di dortau, un för en lütten Nodgröſchen is uk all ſorgt: den ſall Annemarie hemmen, de is doch de Verſtännigſt', hürſt du? Annemik ganz allein: de twintig Daler, de in den Strump inneiht ſünd. Denn mag't mit Gottes Hülp' woll gahn. Un wiß un wohrhaftig, Franzing: ſüllſt du noch vör mi ſtarben, — — mein Gott, du büſt jung, äwer du büſt Soldat — denn kriegt dat Hus und wat ſüs noch dor is, din lütte Brud. Un blot de twintig Daler beholl ik mi vör, — denn ſüh eis: 't giwwt ja ſo vel arme Lüd' — un ik, mein Gott, ik ward' olt un ſtiw, un bruk't am Enn' noch eis ſülben."

Und auf Bitten ihres Sohnes fuhr Mutter Eigbrot, als einmal Fahrgelegenheit war, zur Stadt und legte dieſen ihren letzten Willen gerichtlich feſt.

* * *

Seit einigen Wochen ſchon war Franz Eigbrot in ſein Regiment zurückgekehrt, und alles ging wieder im alten Geleiſe. Die Roſen blühten luſtig weiter, und die Saat auf dem Felde begann zu goldener Frucht zu reifen. Selbſt in die alte rauchſchwarze Küche flimmerte durch das kleine Fenſterchen und die geöffnete Tür das Sonnenlicht hinein und malte helle Flecken an die rußige Wand. Mutter Eigbrot ſtand am Herde und kochte in dem auf einem Dreibein ſtehenden Henkeltopf die Mittagsſuppe. In einer Pfanne brieten ein paar Flundern und Kartoffeln, denn es war Sonntag heute und gute Fangzeit.

Da humpelte durch die geöffnete Tür Mutter Wichmann herein.

„Herrje doch nee, Nahwerſch: hewww ik mi verfiert! Herrje doch nee!"

Die alte Frau zitterte; ſie ſetzte ſich, ſobald ſie über die hohe Schwelle geklettert war, auf einem Seſſel nieder und ſtemmte die Hände auf die Knie, dann gegen das Herz.

„Fat eis an, Mariing, wo dat bubbert!“

„Wat is denn los, Tanten? Vertell doch! wat is denn los?“

Sie dachte nichts anderes, als daß von dem Enkel der Freundin und vielleicht auch von ihrem eigenen Sohn eine betrübende Nachricht gekommen sei, und daher war es ihr fast wie eine Erlösung, als jene fortfuhr:

„De Schult seggt: dat giwwt Krieg, de Franzosen kamen.“

„Is nich mäglich! Krieg? Ach, hier bi uns?“

„Jawoll doch! Ach, wat heww ik mi verfiert! Krieg in'n Lann', dat is schlimm, dat is sihr schlimm. Ik heww ja dunn anno drütteihn noch den Krieg mit erlewt. Ik glöw', wi wiren dunn noch schwed'sch.“

„Wat seggst du? schwed'sch? wi warden doch kein' Schweden west sin?“

„Ja, as ik jung was, wiren wi schwed'sch.“

„Ach, wat du seggst!“ erwiderte Frau Eigbrot ungläubig; „un dunn was uk Krieg? hier in unsern Dörp?“

„Ja woll, Mariing, hier un äwerall. — Denn trecken de Soldaten all weg un weck warden dod schaten, un denn kamen de Franzosen un Russen un sticken de Hüser an un plünnern un röwern.“ Sie sah mit ängstlicher Aufmerksamkeit um sich, und als sie sich unbelauscht sah, fuhr sie fort: „Mariing, ik verstah mi up den Krieg. Dat beten, wat wi hemmen, möten wi inpacken, — ik weit dat noch von dunntaumalen — un in de Jrd' vergraben; — süs schlepen de Franzosen un Russen dat weg. 't ward just so as dunn! un du sallst seihn: nu kümmt 't wedder ümschichtig, un nu warden wi wedder schwed'sch. — Js man schön, dat wi kein lütten Kinner mihr hemmen: de freten de Franzosen ja woll mit Hut un Hoor.“

„Worüm de hogen Herren, Kaiser und Könige, woll blot ümmer Krieg maken, dat anner Lüd' ehr Kinner sich dod scheiten laten möten? Wenn ik dat Kommando hadd: ik würd' keinen Krieg upkamen laten.“

„J, du red'st, Mariing! Dat ward woll wedder so sin as dun.

Dunn hadd' Napolium unſe Königin Lowiſe beleidigt, de ja hier ut dat Meckelbörg'ſche ſtammen ded un denn jo dor uk ſtorwen is, — ik was elben Johr un weit't noch as hüt; — un nu: de Schult ſäd ja, ſei hadden unſern ollen König Willem beleidigt, un dat is de Königin Lowiſe ehren Sähn, — un Bismarken und Moltken ok. — Un Moltke is en ollen Mann, ſeggt de Schult, dei geiht grad' as ik mit dat Johrhunnert. Un de oll König Willem is noch en poor Johr öller. Achhotting, denk' di, Mariing, noch öller as ik, — un denn in'n Krieg!"

„Ja, wenn de Franzoſen em beledigen," erwiderte Frau Eigbrot, „denn giww 't Krieg, denn is dat woll richtig ſo. Ach, mi is man bang för de Jung's. — O Gott: wenn dei nu dod ſchaten würden!"

„Ja, ja de armen Jungens! Äwer viellicht is't beter ſo: de jungen Lüd' kamen denn nich up ſchlichte Gedanken. Ik weit dat noch von dunntaumalen: ach, dat was 'ne ſchwere Tid: un Vadder un Mudder wirkten un deden un bröchten nicks tau Weg', — un Mariing, — de Minſchen ſünd doch beter worden dunntaumalen dörch den Krieg."

„Je, Tanten, wenn dat ſo is, denn heſt du am Enn'n doch Recht, dat dat för de Jungens en Segen ſinn kann." —

Was die Alte erzählt hatte, war richtig. Der Telegraph meldete auch nach den entlegenſten Dörfern und kleinſten Hütten die Beleidigungen, die dem preußiſchen König angetan waren, und daß ganz Preußen ſich dagegen erhob, daß aber auch die Süddeutſchen ſich einmütig unter den Oberbefehl des greiſen Königs ſtellten. Junge Leute, die bei friedlicher Arbeit zu Hauſe waren, erhielten amtliche Briefe mit dem Befehl, ſich in einigen Tagen zu ſtellen, und erſt undeutlich, dann immer unzweifelhafter wurden die Nachrichten beſtätigt, die allen Patrioten die Zornröte ins Geſicht trieben. Dann lief die erſte Kunde ein von den ruhmreichen Siegen bei Wörth und Spichern und Gravelotte, von der Einſchließung der Feſtungen Metz und Straßburg.

Auch die beiden alten Frauen hörten gern den Erzählungen der

Schiffer zu, die aus den Zeitungen oder von den Briefträgern immer das Neueste — und immer Gutes! — erfuhren. Sie waren stolz, daß ihre Jungen dabei waren; an jedem Abend falteten sie die Hände, sangen mit dünner heiserer Stimme einen Gesang und beteten leise vor sich hin; jede wußte von der andern, für wen sie betete. Annemarie besuchte öfter die einsamen Frauen und brachte ihnen gute Kunde; auch sie lauschte mit ängstlicher Spannung, aber gefaßten Herzens auf jede Nachricht, die vom Kriegsschauplatz kam. Das ganze Volk, alt und jung, war mit seinen Gedanken dort.

* * *

Es war Ende August. Da wurde das Dorf und die Umgegend durch ein Gerücht beunruhigt, das die Gedanken und Sorgen der Bewohner wieder mehr dem täglichen Leben zuwandte und auf einige Zeit ablenkte von der Betrachtung der großen Dinge, die draußen geschahen. Ein paar besonders freche Einbruchsdiebstähle waren verübt, und manche Umstände zwangen zu dem Schluß, daß sie von einem Manne herrühren mußten, der genau in jener Gegend Bescheid wußte. Selbst die Ersparnisse der beiden alten Witwen waren bedroht. Die Truhen, die eines Morgens erbrochen waren, hatten allerdings die Diebe getäuscht, sie waren leer gewesen, — denn dem klugen Rat der kriegskundigen Frau Wichmann folgend, hatte auch Frau Eigbrot ihre Habseligkeiten in der Küche vergraben. Ein alter Ring hatte sich unter den Sachen befunden, der wohl zufällig oder weil er vom Vater der alten Eigbrot stammte, nicht verworfen war; „Gold gab ich für Eisen" war darin zu lesen. Man hatte ihn nie beachtet, denn er war unscheinbar und aus wertlosem Metall; aber Frau Wichmann wußte der Freundin diese Worte zu deuten.

Wie kam nur der Dieb an diese Truhen? Sofort wurde das Gerücht laut, Christian müsse unter den Einbrechern sein, die dort ihr Wesen trieben, obwohl man wissen wollte, daß er mit in den Krieg gezogen sei. Aber er konnte ja weggelaufen sein: zuzu-

trauen war es ihm. Briefe waren seit Wochen weder von ihm noch von Franz gekommen. Aber die alten Frauen verschonte man mit diesen Verdächtigungen, und sie hörten nicht, was man im Dorfe sprach; — auch Frau Eigbrot nicht: es war ja doch nicht unmöglich, daß auch ihr Sohn sich wieder hatte verleiten lassen. — Die ganze Gegend wurde abgestreift, aber man fand nichts.

Eines Abends — es war fast Nacht geworden, und ein schwarzes Gewitter hing am Himmel — kehrte Frau Eigbrot von einem Besuch bei den Krüger Möllerschen Eheleuten, die jetzt endgültig in die Verlobung gewilligt hatten, in ihre Wohnung heim. Ihre Laterne hatte sie in der Hand und stöckelte mühsam den sandigen, unebenen Weg, der an den kleinen Häusern vorbei zum Strande führt, entlang. Annemarie, die sie die Landstraße bis an diesen Weg begleitet, hatte sie eben nach Hause geschickt. Ihren großen Schirm hatte sie aufgespannt, und der Regen trommelte mit hohlem Dröhnen auf den festgespannten Bezug. Es war pechschwarz ringsum, nur das Licht der Laterne schaukelte hin und her und malte lichte Flecke auf den Weg, auf die Brache zu beiden Seiten, auf die dürftigen Bäume, die Feld und Straße schieden. Bisweilen zuckte es auf, Sekunden lang, licht schwefelgelb mit bläulichem Schein, feurige, gelbe und rote Schlangen fuhren kreuz und quer, das Auge blendend, über den nachtschwarzen Himmel.

Plötzlich sah sie eine Gestalt in der Nähe ihres Hauses, die sich in scharfen Umrissen von dem wie in feurigem Golde aufglühenden Horizonte abhob. Sie nahm all ihren Mut zusammen und stapfte weiter durch den end- und weglosen Schmutz. Da — ein zuckender Blitz, flackernd, immer wieder von neuem stoß-, ruckweise aufflammend, so daß das Meer in gespenstischem Glanz aufleuchtete und sie deutlich die Gestalt erkannte, die jetzt vor ihr stand. Ein lautes „Gott im Himmel" entfuhr ihr, — dann hielt sie, zum Tode erschreckt, mit zitternden Händen die Laterne, deren Glasscheiben leise klirrten, dicht vor das Gesicht des Burschen und erkannte Christian Wichmann, den unseligen Enkel ihrer Gefährtin.

Der ballte die Faust und hielt sie ihr entgegen. „Wenn die Tage hier was vor sich geht, Alte, du weißt jetzt, wer dabei ist. Aber eins sag' ich dir: wenn du mich verrätst, — mach' ich dich kalt."

In furchtbarem Grimm war's gesprochen. Ihr war's, als sähe sie die stechenden Augen des Mannes im Dunkeln leuchten, wie aus geheimem Quell mit der Glut des Menschenhasses gespeist.

Was wollte d e r dort? Sie hatte wohl sagen hören, daß ein Verbrecher, dem grause Taten auf der Seele lasten, durch das eigene Gewissen sich zu den Stätten gedrängt fühlte, wo er in der Unschuld der Jugend geweilt, — ja, daß der Anblick der trauten Kindheitsstätten so holde Erinnerungen geweckt habe, daß er zu einem neuen Leben bekehrt sei. Hatte dies dunkle Reuegefühl auch jenen hierher getrieben? hatte er den Wunsch, bevor er vielleicht auf Jahre im Gefängnis verschwand, noch einmal die alte Frau zu sehen, die an ihm Mutterstelle vertreten hatte? — oder hatte er gar . . .? — nein, so schlecht war er nicht, das war nicht zu glauben. — Also, was wollte er?

Die Alte stand mit schlotternden Knien da und stotterte nur noch: „Nee, ik segg nicks, ik schwig' rein still!", während die unheimliche Gestalt im Dunkel verschwand. Sie wankte rückwärts. Ganz gebrochen kam sie im Hause an, ohne etwas zu verraten. Tage lang lebte sie gebannt unter dem Drucke dessen, was sie gesehen. Nachts schloß sie kein Auge, ihre Wangen fielen noch weiter ein und erhielten ein wächsernes Aussehen, ihr Haar färbte sich bleicher.

Da kam ein paar Tage später Annemarie Möller in furchtbarem Schrecken angelaufen und begehrte Frau Eigbrot allein zu sprechen, — und die erfuhr nun: ein paar junge Burschen unter Führung Christians hatten die Nacht wiederum einen Einbruch verübt, es war der sechste oder siebente in diesen Wochen, Christian selbst war von dem Eigentümer, der sich mit einer Schußwaffe kräftig gewehrt, schwer verwundet und am Morgen seinen Wunden erlegen.

Die alte Frau Wichmann hatte sich in letzter Zeit immer mehr in den Gedanken hineingelebt, ihr Enkel werde jetzt im Kriege geläutert werden und endlich ein rechtliches Leben beginnen. Ja als die Kunde von dem nächtlichen Verbrechen das Land durcheilte, hatte sie mit keinem Gedanken daran gedacht, daß er daran beteiligt sein könne: er war ja im Kriege, bereit, Blut und Leben für die große, heilige Sache zu weihen. Sie wußte ja nicht und konnte nicht ahnen, daß er gleich nach der Kriegserklärung in ruchloser Feigheit geflüchtet war und sich dann wochenlang im Lande verborgen gehalten hatte, scheu wie feiges Nachtgesindel von Raub und Diebstahl lebend. Jetzt war man nicht so grausam, ihr den Trost ihres Alters zu rauben, und im Dorfe wurde, nachdem der junge Verbrecher in aller Stille beerdigt war, einmütig beschlossen, ihr die Kunde zu bringen, er sei im Kriege gefallen. Gab es doch auch schon in den Dörfern der Umgegend manches Haus, in dem die Totenklage ertönte.

Da hat sie herzlich um ihren Enkel geweint, aber sich immer getröstet: es sei doch gut, daß er Soldat geworden sei, nun sei er ehrlich gestorben, mit der Menschheit versöhnt, für deren heiligste Ziele er sich geweiht. So ungefähr waren, wenn sie es auch nicht mit Worten auszudrücken vermochte, ihre Gedanken, und voll Andacht brach sie frische Rosenknospen vom Strauch und flocht sie zum Kranze um das Kinderbild des Verbrechers.

* *
*

Die Zeit verrann; langsam dehnten sich die Stunden und Tage für die Bewohnerinnen des alten Hauses. Das Leben war für sie ein anderes geworden: es herrschte nicht mehr die stille Eintracht unter ihnen wie bisher. Mutter Wichmann hatte lange Jahre nichts mehr für ihren mißratenen Enkel tun können, als sich um ihn grämen, für ihn beten. — Jetzt war er tot, war ehrenvoll gestorben, — jetzt hatte sie nicht mehr zu sorgen und zu beten, ihre Lebensaufgabe war erfüllt, und sie zog sich ganz in

die stille Trauer um den vermeintlich Gefallenen zurück. Sie war siebzig Jahre alt und hatte viel Schweres erlebt: jetzt war es, als wenn unter der Wucht des Ereignisses, das sie betroffen, ihre Sinne zu leiden begännen. Sie wurde stumpf, brütete oft Tage lang vor sich hin, höchstens mit einer groben Handarbeit beschäftigt: dann kam es wohl vor, daß sie plötzlich emporsah und ein lautes gellendes Gelächter anschlug. „Ja, nee, wat giwwt't all? is doch sonnerbor, is doch sonnerbor", murmelte sie dann wohl kopfschüttelnd und verfiel wieder in ihr dumpfes Dahindämmern, ohne an Speise und Trank zu denken.

Ganz anders war die Wirkung der Schreckensnachricht auf Frau Eigbrot gewesen. Sie war seit Wochen ohne Nachricht von ihrem Sohn. Ach, sie kannte ihn ja: er war ein guter Junge, aber schwach, so sehr, sehr schwach. Sie bat es ihm in Gedanken ab, wenn sie an seiner Treue, an seiner Redlichkeit zweifelte, — und doch, und doch: der Gedanke hatte einmal Wurzel gefaßt und wucherte weiter, wie das Unkraut, das der böse Feind in den Weizen sät, das Kraft saugt aus allem, was es umgibt. Wie oft hatte ihr Franz als Knabe Besserung gelobt, von weher Reue erfaßt, und doch hatte er dem Verführer nicht standgehalten! Es war ja nichts bewiesen, nicht einmal glaubhaft, — aber es war doch nicht unmöglich, doch immerhin denkbar, daß der Einfluß des bösen Genossen ihn wieder betört, den guten Keim in ihm niedergetreten, ihn wieder vom rechten Wege abgelenkt hatte. Man hatte ja noch nicht alle Verbündeten des Verstorbenen entlarvt. — Und dann: sie hatte die alte Frau, die Freundin, belogen, um ihr liebendes, schon so oft in schwere Betrübnis gesenktes Herz zu schonen. Wenn es wahr sein sollte, was sie nicht auszudenken wagte, und was sie doch im tiefsten Innern ihres Herzens fürchtete: würde man gegen sie nicht ebenso menschlich handeln wie gegen die Freundin? würde man ihr Herz zertreten?

Dieser Gedanke bohrte sich in ihr fest, um so fester, je weniger sie Gelegenheit hatte, mit der immer stiller, immer stumpfer werdenden Mutter Wichmann sich zu besprechen; und als endlich

ein Brief von ihrem Sohne kam, daß er mit vor dem Feinde gewesen, aber gesund davongekommen sei, — und als ferner ein Brief an seine Braut einlief, worin er mit Worten flammenden Unmuts von Christians feiger Untreue berichtete, da hörte sie es wohl an mit stiller Freude und festem Glauben, — da war sie überzeugt von dem, was er schrieb, — da war das Unkraut aus ihrem Herzen gerissen und beiseite geworfen; — und doch — und doch: — die Wurzel war nicht vertilgt; sobald sie einsam war, stieg der quälende Gedanke wieder und immer wieder in ihr auf: „auch das kann Blendwerk sein; wie du durch deine Lüge die Mutter Wichmann tröstest, so trösten sie dich." Mann konnte ihr aus dem Briefe ja vorlesen, was man wolle: sie konnte die Wahrheit nicht prüfen, sie konnte nicht lesen.

Dann kam ein Tag, an dem die Fenstergardinen bis zum späten Abend geschlossen blieben; zwei Tage stand das Fenster des Stübchens weit geöffnet und am dritten Tage trugen schwarzgekleidete Männer den Sarg hinaus, worin die alte Mutter Wichmann, die mit gefalteten Händen in stillem Gebet schmerzlos eingeschlafen war, zur letzten Ruhe gebettet lag.

Frau Eigbrot saß mit Annemarie Möller nach dem Begräbnis allein in ihrem Stübchen.

„Ach, min Kind, dei hett dat gaud! kein' Angst mihr, keine Sorgen!"

„Woso, Mudding? wat makst du di Sorgen? Wenn Franz irst wedder toröch is, denn ward't all wedder gaud."

„Ja ik hoff' uk. — Hei ward doch kamen, min Döchting?"

„Wer kann dat seggen? — dat weit blot de leiwe Gott. Awer de Krieg fall ja bald vörbi sin. Du hest't doch hürt, wat de Schult vertellt hett? Bi Sedan is 'ne grote Schlacht west, un Napolium, den hemmen sei fungen."

„Hemmen sei fungen? wat du nich seggst! Na, dat is man schön! Denn is de Krieg ja woll bald ut; denn möt hei nu ja bald kamen."

Es war richtig, was Annemarie Möller berichtete. Die Schlacht

von Sedan war geschlagen, der Kaiser gefangen; frohe Siegesrufe schollen durch Deutschlands Gaue, aber auch Trauerbriefe durchflogen zu tausenden das Land. Am 15. September war's, da gab der Postbote einen Brief bei Mutter Eigbrot ab. Sie nahm ihn mit zitternden Händen in Empfang und wollte den Boten, wie auf dem Lande üblich, mit einem Schnaps belohnen, — doch der wehrte ab:

„Laten S' man sin, — will'n irst mal seihn, wat in den Breiw steiht."

„Ja, Witthans, läsen S' mi em vör."

„Ja, Mudder Eigbrot, girn! Aewer ik bün man bang', 't is keinen gauden Breiw. Ik heww letzt all einen sonen bröcht, un dat wir bi Hußmanns."

„Bi Hußmanns?" Die alte Frau wurde blaß und faltete die Hände. „Bi Hußmanns, seggen Sei?" — Sie wußte: Karl Hußmann war bei Gravelotte gefallen. Aber als der Bote den Brief geöffnet und ihr vorgelesen hatte, daß ihr Sohn Franz bei Sedan den Heldentod gestorben sei, da wurde sie ganz ruhig, sah ihn still an und sagte nur:

„Na, denn es ja allens schön! — Un wesen S' so gaud und seggen S' Annemarie Möllern uk en beten Bescheid."

Das geschah. Nach einer Stunde erschien das junge Mädchen, das blonde Haar in ein schlichtes, schwarzes Tuch gehüllt, blaß, aber ohne Tränen in den Augen. Sie fiel der Alten um den Hals und schluchzte tief.

„Kind, Kind," rief die aus in der ersten Verzweiflung des Schmerzes, riß die Augen weit auf und packte das Mädchen mit ihren knöchernen Fingern an den Ärmeln. „Wi hemmen de olle Wichmann uk vertellt, de Christian hadd in den Krieg den Dod funnen — un nu . . .?"

Eine entsetzte Frage, die sie nicht auszusprechen vermochte, sprach aus den angstvoll starrenden Augen.

„Mudder," rief das junge Mädchen entsetzt, — ein schwerer Vorwurf klang aus dem Ton ihrer Stimme —, „dat seggst du?

— Nee, nee, Mudding, wo kümmſt du up ſo 'ne Gedanken? Hei hett mi't ja ſo faſt verſpraken, un if heww ja doch uk de Breiw' von em ut den Krieg. — Wo kamen di ſo 'ne Gedanken?"

„Wes nich bös, min Döchting; 't is all äwer. Ach, dat Minſchenhart is ſchwack, — en ſchwacken Minſchen befollen woll mal ſo ſchwarte Gedanken!"

* *
*

Von dem Tode des jungen Mannes hörte man mit aufrichtiger Teilnahme; viele kamen, der Alten ihr Beileid auszudrücken, und ſei es ohne Worte, nur mit einem langen Druck der arbeitsrauhen Hand.

Von der Kanzel wurde für Franz gebetet und der Gemeinde bekanntgegeben, daß er mit Gott im Kampfe für König und Vaterland gefallen ſei. — Das mußte die Alte überzeugen. — Und doch, — und doch: das Gefühl ſaß feſt in ihr und wich nicht: auch der alten Wichmann war erzählt, ihr Enkel habe den Heldentod erlitten, — und er war doch als Räuber auf der Landſtraße geſtorben, als feiger Geſell, der Verrat begangen hatte an ſeinem Vaterlande, an ſeinem ehrlichen Namen.

Nun kamen die Gerichtsverhandlungen, die weit und breit in der Gegend bekannt wurden: Chriſtian war der Rädelsführer geweſen, er war der irdiſchen Gerechtigkeit entrückt, — ein Genoſſe wurde zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurteilt, — zwei andere waren entkommen und wurden nicht entdeckt: — wer mochte, wer konnte das ſein?

Kürzer wurden die Tage, kühler die Luft, ungeduldiger die auf Frieden hoffenden Herzen. Weihnachten und Neujahr kamen und gingen. Von ſiegreichen Schlachten wurde erzählt, von der Erneuerung der deutſchen Kaiſerwürde in Verſailles, von dem Einzug der deutſchen Truppen in Paris und endlich, endlich vom Abſchluß des Friedens.

Es war der zehnte Mai, ein ſonnig ſchöner Frühlingstag, an dem wohl die Herzen der Menſchen höher ſchlagen konnten in

neu erwachter Freude und frisch aufkeimender Hoffnung. Die Glocken läuteten hell, der Gesang vom Frieden erscholl wie Himmelsbotschaft weithin über die deutschen Gaue.

Mutter Eigbrot ging nicht zur Kirche; über ihr Alter hinaus war sie gebrechlich geworden und hatte nur noch den einen Wunsch, Gewißheit zu erlangen über das, was ihre Gedanken peinigte und fortan den Inhalt ihrer Gebete ausmachte. Sie vermied es, mit jemandem darüber zu sprechen. Wenn Annemarie sie besuchte, war wohl viel die Rede von ihrem Jungen, und sie nahm sich zusammen, daß nicht ein unbedachtes Wort ihr entschlüpfte; dann glaubte sie auch an die Unschuld des Sohnes, — aber der gräßliche Gedanke, der sie gepackt, der sich festgesetzt hatte in ihrem Herzen und ihr Leben verbitterte, — er tauchte immer wieder auf und verließ sie nicht.

* *
*

Ein Jahr war seit dem Tage von Sedan vergangen. Im Nachbardorfe wurde eine Feier veranstaltet und der alte Pfarrer gedachte in schlichten Worten der jungen Krieger, die als Helden im Kampfe für König und Vaterland ihr Leben gelassen hatten. Das Kirchspiel hatte eine Gedächtnistafel gestiftet, wie sie noch aus den Befreiungskriegen vorhanden war: darauf waren mit goldener Schrift auf schwarzem Grunde all die Namen der tapferen Gefallenen zu lesen.

Frau Eigbrot sah die Tafel mit großen Augen an. Ob der Name ihres Sohnes wirklich darauf stand? dann mußte es ja wahr sein, dann waren all ihre quälenden Zweifel gehoben! Aber jemand zu bitten, ihr die Inschrift vorzulesen, das wagte sie nicht. Welch ein furchtbarer Schreck, wenn der Name ihres Jungen fehlte oder wenn auch der Name des — des andern ihr ans Ohr dringen würde!

Und in ihrem Gram, von dem niemand etwas ahnte, hielt nur die Hoffnung sie aufrecht, daß Gott, sobald er es für recht einsähe, ihr die ersehnte Gewißheit verschaffen würde. Sie war,

wenn nicht allzu strenge Kälte, allzu schwerer Sturm herrschte, sonntäglich in der Kirche, und immer waren ihre Augen auf die Tafel gerichtet. Ängstlich horchte sie auf die Gespräche der andern, ob sie nicht aus ihnen Schlüsse ziehen könnte auf das, was ihr Herz bewegte, — aber vergebens. Die sprachen vom bunten Leben und von grüner Hoffnung, die sprachen von Beruf und Verdienst und frohen Festen, aber nicht von den bitteren Kümmernissen des Herzens, nicht von Drangsal und Sorge, von Not und Tod, nicht von dem, was schlimmer ist als dies alles: von nagenden Zweifeln an dem, das man liebt. — Und wieder ging ein trüber Winter hin.

Dann trug der Sonnenstrahl des wieder erwachenden Lenzes nicht bloß den Duft der Rosen, nicht bloß das lustige Flimmern der Sonnenstäubchen in ihr trauliches Stübchen: nein, er weckte auch einen Gedanken in ihrem Herzen, der sie nun nicht mehr verließ, einen Gedanken aufkeimender Hoffnung. Einige Tage später war der Plan fertig, und sie entschloß sich zu dem schweren Schritt.

Aus der alten Truhe holte sie den längst wieder hervorgegrabenen Strumpf hervor, der ihre Ersparnisse barg, und zählte: sie waren vollzählig da, die zwanzig harten Silbertaler, die sie als letzten Notpfennig sich aufbewahrt hatte. Ja, das reichte wohl hin: denn für die Begräbniskosten war gesorgt. Die zwanzig blanken Talerstücke ließ sie einzeln durch die Finger gleiten, — viel Schweiß und Arbeit klebte an ihnen, — knotete sie fest in ein Taschentuch, steckte sie zu sich und machte sich auf den Weg.

* *
*

Sie wanderte die Dorfstraße entlang und blieb vor einem niedrigen, strohgedeckten Hause stehen, über dessen Haustür das Wort ‚Schule' zu lesen war.

Es war Sonntag: der junge Lehrer saß in der Wohnstube, eine Pfeife mit selbstgebautem Tabak — Spötter meinten sogar: mit Rosenblättern — rauchend, und schien seinen Kindern Ge-

sangunterricht zu erteilen, denn bisweilen hörte man durch das geöffnete Fenster wohlklingende Kinderstimmen singen, während ein drittes pausbäckiges „Etwas“ in einem auf der Erde stehenden, mit Holzgängeln versehenen Waschkorbe schlief. Die Frau war in der Küche beschäftigt.

„Gun Dag uk, Herr Peiters!“ grüßte die alte Frau freundlich. „Ach, wo singen de Kinner schön!“

„Macht Vergnügen, Mutter Eigbrot, und kost't nichts,“ war die muntere Antwort. „Aber was bringen Sie? das ist ja ein selt'ner Besuch.“

„Ja, Herr Peiters, ik heww 'ne Bidd', 'ne schwere Bidd'. Ik will't man grad' ut seggen, — un lachen S' mi nich ut: — ik mücht woll noch lesen lihren!“

„Frau Eigbrot!“ rief der Lehrer erstaunt und lachend aus, wie wenn er an der Ernstlichkeit des Begehrens zweifelte, „Sie wollen lesen lernen?“ Ihm schien fast, als sei die Alte wirr im Kopfe geworden, und gemütlich fuhr er fort: „Nu setten S' sich mal irst en beten hen, denn stuckeln sich de Gedanken wedder tausam.“

„Nee, nee, Herr Peiters, so lat ik mi nich afwisen. Ik heww' mi dat gründlich äwerdacht, lange Tid, un ik segg' Sei: ik will. Wat de lütten Kinner lihren, ward' ik uk woll noch begripen, wenn uk am Enn'n mit minen schwachen Kopp en beten langsamer. Aewer ik' heww ja jetzt Tid tau't Studieren. — Un Herr Peiters: ik verlang nicks umsüs, — un Sei känen 't ja uk bruken mit Ehre Familie.“

„Dat weit de leiwe Gott!“ antwortete er lächelnd. „Doch de Lohn kümmt achterher! — Aewer, Fru Eigbrot, nehmen S' mi dat nich äwel: was willen Sei up Ehre ollen Dag' noch lesen?“

„Herr Peiters, — Sei känen sich dat nich denken als gelihrten Mann, wo 'ne olle Fru tau Maud' is, de Dag un Nacht allein tohus sitt un nich mal en Breiw, nich mal en Spruch ut de Bibel oder dat Sangbauk lesen kann. Aewer glöwen S' mi tau: bether hadd' ik tau dauhn: mit das Kaukendrägen un in'n Sommer mit minen lütten Goren . . .“

„Ja, ja, ich weiß: die schönen Rosen," warf der Lehrer ein.

„. . . un dunn was min Franz noch dor, — dor hadd' ik tau dauhn. Aewer nu sünd mi de Beinen stiw, un 't langt nich mihr mit min Kräften. — Ik bidd' Sei: dauhn S' mi den Gefallen un schlagen S't mi nich af. Ik müßt' süs en Dörp wider gahn, un dat ward mi tau suer."

„Na Fru Eigbrot, wenn't sin sall: denn will ik 't Sei lihren. Ik kam denn morgen, wenn de Kinnerschaul' tau Enn'n is, mal ranner."

Er war ein gutmütiger Mann und wollte die ersten Versuche machen, in der festen Überzeugung, daß dann der merkwürdige Unterricht seine Endschaft haben würde.

Aber — er täuschte sich: Frau Eigbrot hielt aus. Tag aus, Tag ein, selbst Sonntags, ging Lehrer Peters in das kleine Häuschen und trug oft ein Taschentuch voll Stachelbeeren, eine Handvoll Erdbeeren für die Kinder oder einen Strauß Rosen „för de lütte fixe Fru" mit zurück in sein bescheidenes Heim. Und er mußte sich gestehen, daß er nie eine fleißigere, strebsamere Schülerin gehabt habe.

Ach, es wurde ihr schwer, der alten Frau, mit den Zeichen, die er ihr vorschrieb oder gedruckt in der Fibel wies, einen Laut zu verbinden, aus diesem Laute Worte zu formen, mit ihnen Begriffe zu verbinden — aber mit dem unermüdlichen Fleiß, den der ernste Wille erzeugt, saß sie dabei und lernte. Es war rührend, die alte Frau in den schönen Sommermonaten auf der Gartenbank hinter ihren Rosen sitzen zu sehen, eine Fibel in der Hand, wie sie durch die große Hornbrille sehend die knöcherigen Finger von einem Wort zum andern rücken ließ, indem sie unhörbar die Lippen dazu bewegte. Aber Übung macht den Meister; an jedem Sonntag, wenn der Lehrer sich die Woche hindurch eine, ja zwei Stunden mit ihr gequält hatte, nestelte sie einen blanken Silbertaler aus dem verborgenen Päckchen, und als das Päckchen zu Ende war, da war ihr die Kunst des Lesens kein Geheimnis mehr.

Zur Kirche war sie den ganzen Sommer über nicht gekommen,

und der Herbst, der die große Sturmflut brachte, lud noch weniger dazu ein: die Füße waren ihr schwer, so daß sie kaum zu gehen vermochte. Aber zu Hause hielt sie ihre Andacht für sich. Der Prediger, der von ihrem wunderbaren Treiben durch den Lehrer erfahren, hatte ihr eine Hauspostille mit großen Buchstaben und bunten Bildern geschenkt, und jeden Abend las sie zum Unterricht und zur Erbauung ein langes Kapitel. Alle ihre Kräfte sparte sie zum Weihnachtsfeste auf: da wollte sie die Kirche besuchen, ganz heimlich, ganz allein und still, zu Weihnachten, am Feste der Liebe. — Ach, ihr war so bang ums Herz, wenn sie daran dachte. Wie — wenn sie es nun doch nicht lesen konnte, was dort auf der schwarzen Tafel mit den goldenen Buchstaben stand? oder wenn gar der Name ihres Sohnes fehlte? oder auch der Name des andern mit darauf stand? — Aber nein, das konnte ja nicht sein! Das Weihnachtsfest würde alles klären.

Und das Fest rückte näher und näher: lautlos fielen die weißen Flocken aus den Wolken und hüllten die weite Welt in ein weißes, weiches Tuch von Schnee, lautlos küßte die Sonne es wieder hinweg. Dann kamen Wind und Frost, feine Kristalle an die erblindenden Fenster zu zaubern, — und endlich ein sonnenklarer Wintertag, der die Dächer weiß mit Firnstaub überzog und die Bäume in silbernem Rauhreif erblinken ließ. „Hurra, weiße Weihnachten!" jubelte das Volk, kleine Schlitten sausten die glatte Dorfstraße entlang, auf der ausgelassene Kinderstimmen jubelten, und die Kirchenglocken verkündeten mit feierlichem Klange der schweigenden Welt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden."

Die heilige Nacht zog vorüber, die Sonne des ersten Weihnachtstages blickte ins Stübchen, — da stand die alte Frau auf von ihrem Siechbett, zog ihr schwarzes Feiertagskleid an, legte Gesangbuch, Taschentuch und Brille zurecht — gerade wie früher — und machte sich, auf einen Krückstock gestützt, auf den Weg.

Gottesdienst war, da der Pastor in mehreren Gemeinden die Seelsorge übte, erst für den Nachmittag angesagt; daher trat die

alte Frau ganz allein in die Kirche. Sie setzte sich in einen Stuhl, der der schwarzen Tafel gegenüberstand, sprach andächtig ein Gebet und hob klopfenden Herzens den Blick. Und auf der Tafel stand in goldenen Buchstaben unter dem Eisernen Kreuz, das von den Zahlen 1870 und 1871 eingeschlossen war, zu lesen:

„Es starben den Heldentod für König und Vaterland" . . .

und langsam las sie die wohlbekannten Namen der Jünglinge, langsam mit verhaltenem Atem den Tag, da ihr blühendes Leben erlosch, ungelenk und mit Mühe den Ort, wo die tödliche Kugel sie ereilte. Dann aber — an fünfter Stelle — ihre Augen leuchteten auf in heller Seligkeit und Freude und füllten sich mit Tränen, so daß sie die erst wegwischen mußte, um weiter lesen zu können, — an fünfter Stelle, da stand deutlich zu lesen:

„Grenadier Franz Eigbrot, gefallen bei Sedan
am 1. September."

Und dann folgten noch drei weitere Namen — aber kein Christian Wichmann war dabei — und endlich die Worte:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt."

Sie hielt die Hände gefaltet und weinte.

* *
*

Einige Stunden waren vergangen. Aus dem ehernen Munde der Glocken tönte die Verheißung göttlicher Liebe, die ersten Kirchgänger betraten das Gotteshaus. Da fand man, fast erstarrt von der Kälte, die alte Frau Eigbrot, aber nicht in sich zusammengesunken, sondern hoch aufgerichtet, den Kopf zur Tafel gewendet, einen friedfertigen, ja glückseligen Ausdruck in dem stillen Gesicht.

Man brachte sie ins Pfarrhaus. Nach Beendigung des Gottesdienstes hat der Pastor noch mit ihr gebetet, lange und inbrünstig, — und dann ist sie heiter und ruhig hinübergeschlummert in einen Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. „Jk hewww't doch

wüßt, hei was en gauden Jung," und: „täuw, min Jünging, ik kam!" — das sind ihre letzten Worte gewesen. —

„In so christlicher Ergebung und wirklicher Freude sieht man selten Leute von hinnen scheiden," hat der alte Pastor nachher bekannt, „die muß ein schönes Leben gehabt haben."

Aber keiner wußte, woher diese Glückseligkeit, die ihr die letzten Stunden des Lebens versüßte, kam. Nur e i n e konnte Auskunft darüber geben und hat sie auch dem alten Pastor gegeben. Das war dieselbe, die noch lange Jahre hindurch treu das Grab der Alten gepflegt und an jedem Sedantage einen Kranz aus Tannenzweigen um die schwarze Tafel gewunden hat. Und als sie nach langen Jahren als Frau des ehrsamen Dorftischlers selbst in das kleine Häuschen einzog, in dem Mutter Eigbrot gewohnt hatte, da verwandelten sich die dunklen Tannen in blühende Rosen.

Hilfsbote Trumm.

Von Theo Malade.

Auf der Chaussee, die in sanfter Steigung aus der Stadt gerade nach Westen führt, schritt ein Mann dahin. Die letzten Wohnhäuser, kleine Gebäude ackerbautreibender Bürger, lagen hinter ihm. Nur zur Rechten befanden sich noch einige Scheunen, aus deren Innern Stimmen tätiger Menschen und das eintönige Geklapper der Dreschflegel erschallten.

Der Mann zog seine Uhr. „Schon zwei durch," sagte er zu sich selbst, „vor sechsen bin ich nicht zu Hause. Da wird's doch stockdunkel." Prüfend sah er zum Himmel empor: „'s liegt was in der Luft. Ich glaube, es gibt Schnee."

Mit plötzlichem Entschlusse faßte er den runden Griff seines Knotenstockes fester und wanderte, kräftig zutretend, seinen Weg weiter.

Wer ihn so sah, den nur mittelgroßen, hagern Mann mit der Postbotenmütze auf dem Kopfe, mit der über den Rücken hängenden Brieftasche und den in den Stiefelschäften steckenden weiten Hosen, der mußte meinen, die Kraft des Wandrers sei bald zu Ende. Das Haupt nickte schwer nach vorn, der bindengeschmückte linke Arm schlenkerte hin und her, und die Beine knickten bei jedem Schritte machtlos in den Knien ein. Aber der Ausdruck des scharf geschnittenen geröteten Gesichts lehrte ein andres. Über dem mächtig nach außen strebenden Schnurrbarte, dessen einzelne Haare schon ins Graue spielten, wölbte sich eine wohlgebildete Adlernase und verriet eine starke Tatkraft. Die grauen Augen, nach unten durch sackartige Falten begrenzt, blickten freilich verschwommen, doch wenn sie forschend in die Weite schweiften, dann entströmte ihnen ein eigenartiges Feuer.

In gleichmäßigem Takte setzte der Mann seine Wanderung fort. Er achtete kaum auf das, was um ihn her vorging. Der Blick war auf den Boden gerichtet, das Antlitz bedeckte ein leises Lächeln. Durfte er doch heute nach langen Monaten wieder die alte Straße ziehen, die er seit zwanzig Jahren gezogen war, wenn die Wege schlecht wurden und das kleine Postamt in der Stadt der Aushilfe bedurfte.

Er stampfte ordentlich auf mit den Füßen, als ob er jeden Schritt, den er im alten Dienste tun durfte, so recht genießen wollte. Viel hatte nicht gefehlt, daß seine diesjährige Bewerbung abgeschlagen wurde!

Als er sich Herbstanfang wieder auf dem Amte meldete, da hatte der alte Postvorsteher mit dem Kopf geschüttelt: „Nein, Trumm, es geht wirklich nicht mehr mit Ihnen. Wenn Sie das gottverdammte Trinken lassen könnten! Aber es wird ja immer schlimmer mit Ihnen. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen, Sie dienstlich zu beschäftigen." Doch Trumm hatte die Hacken zusammen genommen, so gut es seine zittrigen Knie erlaubten, und die Hände an die Hosennaht genommen: „Herr Vorsteher, ein alter Soldat, der sich das Eiserne Kreuz geholt hat, schlägt sich immer durch, auch wenn manchmal der Boden unter ihm wankt, und dann, Herr Vorsteher, der Verdienst jetzt, bei den Zeiten — und ich bin doch schon zwanzig Jahre im Dienst — und, Herr Vorsteher —"

Dabei hatte er den gutmütigen Herrn so flehentlich angeschaut, daß diesem ganz weich ums Herze wurde. Er nahm Trumm bei der Hand und nötigte ihn auf einen naheſtehenden Stuhl. Und nun redete er auf ihn ein, freundlich und wohlwollend, wie ein Vater zum Sohne spricht, und Trumm versprach hoch und teuer, er wolle sich bessern und stets seinen Dienst pflichtgetreu und nüchtern versehen.

So war es gekommen, daß Trumm heute wieder stolz als kaiserlicher Hilfsbote die Stadt verließ. In gleichmäßigem Takte, mit weiten Schritten strebte er vorwärts, und jedesmal, wenn die

gehört. Dann lachte er laut auf: „Sollt's ein Mensch für möglich halten, Trumm, Trumm" — er schlug sich vor Vergnügen auf den Oberschenkel — „entweder bist du jetzt schon voll bis oben hin, oder deine Weiber sind dir in den Kopf gestiegen."

Trumm fuhr auf wie von einer Natter gestochen. Seine Hand umkrampfte die Krücke seines Stockes, der Oberkörper berührte fast denjenigen Schults. Die Nasenflügel bewegten sich als Ausdruck seiner inneren Erregung. Die grauen Augen drangen in die des andern ein, und seine Stimme klang heiser vor Wut: „Du, Schult, höre — wenn du auf meine Weiber anspielst, dann schlage ich dir —" und drohend hob er den Stock.

Schult war ernst geworden. Aber er blickte ihn scharf an und wich keinen Finger breit von seinem Platze.

„Trumm," unterbrach er ihn ruhig, „Trumm, sei doch vernünftig, wir sind doch alte und verständige Leute. Und ich hab's doch wieder nicht so gemeint. Aber das will ich dir noch sagen: Je mehr du dich aufregst, desto mehr lachen die andern."

Trumm schien gar nicht zu verstehen.

„Je mehr du dich aufregst, desto mehr lachen die andern, Trumm", wiederholte Schult.

Da riß ihm Trumm die Flasche aus der Hand: „Gib her!" — Und gierig sog er Schluck auf Schluck ein. Dann reichte er sie zurück und ging, ohne ein Wort zu sagen, seines Weges weiter.

„— Desto mehr lachen die andern — die andern — die andern."

Was ging es ihn an! Hoho! Er jauchzte laut auf und fuchtelte wie ein junger Bursch mit seinem schweren Knüttel in der Luft herum.

Er war schon ein ganzes Stück gewandert, als er wiederum seinen Namen hörte. Er drehte sich um. Da stand Schult und hatte beide Hände als Schalltrichter vor den Mund gelegt:

„Sieh dich heute vor und bleib auf dem Wege, 's gibt Schnee."

Trumm ging weiter. Leise murmelte er vor sich hin: „'s gibt Schnee, 's gibt Schnee."

Er nickte wie zur Bestätigung mit dem Kopfe und bog dann

links von der Chaussee ab auf den Feldweg, der nach Friedenfelde führt.

Leise brach unter der Last seines Körpers die oberste, leicht gefrorene Erdschicht ein.

„Sieh an," sprach er erstaunt zu sich selber, „es friert schon etwas. Das merkt man in der Stadt gar nicht."

Und um sich noch einmal fest von dieser Tatsache zu überzeugen, stieß er den Stock kräftig in den Acker.

„Wahrhaftig, es ist ordentlich hart an der Oberfläche." Dabei überflogen seine Blicke wohlgefällig den sich vor ihm ausdehnenden Plan, der von winzigen grünen Hälmchen bedeckt war.

„Ist doch ein tüchtiger Kerl, der Friedenfelder. Wie der Weizen schon aufgegangen ist! Ja, aber auch der Boden und die Kultur!"

Er schnalzte fast hörbar mit der Zunge.

„Ist schließlich auch kein Wunder! Säen müssen sie zwar und ernten auch, aber das übrige, das besorgt der liebe Gott. Dagegen unsereins! Schinden und placken vom Morgen bis zum späten Abend, und dafür der Hundelohn. Ich wollte, ich käme einmal an die Spitze, ich würde es euch zeigen" — fast erschrocken hielt er in seinem Gedankengange inne. Sein soldatisches Gemüt bäumte sich dagegen auf.

„Pfui, Trumm, ein alter Kerl mit dem Eisernen Kreuze, und solche Halunkenpläne!"

Die ganze Gestalt reckte sich, als wollte er zum Parademarsche antreten.

Es dauerte nicht lange, bis er in Friedenfelde angelangt war. Langsam schritt er die Stufen an der Giebelseite des Herrschaftshauses empor, die zu den Wirtschaftsräumen führten. Er wandte sich zur Küche:

„'n Tag, Mamselling, ich komme wohl gerade zur rechten Zeit."

Die Küche war mit einem leichten Dampf erfüllt, so daß man scharf zuschauen mußte, wollte man alle Einzelheiten erkennen. Einige Mägde waren mit dem Schneiden von Fleisch und Fett beschäftigt, einige stopften die geschnittene Masse in Därme. Vor

dem großen Kessel auf dem gewaltigen Herde stand die Wirtschaftsmamsell, eine kräftige Person, mit hochrotem Gesichte und entblößten Armen und rührte mit einem Kochlöffel in dem siedenden Wasser umher.

Jetzt wandte sie sich nach dem Sprecher um. „Herr Gott, sind Sie's wirklich, Trumm? Na, seien Sie mir willkommen. Mine, passen Sie auf den Kessel auf!"

Sie nahm mit der Linken ihre Schürze, trocknete sich damit den rechten Arm ab und streckte Trumm die Hand entgegen.

„Wir haben gestern schon eingeschlachtet und machen heute Wurst. Zwei fette Schweine, Staatstiere, sage ich Ihnen! Vierhundert Pfund das Stück und vier Zoll Speck auf dem Rücken."

Trumm setzte eine bewundernde Miene auf. Eine Zeitlang verharrte er in diesem Ausdruck stummer Anerkennung — er wußte wohl, was sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber ziemte — dann ordnete er seine dienstlichen Angelegenheiten. Die Mamsell drückte auf einen Knopf und gab dem herbeieilenden Stubenmädchen die Postsachen.

„Alles für den Herrn. — Und nun sagen Sie mir, Trumm, haben Sie schon gegessen, oder wollen Sie nur noch eine Tasse Kaffee trinken?"

Er bat um das letztere.

„Berta, schenken Sie Trumm eine Tasse Kaffee ein, aber nicht aus der Leutekanne. Und machen Sie ein Butterbrot zurecht!"

Ihre Anordnungen wurden ausgeführt. Während Trumm es sich wohl schmecken ließ, ging sie zum Küchenschranke und brachte aus diesem eine große Flasche Kornschnaps und ein Glas hervor.

„So, Trumm, stärken Sie sich auf den Weg."

„Nein, Mamsell," sagte Trumm, „ich trinke keinen Schnaps mehr."

Sie war im Begriff laut aufzulachen, da bemerkte sie Trumms ernstes Gesicht. Auch die Dienstmägde blickten sich um, stießen sich gegenseitig an und kicherten.

„Aber warum denn nicht?"

„Ich habe es dem Postvorsteher versprochen."

„Ach, dummes Zeug. Sie sollen sich nur nicht betrinken, und das ist auch ganz in der Ordnung, aber hier zum Vesper, da gehört eben ein Schnaps dazu."

Und sie schenkte ihm das große Glas fast voll ein. Das war so gut wie ein Befehl, und er trank langsam aus.

„Hm," machte er und legte den linken Zeigefinger an die Nase, „es geht doch nichts über so 'nen lütten Griser*)."

„Ja," meinte die Mamsell, „das ist auch echter Boltenhäger," und goß das Glas noch einmal voll.

Trumm ließ sich nicht mehr nötigen.

„Auf einem Bein kann der Mensch nicht stehen."

Endlich brach er auf. Die Mamsell begleitete ihn bis an die Türe des Hauses. Prüfend sah sie in die Luft, hob die Nase und schnüffelte, als ob sie etwas wittere.

„Trumm," rief sie ihm nach, „Trumm, bleiben Sie auf dem Wege heute und beeilen Sie sich, daß Sie vor Dunkelheit wieder auf die Chaussee kommen. 's gibt Schnee heute!"

„Ja, ich weiß," rief Trumm zurück, „'s gibt Schnee heute."

Er ließ beschleunigten Schrittes das Dutzend Häuser hinter sich, das zum Gute gehörte, und befand sich wieder im Freien.

Weit vor ihm dehnte sich die Ebene aus. Links vertieft sie sich zum breiten Tale. Nach rechts alles frei. In der Ferne zog als weißes Band die Chaussee, die ihn aus der Stadt geführt hatte. Ihr parallel führt von nun an sein Weg. Er konnte sie mit dem Auge verfolgen, nur gleich hinter Friedenfelde legte sich das Friedenfelder Holz hindernd dazwischen.

Eine düstere Stimmung lag über der Natur. Noch war es früher Nachmittag, und schon breitete sich ringsum ein geheimnisvolles Dämmern aus. Der Wald ragte als schwarze, starre Masse in die Luft hinein. Mit Mühe nur konnte man ganz am Rande die Umrisse einzelner freistehender Bäume erkennen. Weiter nach

*) Griser = greiser (Kornschnaps).

hinten schien alles eine dunkle, undurchdringliche Mauer. Vom Tale links war nichts zu sehen. Selbst der Jetzer Kirchturm dort drunten, der sonst seine Spitze keck in die Luft streckte, und die roten Dächer der Jetzer Bauernhöfe waren nur einem geübten Auge als dunkle Punkte wahrnehmbar.

Zu beiden Seiten des Weges dehnten sich gleichmäßig in langen Reihen frischgepflügte Schollen brauner Erde und ließen einen schweren, feuchten Duft ausströmen.

Tief, unbeweglich und ohne Form hing ein grauer Wolkenschleier in der Luft. An einzelnen Stellen verdichtete er sich zu schwärzlichen Häuflein.

Und ob allem schwebte eine große, feierliche Ruhe.

Aber wenn man auf längere Zeit emporsah zum Himmel, dann mußte bald das Auge geblendet zur Erde zurückkehren. Dann war es, als ob die dunklen Wolken einen Glanz ausstrahlten. Glitzernd trübte er den forschenden Blick. Dann erhob sich dort oben ein Leuchten und ein Flimmern, das gar nicht zu den dunklen Farben der Erde paßte.

Trumm schaut prüfend nach allen Seiten. Ein inneres Drängen trieb ihn seinem Ziele entgegen. Ihm wurde bange in dieser Einsamkeit. Es kam ihm vor, als befände er sich in einem gewaltigen Grabe, und von ringsher kämen graue, finstere Massen, ihn zu erdrücken. Und sie benahmen ihm die Luft, daß er nach Atem ringen mußte — — —

Eine Krähe flog vom nächsten Weidenbaum mit lautem Gekrächz auf und streifte über ihn hin. Da wachte er auf aus seinen Träumen.

„Das verdammte Alpdrücken," murmelte er, „jetzt befällt's mich gar bei Tage. — Das ist das Alter," sprach er weiter, „man sollte sich überhaupt nicht mehr allein in die Einsamkeit wagen. Wie leicht kann einem etwas zustoßen und dann? — Dann ist's aus."

„Aus!" Er hielt den Gedanken fest. Das wäre vielleicht noch nicht das Schlimmste — wer kann das wissen? Vielleicht kommt's dann anders wie jetzt: Wie, wenn er der Hagenower Graf würde

und der jetzige Graf Briefe nach Frommberg tragen müßte! Jetzt um diese Zeit würde er noch auf dem Sofa liegen, und der aufgeblasene Hagenower Kammerdiener müßte ihn demütig fragen:

„Herr Trumm, Sie befehlen?"

Ein außergewöhnlicher Anblick unterbrach ihn in diesen angenehmen Vorstellungen eines künftigen Daseins.

Er blieb plötzlich stehen, stieß den Stock in die Erde, und starrte auf den Acker neben dem Wege:

„Da schlag doch das Donnerwetter drein. Ist so etwas schon dagewesen? Hat der Mann wahrhaftig noch Mengkorn hier zu liegen. Das fressen ja nicht einmal mehr die Kühe!"

In ehrlicher Entrüstung entfernte er sich von dieser Stätte.

Er fuhr sich mit der Hand über die Wange.

Es war ihm, als hätte ihn ein Insekt dort berührt — und jetzt an der Nase. Aber wie er den Kopf wandte, bemerkte er auf der Brust drei weiße Punkte, die allmählich verschwanden. Er blickte auf. Langsam senkten sich ringsum große Schneeflocken, noch erst in geringer Zahl zur Erde nieder.

Er schlug den Kragen seines Rockes in die Höhe und förderte die Schritte, so gut er konnte. Bald hatte er die leichte Steigung, die vor ihm lag, genommen — noch einige Minuten, und zu seinen Füßen lag das Dorf Kolbow mit seinen um den großen Dorfteich gelegenen Bauernhöfen und kleinen Häuschen.

Die Dorfjugend tummelte sich zum großen Teile im Freien. War das ein Ereignis: Der erste Schnee. Die älteren Jungen balgten sich und suchten da, wo sich ein weißer Streifen zeigte, Bälle zu formen, die kleineren und die Mädchen griffen mit den Händen nach den wirbelnden Flocken, laut jubelnd, wenn die flüchtigen Kristalle unter den Fingern zerrannen.

Ein halbwüchsiger Bengel bemerkte Trumm.

„Oho," rief er laut, „da kommt Trumm."

Andre nahmen den Ruf auf: „Da kommt Trumm." Und bald schrie die ganze Gesellschaft:

„Trumm, Trumm."

Ein besonders Frecher warf einen Schneeball nach ihm. Er traf das Ohr, Trumm hob den Stock und drohte, halb ernsthaft, halb im Scherz:

„Wartet, ihr Rangen, ich werde euch!"

Ein allgemeiner Freudenausbruch folgte. Ein Knirps, der kaum stehen konnte, blickte zu ihm empor: „Trumm, Trumm."

Trumm lächelte: „Ih, du lütter Hemdenklexer, kannst kaum sprechen, und kennst mich schon."

Und er nahm den Kleinen auf seinen rechten Arm und trug ihn mit sich fort. Da wagte ein blondköpfiges Mädchen schüchtern seine Linke zu ergreifen.

„Ist die Möglichkeit: Anning, bist du auch da. Na, komm mit, lütt Diern."

Er barg ihr Händchen in seiner schwieligen Faust. Den Stock hatte er an den Riemen der Botentasche gehängt.

Jetzt war alle Scheu geschwunden. Ein paar rotwangiger Buben hielt sich an dem Stocke fest und ließ sich mit fortziehen, ein mutiges Schwarzköpfchen mit blitzenden Augen umklammerte sein Handgelenk. Die übrigen folgten und tanzten und balgten sich dabei und riefen dazwischen: „Trumm kommt, Trumm kommt."

Da tat sich das Herz des harten Mannes, der nur gewöhnt war, in seinem Unglücke verspottet zu werden, weit auf: Er atmete tief auf, als ob er das kindliche Glück und die kindliche Unschuld, die ihn umflutete, für alle Zeiten in seine Seele einsaugen wollte. Und seine Augen leuchteten.

So zog er in Kolbow ein.

Vor einer Kate am Ende des Teiches blieb er stehen.

„Nun macht, daß ihr nach Hause kommt, es wird dunkel, und ihr erkältet euch."

Ein vielstimmiges Halloh antwortete ihm. Doch als er in das Haus eintrat, dort seine Briefe zu bestellen, schlichen sich einige fort. Trumm hatte nicht viel zu besorgen. Nur hier und da gab er eine Karte, einen Brief ab.

Die Schar seiner Begleiter wurde allmählich kleiner, und am Ausgange des Dorfes sah er sich allein.

Wohl war keine halbe Stunde verflossen, und doch war er ein andrer als erst.

Die Welt rings um ihn bedeutete ihm nicht mehr ein großes Grab, das dämmernde Dunkel war ihm kein drohendes Verhängnis. Er glaubte in lauschigem, abgeschlossenem Raume zu sein. Und darein goß der Abend mit milden Farben seinen Frieden. Der breitete sich überall hin aus und zog auch in sein Herz ein.

Er fühlte sich neu gestärkt. Ein lange nicht gekannter Frohmut umfing ihn. Die schlaffen Muskeln durchströmte sehnige Kraft, den matten Geist belebende Frische.

Der Schnee begann stärker zu fallen. So weit das Auge dringen konnte, zeigte sich die Erde von einer weißen Decke überzogen. Nur vereinzelt traten noch dunkle Flecke schwarzbraunen Ackers zutage. Schon mußte der Fuß zögernd tasten, daß er nicht strauchelte in einer verdeckten Radspur oder an einem unsichtbaren Steine.

Die Dunkelheit nahm zu. Trumm konnte noch sehen, wie die weißen Flocken sich mehrten und immer heftiger in tollem Durcheinander die Luft durchwirbelten. Sie flogen ihm in Nase und Mund — es störte ihn nicht. Die Wangen näßten sich, auf Beine und Schnurrbart legte sich ein weißer Überzug, der abtriefend ihm die Lippen netzte — er merkte es nicht.

Frei aller Sorgen, froh wie ein Kind, ließ er Strecke um Strecke hinter sich.

„Frau Holle schüttelt die Betten aus", dachte er. Doch wie er näher in das weiße Gewirbel sah, wollte ihm die alte Sage gar nicht mehr passend erscheinen. Das waren keine Federn, die vom Himmel fielen, das war viel schöner — das lebte alles.

Er blieb stehen. Und nun tanzten vor seinen Augen lauter liebe, kleine nackte Engelein. Hier zogen sie in fliegendem Reigen an ihm vorbei. Dort drehten sie sich in wildem Schwunge unzählige Male zu Paaren um sich selber, andre schwebten in wei-

ligen Linien dahin, bis sie alle, alle ermüdet niedersanken zu dauernder Ruhe. Und endlose Scharen folgten ihnen.

Er blies vor sich hin, damit sie ihm auswichen. Er handelte so, wie er es mit jedem hilflosen Geschöpf zu tun pflegte. Und er freute sich, wenn sich die müden Wanderer auf seine Kleidung setzten. Schon sah er aus wie ein Schneemann.

Durch das Dunkel leuchteten einige Lichter. Dem Unkundigen schienen sie in weiter Ferne zu sein. Trumm wußte die Wirkung des Wetters zu beurteilen.

„Bin ich kurz vor Frommberg und habe nichts von dem Wege gemerkt!"

Und da tauchten bereits die ersten Häuser, kleine Wohnungen von Tagelöhnern, auf. Jetzt ließ er die Molkerei, den Stolz der reichen Frommberger Bauern, hinter sich und bog rechts in die Dorfstraße ein.

Ein roter Schein durchbrach das Schneegestöber. Trumm ging gerades Wegs darauf los. Bald hatte er ihn erreicht. Der Schein entströmte einer rotgefensterten Lampe, die ihr Licht nach außen und auf eine geräumige Diele entsandte.

Trumm trat durch die Haustür ein. Er trappte kräftig einige Male abwechselnd mit beiden Beinen auf, um sich den Schnee von den Füßen zu schütteln. Dann nahm er die Mütze vom Haupte, schlug sie gegen den Oberschenkel und klopfte mit den Händen auf die Brust, bis die letzte Flocke verschwunden war.

Rechter Hand war eine Tür. Auf diese schritt er zu und öffnete sie mit kräftigem Griffe. Ein heller Lichtstrahl, ausgehend von einer Hängelampe, schlug ihm entgegen und blendete ihn.

„Herrjeses, Herr Trumm, was erschrecken Sie mich! Sind Sie es denn wirklich, oder ist es bloß Ihr Geist?" rief ihm eine Stimme in sächsischem Tonfalle entgegen.

Trumm sah wieder klar. Vor ihm, gerade im Begriff herauszugehen, stand ein junger Mensch, Anfang der Zwanziger, mit glattgescheiteltem duftendem Haar. Der modische Anzug ließ breit ein unsauberes Vorhemd hervortreten. Der Rockkragen

glänzte von Fett. Aus der äußeren Brusttasche lugte das Ende eines Kammes und eine Scheerenspitze.

Trumm maß ihn mit flüchtigem Blicke von oben bis unten. Sein Gesicht nahm einen Schelmenausdruck ein: „Sie Bartkratzer, wenn Sie nicht 'nen Menschen von 'nem Geist unterscheiden können, dann halten sie wohl auch manchmal 'ne Nasenspitze für den Schnurrbart."

Ein brüllendes Beifallsgelächter aus der Mitte des Zimmers lohnte seine Worte. Eine Faust fiel dabei dröhnend auf die Tischplatte.

„Ei, herrjeh ja, freilich passiert mir das manchmal," entgegnete der andre, „aber bei Ihnen, Herr Trumm, ist das nicht möglich. Wollen Sie wissen warum? — Ihre Nase glänzt ganz rot, und Ihr Schnurrbart ist grau."

Jetzt hatte der Barbier die Lacher auf seiner Seite. Trumm machte gute Miene zum bösen Spiele und lachte gleichfalls.

Aus dem Zimmer drang eine wohltuende Wärme auf ihn ein, die leicht mit dem Duft von Tabak und Alkohol gemischt war.

Der Fußboden war sauber gescheuert und mit weißem Sande bestreut. Die große Wand nahm ein altes Ledersofa ein. Davor stand ein runder Tisch. Um ihn herum saßen vier Männer, die lachend ihr Antlitz Trumm zuwandten.

„Laß dich mit dem Schandmaul nicht ein, Trumm, da kommst du nicht mit", rief ihm der gegenüber dem Sofa Sitzende zu und spuckte zwischen den ausgespreizten Beinen hindurch auf den Fußboden. Er war ein wohlbeleibter Mann, dem die Gesundheit und das Wohlergehen aus den Augen leuchteten. Er war angetan mit einem großen grauen Mantel, dessen Enden seine Knie bedeckten. Zwischen den Beinen stand ein dicker Bambusstock.

„Komm, setz dich hin" — er zog einen Stuhl an seine Seite — „du bist wohl recht durchgefroren."

„Ein Glas Grog für Herrn Trumm auf meine Rechnung, Herr Bütow", bestellte in lautem Tone der Barbier dem eintretenden Wirte.

Trumm maß den Sprecher von oben bis unten, aber diesmal mit verächtlich spöttelndem Blicke.

„Denken Sie denn, Sie Pomadenschmierer, ich lasse mir von jedem beliebigen Menschen meinen Grog bezahlen!"

Der Mann auf dem Eckplatz des Sofas und Trumms Nachbar kreischten laut, als ob er einen Witz gemacht hätte.

„Na, hab' ich recht?" redete sie Trumm an, „ihr protzigen Frommberger laßt euch so was auch nicht gefallen. Was der Kerl sich einbildet!"

Er winkte mit dem Kopfe nach dem Barbiere. Der hatte inzwischen den zweiten noch freien Platz auf dem Sofa eingenommen.

Da beugte sich jemand nach vorn, der bisher Trumms Blicken durch die Person seines Nebenmannes entzogen war.

„Rede nicht so viel, Trumm, wir beide wollen lieber ein Glas zusammen trinken", sagte er.

„Willem Klaßen, bist du das? Ich habe dich ja garnicht bemerkt." Und er reichte ihm die Hand hin.

„Ist nicht," unterbrach die beiden der zwischen ihnen Sitzende, „erst trinkt Trumm mit mir einen." Er klopfte mit dem Bambußstock auf den Tisch. „Bütow, zwei Glas Grog, für mich und für Trumm."

„Weil du es bist, Karl Nagel. Habt wohl mit Klaßen heute Schweine gehandelt? — Ach, was seid ihr für glückliche Leute, fahrt auf das Land, kauft das Vieh ein und habt hundert Mark verdient. Und die Berliner sagen noch ‚danke schön', wenn ihr's bringt."

„Stimmt, Trumm. Und manchmal haben wir auch hundert Mark verloren. Guck dir mal die da drüben an," — er wies auf die beiden Bauern — „ob die einen so leicht einhundert Mark verdienen lassen. Das ist gar kein Handel heutzutage. Das bißchen, das man früher verdient hat, wird man los." Er spuckte in die Stube und suchte ein mitleidenswertes Gesicht zu machen.

„Schadet nicht, Karl, schadet nicht," entgegnete Trumm, stieß ihn vertraulich an und plinkte den Bauern zu, „bei dem nächsten Geschäfte betrügst du sie wieder um zweihundert Mark."

Die Zuhörer stimmten ein Freudengeheul an. Der eine Bauer wieherte vor Vergnügen und schlug mit der Faust auf den Tisch, der andere schüttelte sich vor Lachen, stemmte beide Ellbogen auf die Oberschenkel und blies mächtige Dampfwolken in die Luft. Der Barbier gab dauernd seinem Beifalle Ausdruck: „Famos, famos, Herr Trumm," und selbst die beiden Viehhändler machten vergnügte und zugleich geschmeichelte Gesichter.

„Ist doch ein verflixter Kerl, der Trumm," meinte der große, „prost, trink aus!"

„Prost, prost", schallte es von allen Seiten, und die Gläser klirrten aneinander.

„Bütow," befahl Klaßen zwischendurch, „zwei Grog, aber einen ordentlichen steifen."

Und wieder klirrten die dampfenden Gläser aneinander.

„So jung kommen wir nicht mehr zusammen."

„Wahrhaftig, wer weiß, wie lange wir noch leben."

Die Köpfe erhitzten sich, lauter wurde die Unterhaltung. Die beiden Landleute schimpften über die niedrigen Kornpreise und auf die Börsenjuden, der Sachse erzählte den übrigen anrüchige Witze. Nagel, der reiche Viehhändler, bestellte eine Lage Grog nach der andern und spuckte öfter als sonst auf den Fußboden. Aus dem Hintergrunde erschollen die Weisen einer Spieluhr, die der Wirt aus Höflichkeit gegen seine Gäste in Tätigkeit gesetzt hatte. Dichte Wolken von Tabaksqualm hatten sich unter der Decke gelagert und erregten im Verein mit dem Dunste der Spirituosen einen widerlich süßlichen Geruch.

„Bütow," schrie der Bauer neben dem Sofa, „Bütow, noch sechs Glas Grog, aber schnell. Denkt ihr, wir Frommberger werden uns lumpen lassen? Das haben wir nicht nötig — was, August?"

Dabei stieß er den andern an die Schulter.

„Nee," sagte der, „das haben wir nicht nötig, nee, wahrhaftig nicht," und schlug mit der Faust auf den Tisch und trank sein Glas leer.

„Ja, ihr Frommberger wißt zu leben, das soll wahr sein", sagte Klaßen in überzeugendem Tone.

„Das soll wahr sein," bestätigte der erste, „nicht, Trumm?"

Trumm nickte: „Ist richtig, Helling. Ihr Frommberger seid anständige Kerls. Ich komme nun schon —" er stockte und begann zu zählen, „nun schon — achtzehn, neunzehn — wahrhaftig, ist so: Jungens, heut ist das zwanzigste Jahr, daß ich nach Frommberg komme."

„Donnerwetter, Trumm, das ist ja ein wirkliches Jubiläum, du mußt einen Orden kriegen," meinte Nagel und lachte bei diesem Gedanken, daß ihm das Blut in die Stirne stieg.

„Jawohl, Trumm muß einen Orden kriegen," rief man durcheinander, „prost, Trumm, prost."

„Ei herrjeh nee," warf der Barbier ein, „da bewahre uns der Himmel vor. Da würde ja Herr Trumm noch stolzer, als er ist."

„Sie Schaumschläger Sie, ich brauche keinen Orden mehr; wenn Sie das Kreuz hätten, das ich habe, wären Sie schon längst übergeschnappt." Trumm schaute ihn über die Schulter an.

„Sie haben ein Kreuz, Herr Trumm? — Herrgott von Dräsen, wie konnte ich darauf nicht kommen, Sie meinen wohl Ihr Hauskreuz!"

Alle lachten und blickten auf Trumm. Der lachte auch, aber es ging dabei durch seine Züge ein verräterisches Zucken, gleichwie durch die sonnenheitere Sommerluft plötzlich ein scharfer Windstoß fährt, das nahe Gewitter kündend.

„Was so ein Grünschnabel davon versteht! Hat nicht Frau, nicht Kinder und will drüber reden, nicht, Nagel?"

Die Stimme sollte scherzend klingen, doch schon vernahm man darin ein leises Grollen.

Der Barbier merkte es nicht. Er sah nur das Lächeln in Trumms Gesicht und hörte den Beifall der Tischgenossen. Das spornte ihn an.

„Entschuldigen Sie man gütigst, mein lieber Herr Trumm," fuhr er fort und trat seinem Nachbar auf den Fuß, „ich hatte ja ganz

vergessen, daß Ihre Frau ein Muster von Sanftmut und Ihre Tochter — — —"

Er unterbrach sich und schien einen Augenblick nachzudenken. Trumm saß schweigend da. Seine Augen waren klein geworden, der Blick stier geradeaus gerichtet.

An den Wangen traten in regelmäßigem Takte die Kaumuskeln hervor, als ob er die Zähne zusammenbisse.

Der Barbier sprang auf und ergriff sein Glas: „Herrgott von Meißen! Beinahe hätten wir etwas Wichtiges vergessen. Meine Herren! Lassen Sie uns die Gläser erheben und auf das glückliche Familienereignis, das Herrn Trumm — —"

Der Satz blieb unvollendet. Wie ein Tiger war Trumm von seinem Sitze emporgeschnellt. Mit einem Satze befand er sich an des Sprechers Seite und hatte mit beiden Händen dessen Hals umklammert.

„Verfluchter Lümmel, will er mich verhöhnen!"

Ruckweise, den meisten nicht verständlich, entquollen die Worte seiner Brust, während er keuchend mit dem andern rang und ihn würgte. Dieser wand sich unter des Gegners Griff und versuchte zu schreien. Es gelang ihm nicht. Nur gurgelnde Laute kamen aus seinem Munde.

Der Wirt suchte Trumm zurückzuziehen und faßte ihn an den Schultern.

„Trumm," bat er, „lassen Sie los, Sie schnüren ihm die Kehle zu."

Er hatte keinen Erfolg. Die übrigen Anwesenden eilten herbei, nur der große Viehhändler blieb sitzen. Ein Lärmen erhob sich. Alle baten, schrien oder suchten tätlich einzugreifen.

Trumm hatte den Barbier lang auf das Sofa gestreckt und kniete auf ihm. Seine Finger bildeten einen unlöslichen Ring und wühlten eine tiefe Furche in des Wehrlosen Hals. Töne der Wut und der Verzweiflung erfüllten die Luft. Krachend fiel ein Stuhl um. In der Ecke spielte die Spieluhr, manchmal leicht knarrend, einen Walzer. Alles lärmte und rannte durcheinander. Die Aufregung stieg aufs äußerste.

Da stand Nagel langsam auf. Er fuhr mit der Hand mehrere Male durch den Tabaksqualm und schob durch einige kräftige Ellbogenstöße die vor ihm Stehenden zur Seite. Dann ging er schweren Trittes auf das ringende Paar zu. Ohne ein Wort zu sagen, löste er die würgenden Hände Trumms von dem Halse des Gegners, faßte Trumm an beiden Armen und führte den Widerspenstigen sanft, aber bestimmt auf seinen Platz. Dort drückte er ihn nieder. Und während die eine Hand ihn an den Sitz fesselte, hob die andre das Glas.

„Da trink, Trumm!"

Gierig schlürfte Trumm den Inhalt bis auf den letzten Tropfen. Zitternden Körpers, mit offenem Munde, als ob er nach Luft dürstete, saß er da. Die Brust arbeitete wild, dicke Schweißtropfen lagen ihm auf der Stirn. Er sagte kein Wort.

Inzwischen suchte der Besiegte Trost und Schutz bei seinen Helfern. Blitzschnell war er emporgesprungen, als die stickende Klammer sich öffnete. Nun deckte er sich hinter den Leibern der Bauern und schrie mit kreischender Stimme, die den singenden Tonfall nur noch deutlicher zum Bewußtsein brachte, seine Wut nach der Richtung, wo der Feind sich befand.

„Das ist ja bei Gott die reine Räuberhöhle, in die ich geraten bin. Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher. Als friedlicher Mensch, der keiner Mücke ein Bein ausreißt, wird man angefallen und beinahe ermordet, so 'n Lumpenkerl, so 'n Wegelagerer —"

„Ruhig!" sagte kurz und befehlend Nagel zu ihm und legte die Linke auf Trumms Schulter.

Der Barbier fuchtelte mit beiden Armen in der Luft umher: „Ruhig soll ich sein, sagen Sie Herr Nagel? Das habe ich weiß Gott nicht nötig. Ich werde zum Schulzen gehen, daß er den Räuberkerl binden läßt. Und dann gehe ich an den Staatsanwalt. Das ist versuchter Mordanschlag! Ins Zuchthaus muß —"

Die letzten Worte verhallten beinahe. Mit einer Schnelligkeit, die man ihm nicht zutraute, hatte Nagel seinen Platz verlassen und

befand sich neben dem Aufgeregten. Schweigend faßte er ihn am Rockkragen, öffnete die Tür und warf ihn hinaus.

„Den sind wir los", sprach er. Dann nahm er seinen Sitz wieder ein und spuckte vor sich hin.

Bald sammelten sich die andern um den Tisch. Klaßen warf sich in die freigewordene Sofaecke. Freundlich beugte er sich zu Trumm hinüber: „Wie kannst du dich durch so 'n dummen Jungen aufregen lassen, das ist der garnicht wert."

„Nee, wahrhaftig nicht," bestätigte sein Nachbar, „das ist der garnicht wert."

„Den schlägt man hinter die Ohren und schmeißt ihn 'raus", meinte Nagel und lachte dabei, als ob ihm dieser Gedanke ein besonderes Vergnügen gewährte.

Trumm war ruhiger geworden. Nur die tiefe Röte seines Gesichtes mahnte an den Aufruhr, der vorhin in seinem Innern getobt hatte.

„Hast recht, ist so 'n Kerl garnicht wert", nickte er seinem Gegenüber zu.

„Das wollt' ich meinen," antwortete Klaßen, „haben doch schon manchen andern Sturm erlebt und nicht gezittert. Weißt noch, Trumm, wie wir beide damals am Wachtfeuer lagen und hierher zurückdachten? Du kriegtest nach drei Tagen das Eiserne Kreuz, ich nicht. Hast's aber auch verdient — — Bütow, für mich und Trumm noch ein Glas Grog, Nagel, trinkst einen mit? — Also drei Stück, Bütow!"

„Was," fragte der eine von den Bauern erstaunt, „Trumm hat das Eiserne Kreuz?"

„Das habt ihr bis heute noch nicht gewußt?" entgegnete der Gefragte, „ist richtig, Geld habt ihr wie Heu, aber hier oben — —"

Er rieb mit dem rechten Zeigefinger auf der Stirn herum, blickte die Bauern mit großen Augen an und blies in die Tabakswolken hinein.

Jetzt lachten die beiden geschmeichelt.

Auch Trumms Antlitz hellte sich für einen Augenblick auf. — Der Wirt brachte den dampfenden Trank.

Klaßen hielt Trumm das Glas entgegen: „Stoß an, alter Kriegskamerad, wir wollen auf die alten Zeiten trinken. Wer weiß, wie es damals gekommen wäre, wenn wir nicht dabei gewesen wären!"

„Na, ihr werdet grade den Kohl fett gemacht haben", warf der Bauer ein.

„Rede du von Sachen, die du verstehst", belehrte ihn Klaßen und wandte sich wieder an Trumm. „Wer weiß, wie's gekommen wäre, wenn du nicht so daraufgegangen wärest!"

Die Bauern horchten auf. Auch Nagel machte eine fragende Kopfbewegung.

„Jawohl, Nagel," gab ihm Klaßen zur Antwort, „hättest den Trumm sehen sollen. Wir lagen so schön gedeckt in Schützenlinie und ließen die Kugeln über uns hinwegfliegen — — ſs — s — s —", machte er, als ob ein Geschoß vorübersauste.

„Stimmt," unterbrach ihn Trumm, „ſ — s — s — s!"

„Auf einmal kommandiert der Hauptmann —"

„Bodin hieß er, von Bodin", ergänzte Trumm.

„Richtig. Also der kommandiert: ‚Sprung!', und die Zugführer kommandieren auch für ihre Züge: ‚Sprung!' Ja der Teufel! Hat ihm schon! Da rückte und rührte sich nichts. Da wollte keiner so 'ne blaue Bohne in den Leib haben. Der Hauptmann springt vor die Schützenlinie und schreit wütend: ‚Sprung', und da lag er schon und hielt sich die Hand vor die Brust."

„Schade um ihn, das war ein guter Mann", sagte Trumm leise.

„Ein guter Mann!"

Trumm sah den Waffengefährten an. Seine Augen glühten in einem verschwommenen Glanze. Man wußte nicht, war die Rührung, die ihn übermannte, oder der Alkoholgenuß daran schuld. Als sich beider Blicke begegneten, schien es, als ob ein Wille sie beherrschte. Schweigend erhoben sie ihre Gläser und tranken aus. Die Zuhörer hatten erregt den Worten gelauscht. Selbst Nagel, der bequeme, beugte den Oberkörper vornüber und stützte sich auf seinen Bambusstock.

„Weiter!" drängte er.

Also nahm Klaßen seine Schilderung auf. „Der Hauptmann stürzte hin. Unser langer Premier — — —“

„Wetzner hieß er“, sagte Trumm.

„Richtig. Wetzner sprang auf ihn zu und winkte ein paar Grenadiere heran, die am nächsten waren. Die zogen den Hauptmann in die Deckung. Dann rief er laut: ‚Ich übernehme das Kommando über die Kompagnie‘ und gleich darauf ‚Sprung‘. Jawohl! Was du dir einbildest! Niemand rückte und rührte sich. Jetzt erst recht nicht, wo der Hauptmann gefallen war. ‚Zum Himmeldonnerwetter, was soll das bedeuten!‘, schrie er. Und nun paßt genau auf, jetzt kommt's: Also wir liegen alle steif und still. Da auf einmal steht Trumm auf, so lang wie er gewachsen ist, ganz von selber —“

Die Anwesenden wagten vor Spannung kaum zu atmen. Der Bauer am andern Ende des Tisches hatte die Ellbogen auf die Platte gestemmt und streckte weit den Hals vor. Bütow war leise näher gekommen und saß mit dem einen Schenkel auf der Lehne des Sofas. Trumm schien gleichmäßig geradeaus zu schauen, aber man merkte an den Bewegungen der Finger, wie ihn die Erzählung des Freundes bewegte.

Er warf mit kurzer Wendung den Kopf herum:

„Nein, so war es nicht. Ich will's euch erzählen, wie's gewesen ist. Ich lag auch platt auf der Erde und dachte: Kommandiere du nur. Brüllt plötzlich mein Zugführer — entsinnst du dich, Klaßen, der kleine, dicke Reserveleutnant — brüllt der in die Linie hinein: Tambour battant. Und wie ich nun den Kopf ein bißchen hebe, hat er mich auch schon gesehen und zeigt mit dem Degen auf mich: Tambour schlagen! Na, das war doch ein direkter Befehl, und ich mußte also auf —“

„Ja,“ schnitt ihm Klaßen das Wort ab, „also jetzt steht Trumm auf, so lang wie er gewachsen ist, ich denke, ich seh' nicht recht, ganz allein, und nimmt seine Trommel vor, und jetzt geht's los: Dum — dum — dum — dum, links — rechts — links — rechts, und da fängt auch schon der Tambour vom andern Zuge an,

und wir nun auf und hinterher. Und wie das die andern Kompagnien gewahr werden, geht's bei denen ebenfalls los —"

„Und das schönste bei der ganzen Sache," warf Trumm dazwischen, „das schönste war: Wie ich beginne zu schlagen, dreht sich der lange Premier um und schreit mich an: ‚Kerl, sind Sie denn verrückt geworden?' Ja, dachte ich, schrei du man zu. Ich habe direkten Befehl. Und ich schlug ruhig weiter. In demselben Augenblicke nahmen's die andern Kompagnien auf, und da war kein Halten mehr."

Der Viehhändler nickte lebhaft: „Und nun vorwärts, feste drauf auf die Franzosen. Erst noch im Schritt: Dum — dum — dum — dum, Trumm vornweg mit der Trommel, allmählich immer schneller: Dum — dum — dum dum. Rechts blieb einer liegen, links blieb einer liegen — geht uns nichts an. Ab und zu zischt's über den Kopf hinweg —"

„S — s — s — s" machte Trumm.

„Rührt uns nicht — laß sie zischen. Immer vorwärts, jetzt im Laufschritt. Wir sind ganz nahe am Feinde, können schon die Gesichter unterscheiden. Und nun: Lauf, was du laufen kannst! Trumm wirbelt auf seiner Trommel herum —"

Der war aufgesprungen und vollführte mit beiden Händen in der Luft Bewegungen, als wenn er einen Wirbel schlüge und rollte dabei mit der Zunge:

„Kr — r — r — r — r — —"

„Und wir, was wir schreien können: Hurra, hurra!"

„Hurra, hurra!" rief Trumm ebenfalls und warf die Faust in die Höhe.

„Das konnten die Franzosen nicht aushalten. Ehe wir's uns versahen, hatten sie Kehrt gemacht und liefen: Was hast du, was kannst du — immer vor uns her."

Er schwieg und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Eine Weile herrschte tiefe Stille.

„Und das Eiserne Kreuz?" mahnte endlich Nagel. Klaßen wies auf Trumm: „Das muß er selber erzählen."

„Wenn's weiter nichts ist! Das ist eine ganz einfache Sache", nahm dieser das Wort. Aber es war ein anderer Trumm, der da sprach: Die Stimme klang ruhig und selbstbewußt, trotzdem die Zunge manchmal stockte. „Siehst du, als wir nachher die Gewehre zusammengesetzt hatten, kam der Oberst angesprengt. ‚Ist das die Kompagnie, die zuerst mit dem Tambour battant vorging?' fragte er. Das stimmte natürlich. ‚Ich spreche Ihnen meine Anerkennung aus, Herr Leutnant', sagte er zu unserm langen Premier — Trumm legte salutierend die Hand an die Schläfe, wie es damals der Oberst getan — und zu uns sagte er im Vorbeireiten: ‚Brav Leute!' Da hättest du das Gesicht von dem Leutnant sehen sollen, das war anders als im Gefecht. Und drei Tage darauf hatte ich das Eiserne Kreuz."

„Ja, und du hast's auch verdient", meinte Klaßen und trank ihm zu.

„Das will was heißen, das hätte nicht jeder getan, so allein vorgehen", ließ sich der eine Bauer hören.

„Nee, wahrhaftig nicht, das hätte nicht jeder getan", stimmte der andre zu und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Jeder suchte Trumm durch einen Ausdruck seiner Anerkennung zu erfreuen. Man erhob die Gläser und stieß mit ihm an.

Der Wirt stellte leise das Spielwerk, und plötzlich ertönte aus dem Hintergrunde der Pariser Einzugsmarsch.

Trumm wehrte sich sanft. Sein Gesicht, das nicht lange vorher eine maßlose Wut tierisch verzerrt hatte, nahm einen kindlich hilflosen Ausdruck an. Um die Lippen spielte ein verlegenes Lächeln.

Er wußte sich nicht anders zu helfen und sah nach der Uhr. Erschreckt fuhr er von seinem Stuhl empor:

„Herrgott, es ist fast sechs. Wie habe ich mich verspätet!"

Er wollte Stock und Mütze ergreifen. Man ließ es nicht zu. Nagel zog ihn am Arme auf seinen Sitz nieder, die andern baten.

„Noch einen einzigen, Trumm!"

„Ob du eine Viertelstunde früher oder später zu Hause bist, ist doch ganz gleichgültig."

Und schon brachte Bütow neue Gläser.

„Na, wenn's denn sein muß — aber nur noch den einen!"

Die Gläser klirrten aneinander.

„Auf baldiges Wiedersehen!"

„Und daß du gut nach Hause kommst!"

„Jawohl," ergänzte Nagel, „heute ist Schneefall, ist auch kein Spaziergang."

„Ih," lachte Trumm, „macht nichts. Ich bin den Weg an die tausendmal und bei jedem Wetter gegangen."

Eilig trank er aus und setzte sich die Mütze auf. Ein derber Händedruck, ein Abschiedswunsch — und unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches verließ Trumm das Zimmer.

Der Wirt eilte ihm nach: „Warte, Trumm, ich will dir helfen den Briefkasten zu leeren."

Nach kurzer Zeit kehrte er zurück. „Puh," sagte er und schüttelte sich den Schnee von den Kleidern, „ist das ein Wetter: Man kann nicht die Hand vor den Augen sehen, und dabei ein Schneetreiben!"

„Wenn er nur auf dem Weg bleibt!"

Klaßen erhob sich: „Ich will es ihm noch einschärfen, er ist wirklich imstande und geht über die Felder."

Er begab sich vor die Tür und wölbte beide Hände vor seinen Mund: „Trumm — Trumm!" Keine Antwort erfolgte. Er lauschte in das Dunkel. „Trumm!" — — —

Der war inzwischen die Dorfstraße entlang gewandert und befand sich beinahe am Ende des Dorfes. Noch eine Biegung des Weges, und er war auf der Landstraße, die weit drüben rechtwinklig in die Chaussee mündete.

Unwillkürlich zögerte sein Fuß. Er überlegte: „Sechs Uhr! Bis zur Chaussee — halb sieben. Gehe ich querfeldein, so schneide ich die Ecke, welche Landweg und Chaussee bilden, ab und spare fast eine halbe Stunde."

Und kurz entschlossen, ließ er die Straße links liegen.

„Verfehlen kann ich die Richtung nicht. — Immer geradeaus!"

Er bezeichnete sich mit der Hand das Ziel, das jetzt dem Blicke unerreichbar in der Ferne lag.

Rüstig schritt er vorwärts. Tiefe Finsternis umgab ihn. Erde und Himmel und rings die Natur flossen zusammen in eine schwarze undurchdringliche Masse. Und darinnen wirbelte es und wimmelte es von großen, drängenden, tanzenden Schneeflocken. In endloser Folge sich jagend, fielen sie, leise rauschend, zum Boden nieder. Nur jetzt fuhren sie in schneller Flucht stechend auf das Gesicht des Wanderers ein und nötigten diesen, die Augen zu schließen. Ein Windstoß hatte sie gepeitscht.

Trumm merkte es kaum. Er kam sich vor wie ein König: Soweit er schauen und fühlen konnte — überall sein Reich! Kein Herr durfte ihm hier befehlen, kein Mensch quälen. Hier war er Alleinherrscher, ein Freiherr vom Scheitel bis zur Sohle!

Jugendliche Kraft durchdrang ihn und straffte ihm die Sehnen. Was galt ihm Gefahr und lauerndes Dunkel, was dräuendes Wettergestöhn und Schneesturm! Noch summte ihm die Abschiedsmusik in den Ohren. Er spitzte den Mund und pfiff das Trio des Marsches vor sich hin. Die Füße gehorchten dem Takte. Bald marschierte er mit soldatischem Tritte über das Feld. Immer geradeaus! Der Wind sauste ihm um den Kopf, die Flocken peitschten sein Antlitz — immer vorwärts, geradeaus!

Genau wie damals! „Dum — dum, dum — dum, links — rechts, links — rechts! Hinein in das dunkle Schicksal. Alle andern bleiben zurück. Ganz gleichgültig! Komme, was kommen mag. Und nun immer schneller. Dum, dum — dum, dum!"

„Mir nach, ihr feigen Gesellen, mir nach! Blickt her, ich führe euch, ich bin euch allen voran, ich und der Leutnant!"

Es wurde ihm wirr im Gehirne. Er empfand nicht mehr den Schneesturm, der um ihn wütete, er achtete nicht mehr der schwarzen Finsternis vor seinen Augen. Unaufhaltsam strebte er weiter. Immer dringender, immer eiliger wurde sein Gang.

„Dum, dum, dum — dum, dum, dum", machte er mit den Lippen. „Mir nach, mir nach!"

Er warf den Stock über die Schulter und schnellte mit den Zehen in regelrechtem Sprunge von der Erde ab. So leicht war ihm vor fünfundzwanzig Jahren nicht der Laufschritt geworden!

„Geradeaus, geradeaus! Dort ist der Feind! Siehst du nicht aus der Dunkelheit die einzelnen Gestalten hervorragen?"

Und mutig stürzte er ihnen entgegen. Aus den Sprüngen wurden wilde Sätze. Er berührte kaum mehr mit der Fußsohle den Boden. In mächtigem Schwunge stürmte er nach vorn.

Um ihn herum brauste und toste es. An den Ohren pfiff es ihm vorbei, vor den Augen wogte und wallte es. Er hörte, wie die Trommeln in langen Wirbeln rasselten, wie dumpfe Kanonenschläge weit hinten fielen. Und nun gellte es von allen Seiten auf ihn ein in hundertstimmigem Hurrarufe in nervenerschütterndem Feldgeschrei.

Da packte es ihn an: „Hurra! hurra!" — Aus voller Kehle schrie er es heraus, dem Wind und Wetter entgegen.

In gewaltiger Flucht, den Stock hoch in der Rechten schwingend, sprang er vorwärts, hinein in die graue Ungewißheit — —

Seine Brust hob und senkte sich stürmisch, sein Atem dampfte. Er achtete es nicht.

Da schien sich die Erde vor ihm gespalten zu haben. Krampfhaft griff er mit beiden Händen in die Leere. Er fand keine Stütze. Schwer fiel er in die Tiefe und überschlug sich auf dem Grunde.

Ein unklares Gefühl überkam ihn: Er mußte eine falsche Marschrichtung eingeschlagen haben. Auf den Händen und Füßen kroch er weiter. Alle Glieder schmerzten ihn. Halt! Hier war ein Widerstand. Gleich vor ihm ging es in die Höhe, ziemlich steil. Das konnte nur die Erdmulde am Friedenfelder Holze mit ihrer hohen Böschung sein. „Nur noch einige hundert Schritte entfernt von der Chaussee! Gott sei Dank!"

Er tastete in das Dunkel. Die Fingerspitzen berührten einen Ast. An dem hob er sich aufwärts. So kam er mit dem Rücken an die aufsteigende Erdwand zu liegen. Die Beine zog er an den Körper.

Wie wohl ihm diese Ruhe tat! Er war heiß geworden von An-

strengung. Nun kühlten ihm die kalten Flocken die Wangen. Stetig und ruhelos senkten sie sich hernieder und verursachten ein gleichmäßiges sanftes Rauschen. Kein Windstoß rüttelte sie hier unter dem Schutze der Böschung durcheinander. Und vor dem Auge tanzten sie als helle, manchmal glitzernde Punkte, die sich deutlich von dem schwarzen Hintergrunde abhoben.

Trumm schloß die Lider. Das dauernd sich wiederholende Bild des fallenden Schnees schläferte ihn ein. Er sah allmählich eine wirbelnde, schwarzweiße Fläche vor sich. Nur das eintönige Rauschen, das die Luft erfüllte, drang deutlich in sein Ohr. Aber es störte ihn nicht. Das klang so mild und hatte eine ganz eigenartige Melodie.

Und je länger er darauf hörte, desto wohliger wurde ihm. Ein tiefer Friede und eine frohe Ruhe zogen in ihn ein, eine Ahnung großen kommenden Glückes.

So war ihm nur einmal zumute gewesen, damals nach jenem heißen Tage, als der Oberst an ihm vorbeiritt: „Brav, Leute!“ und er sich sagen durfte: „Das bin ich gewesen, dem das zukommt“ —

Dunkel trat das Bild noch einmal vor seinen Geist. Doch es verschwamm. Neben den Obersten stellten sich andre Gestalten, und hinter diesen stand eine Frau, die ihm ein Kind entgegenstreckte, das schrie jubelnd hell auf. Aber bald fing es an zu weinen. Und das weiche wehmütige Weinen wollte nicht aufhören, und er lauschte still darauf.

Auf der Chaussee rollte ein Wagen dahin.

„R — r — r —r“, versuchte er zu machen. Doch die Zunge war schwer und gehorchte nicht.

Schlaftrunken neigte er den Kopf zur Seite. Über sein Antlitz flog ein glückseliges Lächeln.

Und es schneite und schneite — —

Leise rauschte und rieselte es durch die Luft. Unaufhörlich, immer dichter fielen die Flocken vom Himmel herab und bedeckten liebevoll die Erde und Trumm mit einer weichen, weißen Schlafdecke.

Der gerettete Bauerhof.

Von Elisabeth von Oertzen.

Wo Bauer Jöks ging und stand, da simelierte er.

Mitten beim Essen konnte er innehalten mit halboffenem Mund und über die dampfende Kartoffelschüssel weg die Augen in der Stube herumwandern lassen, als sähe er hier alles zum ersten oder zum letzten Male. Die Bäuerin mußte ihn anstoßen und mahnen, damit er nur den Löffel wieder weiter führte.

Und wenn er ackerte da oben auf seiner Lehmkuppe, wo immer schlecht was wachsen wollte, und wo er drum stets besonders sorgsam zu bestellen pflegte, — so stand er auf einmal still wie eine Mauer, ließ die langsam kopfnickenden Braunen die Pflugschar weiter ziehen und sah und sah über die dunstenden, frischfeuchten Ackerfurchen hinweg zum knospenden Walde hinüber oder zum Flußbett hinab, gerade wie ein Stadtmensch, der sich die schöne Aussicht begucken will und in der Welt weiter nichts zu tun hat. Die Leute redeten drüber.

Sie hätten denken können, er wäre unklug geworden, aber sie wußten ja, was ihm im Kopf riß.

Er wollte den Hof verkaufen, und er wollte auch wieder nicht, und es war ein schweres Stück, das ins Reine zu bringen.

Der Hof gehörte schon seit Urgroßvaters Zeit den Jöks, hatte immer seinen Mann ernährt und noch so und so viel Frauen und Mädchen und Knaben und junge und alte Männer dazu; und wer dem Bauern vor ein halb Dutzend Jahren gesagt hätte, daß er einmal verkaufen und in die große Stadt ziehen würde, den hätte er schön angesehen oder ihn wohl nicht einmal eines Blickes wert gefunden.

Aber freilich — damals stand ihm ein blühender Sohn, der Wilhelm, zur Seite, der dann beim Holzfällen tödlich verunglückte. Der fehlte, der fehlte.

Bis der Kleine, der Nachgekommene, so weit ran war, konnte noch manch liebes Jahr vergehen, und dann war der Junge so schmächtig und so klug auf die Bücher, kurz, rein aus der Art geschlagen — sollte der Bauer auf d e n warten? Er wurde alt, und mit den Knechten ist heutzutag schlecht wirtschaften.

So redeten die Leute, und so mochte wohl auch der Bauer simelieren.

Wem's aber nächst ihm am meisten durch den Kopf und am tiefsten ins Herz ging, das war der Dorflehrer Hannemann. Er war noch einer von den Altmodischen, hatte sein Amt von seinem Vater übernommen, wie der Bauer den Hof, der an den Küsteracker grenzte. Da hatten sie denn, wie in der Jugend die Schulbank und die dummen Streiche und die mit beiden unlöslich verbundenen Schläge der beiderseitigen Väter, auch ferner Freud und Leid geteilt ohne viel Worte — denn die waren beim Bauern das letzte Auskunftsmittel.

Der Jude Meyer, der auf das hübsche Fohlen von der braunen Stute handelte, war deshalb schon drei-, viermal in den letzten paar Wochen drüben gewesen. Lange war er geblieben, und hier- und dorthin war er gegangen, vom Bauern geleitet. Das wollte dem Lehrer nicht gefallen.

Still schaute er von seinem Ackerstück, wo er Kartoffeln legen wollte, zum Hof hinüber. Heute früh war der Bauer wieder einmal nach Stettin zur Tochter gefahren. Ja, die Martha, die war an allem schuld. Und das wurmte heute morgen besonders. Denn in seinem Hause, wo's vor einigen Jahren, als seine Frau noch lebte, munter zuging, hatte sie einen jungen Lehrer kennengelernt und, sobald er angestellt war, nach Stettin hingeheiratet. Der jungen Frau war nun nichts mehr gut genug auf dem Bauerhof, und sie drängte und redete und bat: bei ihr im Haus oder ganz in der Nähe sollten die Alten wohnen und es, ei! w i e be-

quem und fein haben! Was brauchten sie sich so zu quälen daheim: das konnte sie nicht mehr mit ansehen! Für die Schwester, die Mine, hatte sie auch schon einen besorgt, einen, der in Stettin bei der Steuer angestellt war — da wären sie alle schön beisammen. — Ja, ob das alles nun reine Kindesliebe war, daß sie die Eltern und all das bare Geld so unter die Augen haben wollte, — man will nichts Schlechtes von den Menschen denken, — aber tief aufseufzen mußte der Lehrer doch.

Tags drauf ging er rüber, er hatte eine geborgte Kuhkette zurückzugeben. Da standen die alten Freunde beisammen im dämmrigen Stall neben der rotbunten Sterke, die heute nicht recht fressen wollte.

Schwer keuchend und ächzend kam auch die Bäuerin herbeigeschlürft. Sie war eine große, breite Person, jetzt blaß und unbeholfen und ehedem doch die Flinkste von allen, bald hier bald dort auf dem ganzen Bauerhof und immer mit der Arbeit voran. Aber ein Fußleiden zwang sie zum Stillsitzen und Dick- und Faulwerden. Nur das Mundwerk ging noch wie früher, oder gar besser, nun sie sonst nicht so viel schaffen konnte, und sie kommandierte hier- und dorthin und hatte und behielt immer recht, wie das wohl von einer anzunehmen ist, die einen stillen Mann hat und seit dreißig Jahren einen Bauerhof regiert.

„'n Abend, Köster," sagte sie, hart Atem holend und sich am Pfosten feststützend, „'s is nichts mehr los mit mir, und allens jeht verdwars. Wat hewe's mi blotig werre mit d' Stark a'stellt! Sei wier noch so schön jistern."

„J, so was kommt in jeder Wirtschaft vor, geht auch wieder über", meint der Lehrer tröstlich.

„Bei mir is so wat sonst nich vorgekommen, wenn da kein Grund und Ursach zu war," sagte sie bestimmt, „dies is all nichts nich, sag ich, — na, ich werd't noch mal mit 'ne warme Tränk versuchen." Und so schnell sie es nur vermochte, pustete und humpelte sie wieder von dannen.

„Ja, das denkt sich deine Frau nun so," begann der Lehrer, als

er mit dem alten Freund allein war, „wenn sie den Hof los ist, denkt sie, ist sie alle Sorgen los. Das überlegt euch nur gut! Los werden ist leicht, — aber wiederkaufen nicht!“

Der Bauer brummte nur und machte eine abwehrende Handbewegung. Aber der Lehrer fuhr unbeirrt fort:

„Ja, ja, wer weiß! — Denk man an das Wort: Schmiet dat man nich so wiet, du halst di dat am Enn jirn wedder. 'n schöner Hof, — und denn vom Vater auf 'n Sohn und wieder vom Vater auf den Sohn —.“

„Jo, wenn man 'n Sähn hadd' —! Wer schall all d' Arbeed verrichte? — Ick bün do nich mihr tau nütt, un sei — na, — na, wat schall eint do all lang äwer räden, dat helpt ok nich —.“

„Ich will dir auch gar nich mang reden, aber sieh mal, wir sind alte Nachbarn und alte Freunde, und da muß man auch mal seine Herzensmeinung zur rechten Zeit darlegen können, und darum sag' ich heute: Bedenk dir, was du tust! Hier bist du dein eigner Herr, brauchst nur zu befehlen und nicht zu gehorchen, in der großen Stadt bist du nichts als 'n armseliger Bauer, der seine paar Hundert in seiner Stube verzehrt und sich nach allen Stadtmoden richten muß.“

Der Bauer grunzte und schüttelte den Kopf.

„Ja, ja! Kein Mensch kehrt sich an dich, du mußt dich nach ihnen kehren. Aber was das meiste ist: hier bist du auf eignem Grund und Boden. Das sagt was! Da beneid' ich dich drum! Bin auch groß geworden in meiner Wohnung drüben, aber ich kann mir doch nicht 'ne Tür nach der Schlafstube durchbrechen lassen, gleich kommen sie mir auf 'n Kopp! Die Birnbäume im Garten hab' ich selbst gepflanzt, aber wenn ich einen runter nehmen ließe, würd' das 'nen Krakeel geben! Und wer mal n a ch mir in meinem Garten erntet und n a ch mir Schule halten soll — du liebe Zeit! Da darf ich noch nich mal 'n Wunsch aussprechen — kehrt sich keiner dran! Aber du! Bauen und niederreißen kannst du und Gräben ziehn und Wege ändern, kein Mensch darf dir was sagen, du hast zu allem das größte Recht! Und nicht bloß,

daß dir das gehört — kannst auch bestimmen, wem das gehören soll, wenn du lang, lang auf 'm Kirchhof liegst!"

„Und denn bedenk mal: Nich bloß auf der Erde und über der Erde is alles deins, — ne, auch unter der Erde! Was du da drin findst, is alles deins, bedenk mal! Kannst graben und buddeln, un keiner darf sagen: Halt! — Bis an'n Mittelpunkt der Erde. Un denn noch weiter, wenn da nich grade einer von 'n Australiern is, der dir gegenbuddelt und der würd sagen: Hull wiß, Jöks, von hier an is 't meins! Na, nu bedenk dir das man: Hundert un fünf Morgen über der Erde mit Häusern und Bäumen un Vieh un allen Rechten — un Gott weiß wieviel hundert Geviert-Morgen oder Kilometer oder Hektar oder Klafter tief unter der Erd mit allem, was da nu wieder drin sitzt un zugehört — na, kann das 'n Jud' mit Geld bezahlen, frag ich?"

In heiße Begeisterung hatte sich der alte Lehrer geredet, und eben schien's, als wollte der Bauer was antworten. Aber da klapperte der Türriegel, und die Mine klapperte herein mit dem Trank für die Sterke. Und wie sie den dem leidenden Tier hinreichte, so leichtfertig und achtlos und seelenvergnügt, da mußten die beiden Männer schwer aufseufzen. Schweigend verließen sie den Stall, und schweigend reichten sie sich die Hand zum Abschied.

Aber zwei Tage darauf verkaufte der Bauer auf dem Füllenmarkt sein Fohlen an einen Großgrundbesitzer, und von Jud Meyer war lange nichts mehr zu sehen und zu hören.

Der Frühling wandelte sich in heißen Sommer, obgleich er eigentlich noch zu jung dazu war; die Arbeit drängte, die Bäuerin noch mehr, aber wer kümmert sich darum, wenn sie in der Stube auf dem Stuhl sitzen muß? Und eines Morgens — nach einem heftigen Ärger mit dem Knecht, erzählten sich die Leute — da ließ sich die Bauerfrau von der welt- und reiseerfahrenen Mine nach Stettin geleiten — sie wollte sich selbst einmal die Gelegenheit dort ansehen.

„Ob er wohl mal rüberkommen wolle? Mutter habe eine ganz künstliche Bienenwabe von Stettin mitgebracht; ob die wohl gut

wär?" fragte am Abend der Heimkunft der kleine Jöks bei Hannemann an.

Der lächelte verständnisvoll, griff bald nach seinem Hut und ging auf den Hof.

In der großen Vorderstube in ihrem Lehnstuhl saß die Bäuerin breit und lächelnd und noch mit einem Anflug von Reiseröte auf dem großen Gesicht.

„Na, das ist schön, daß Sie sich auch mal wieder sehen lassen; nu langen Sie auch man zu" — und von dem in Tüten und auf Tellern gehäuften Mitbring-Kuchen, an dem alles umher mit vollen Backen kaute, wurde auch dem Gast sein reichlich Teil zugeschoben. „Je, wat sagen Sie? Nu bün ich auch nach die jroße Stadt hinjewesen, — na, wat sagen Sie nu? das hat janz jut jejangen, auch auf die Eiserbahn, wo ich doch noch nie nich auf zu fahren jewesen bin. Ick dacht ja, da müßt ich auf verbiestern, aber Mine, die kommt da janz schön mit zuweg. Aber nu erst Stettin! Nee, Köster, es is rein nich zu jlauben! Auf 'n Sonntag, sag ich, da muß ich mir mal die andern Frauens einladen und die das auch mal erzählen, eh'r haben de ja nu nich Zeit zu — sonst das jlaubt kein Mensch, wie das da alles is in die jroße Stadt!"

„Ja, ja, ich glaub's schon," stimmte der Lehrer bei, „ich kenne ja Stettin auch."

„Ja, wenn waren Sie denn da! Das is ja nu schon 'n paar Jahre her, daß Sie da nich nach hinjewesen sind. Un seitdem — wie jroß und herrlich is das seitdem nu wieder jeworden. Das is das ja ebend mit solche jroße Stadt, die werden immer größer, un davon werden sie denn ja so groß. Alle Jahre wachst sich das größer. Na, wenn Sie das nu nich gesehen haben, da können Sie sich jar keine Vorstellung von machen!"

„Ich bin aber noch im Herbst in Berlin gewesen, das is noch größer", verteidigte der Lehrer seinen Standpunkt.

Die Bauerfrau lachte nur kurz auf.

„Ach, du meines! Was die Leut doch immer klug reden! So wat kann ich immer jar nich glauben! Wer will das nu woll so

genau ausrechnen und ausmessen! Das is ja jar keine Möglichkeit, daß Berlin soll noch größer sein als Stettin! Da is überhaupt das End von ab von Stettin. Ich hab mir mit meine Tochter in so'n Wagen jesetzt, wo keine Pferd vor sind, un denn haben wir in eins wegjefahren und immer Straßen und Häuser un Leut, auch mal 'n Platz — un denn wieder in eins weg Straßen un Häuser, — nee, da machen Sie sich keine einzige Vorstellung von!"

Sie schöpfte Atem und trocknete sich die Stirn, aber der Gast benutzte die Pause nicht zur Gegenrede, er hatte jeden Widerspruch aufgegeben.

„Un denn fein!" hob die Weitgereiste wieder an, „allens fein! Alle Leute gehen sünndagsch angezogen auf 'n Alltag auf der Straß rum. Weiter was tun sie auch nich, als daß sie mal was wegtragen oder holen jehn, so richtig arbeiten tun sie da nich, da ziehen sie sich auch jar nich für an."

Der Lehrer vergaß sich. „O, bitte, Frau Jöks —"

Aber weiter kam er nicht.

„Na ja, manch eint tut ja auch woll wat, so wie Sie un mein Schwiegersohn; so in die Stub bei die Kinder stehn jehn, oder im Laden, — ick mein man: so richtig arbeiten, daß man sich danach anziehen muß, das tun die Leut nich. Na, ich sag, das kommt mir da nich janz richtig vor! Un denn kein Vieh — jar kein Vieh! Nichts als bloßig Pferd! Na, ich sag, das kann doch allens seine Richtigkeit nich haben. Wenn sich noch w e l ch e Vieh hielten un welche nich, so wie in Rejenwald, un in Labs, wo doch auch Stadtleut wohnen, — aber nein, nich Schwein, nich Gänse, nich Küh, rein nichts nich, bloßig die Leut drang zusammen in die Häuser, — na, ich sag, das is doch nich richtig einjericht, was? Ja, die lassen sich schicken, sagt meine Tochter, Milch un Eier un Fleisch, allens, allens lassen sie sich schicken. Na ja, wenn dat nu aber nich ankömmt? Dann haben die doch nichts! Und denn klagen sie nur, das kömmt ihnen alles so teuer. Na, wenn sie nich arbeiten, bloß immer schicken lassen, wie soll ihnen das nich teuer

kommen? Nee, — richtig kömmt mir das da nich vor. Und denn: wo lassen die den Dung? Pferdedung müßten sie doch haben bei die vielen Pferd, aber nirjends nich 'n Misthaufen. Ich bin auch auf die Straß rum jejangen, und wo 'n Torweg war, da hab' ich nach 'n Hof reinjekuckt, aber kein Misthaufen, nirjends wo 'n Misthaufen. Na, sag ich, was machen die Leut mit dem schönen Pferdedung, das 's doch jottlos, da so mit umzujehn, — das kömmt mich nich recht richtig vor, was?"

Der alte Lehrer gab seine Ansicht nicht zum besten. Er hörte stillvergnügt zu. Es war ganz nach seinem Herzen, daß die Bäuerin die wirtschaftlichen Einrichtungen der Großstadt so außerordentlich unpraktisch und verbesserungsbedürftig fand, und es verlangte ihn nicht, sie anders hinzustellen. Und als sie endlich schloß:

„Na, ich hab' zu meinem Mann jesagt: Mach, wie du willst, ich bün hier zu nichts zu brauchen, ich kann auch nich mitreden, aber dat sag ich dir: Mir kömmt das da allens nich richtig vor" — da nahm er befriedigt seinen Hut und ging nach Haus.

So viel war sicher: der Besuch der Bäuerin in der Stadt hatte Jud Meyers Wünsche nicht gefördert. Er ward auch nicht mehr auf dem Hof gesehen.

Johanni war vorüber, das neue Wirtschaftsjahr begann. Im Juli kamen Lehrers zu den großen Ferien, und Mine flitzte mit ihnen in der Gegend herum, statt Roggen zu binden. Das behielt sie auch noch bei, als Schwester und Schwager wieder in Stettin waren.

Und dann — eines Morgens im August, da steckten, wie der alte Lehrer in die Schule trat, die Kinder, die mit dem kleinen Jöks auf einer Bank saßen, die Köpfe zusammen und tuschelten und guckten und kicherten verstohlen, als hätten sie gerne was verraten und wagten's doch nicht.

„Nun, was wollt ihr denn?" ermutigte der Lehrer endlich. Sie stießen sich an und flüsterten und grinsten, und dann kam's auf einmal von drei, vier Seiten:

„Er treckt weg! — Sie haben verköfft."

Und ein halb Dutzend Finger wies auf Hermann Jöks.

Der alte Lehrer wurde weiß im Gesicht wie die Kreide in seiner Hand.

„Is 't wahr? zieht ihr weg?" fragte er und sah den kleinen Bauersohn eindringlich an.

Der stand auf.

„Ich weiß nich, Vater hat nichts zu mir jesagt."

„Ist er nach Stettin hingewesen?"

„Ja, jestern, — zu mir hat er nichts jesagt."

„Na, woher wißt ihr denn das?"

„Großmutter sagt, sie haben verköfft" — „Das sagen sie alle" — „die Leut sagen's", wußten wieder verschiedene zu berichten.

„Setzt euch!" befahl der Lehrer im alten Schulmeisterton, und der Unterricht begann und endete wie immer.

Aber den ganzen Tag ging Hannemann in sich gekehrt einher. Wenn er doch ein Gewerbe hätte, um rüber zu gehen, aber eine Kuhkette konnte er nicht wieder borgen und auch nicht gegen alle Anstandsregeln „man so" hinkommen!

Aber da ihm gar nichts Besseres einfiel, setzte er sich über alle Bedenken hinweg, nahm den Hut und ging „man so" los.

An der Pumpe stand die Mine, aufgekrempt und aufgeschürzt, und scheuerte einen Backtrog, daß er blinkte; ihre Augen blinkten auch. Sie grüßte und lachte.

Der Lehrer wußte sich den außerordentlichen Anblick nicht zu erklären und ging sinnend weiter.

Hinterm Haus unter den Obstbäumen traf er den Bauern, der Eierpflaumen abgenommen hatte.

Die alten Freunde reichten sich die Hand und schauten sich in die Augen. Ernst und friedlich sah der Bauer aus.

Und allen guten Ton vergessend, brach der Lehrer gleich mit der Sache selbst hervor:

„Na, wie ist't? Hast du verkauft?"

Jöks antwortete nicht.

Er ging mit dem Gast an den hinteren Zaun, wo eine Bank stand, aus drei Brettern zusammengenagelt.

„Kumm, ick wer di dat vertelle. Di war'k dat vertelle. Sett di dal." Und dann fuhr er im feierlichen Hochdeutsch fort:

„Meine Mädchens setzten mir so viel zu, und ich war willens. Das war nu allens so weit im Schick, den Kuntrakt hatten wir auch schon zurecht mit dem Wirt — bloß nu noch unterschreiben. So weit 'ne ganz hübsche Wohnung, mit dem Herd, da wollte ich mir noch eins von überführen, daß ich meine Frau nun Bescheid sagen kann. Wir jehen noch eins rauf, meine Martha, der Wirt, ein janz schnobler Kerl, und, was sein Sohn ist, janz jung, aber noch schnobler. Wie wir nu fertig sind, will ich runter jehn und nu unterschreiben, und indem drehe ich mir noch mal um, und weil mir das jrad so ankommt, spuck ich aus. Kommt der Kerl, der Wirt, auf mir zu, janz iewig, sag ick dir: ‚Ach, ich muß doch sehr bitten, wenn Sie hier mieten wollen, dann lassen Sie das!' Und was der junge Kerl is, der Sohn, der griflacht so recht glupsch. Nebendem kömmt auch meine Tochter dicht bei mir ran. Ganz rot stickt se sich an: ‚Ach, lieber Vater, das ist hier nich die Mod!' und ick seh ja, wo se sich schaniert vor die zwei schnoblen Herren.

Aber ich laß ihr und geh in die Mitt von die Stub zu stehen. ‚So, sag ick, dat's man jut, dat ick dat weiß. Also, sag ick, hier kann der Mensch kein Mensch nich sein? Hier soll man viel Jeld for bezahlen und darf sich noch nich mal bereinigen? Denn dank ick schön un jeh rituhr auf meinen Bauerhof. Da kann ick spucken, so viel ich will und wo ich will, in die Stuw und außer die Stuw. Und so viel als mich einer jesagt hat, der sehr jelehrt is — ich meinte dir, Hannemann — so viel als mich der jesagt hat, kann ich mir auch'n Loch durch die janze Erd buddeln un die wilden Neger auf'n Kopf spucken, un da dürft mir noch keiner viel was sagen. Und hier kann einer noch nich mal eine nötige Verrichtung in der Stube tun? Na — jut, dat ick dat weiß.'

Und setz' mir den Hut auf, weiter hatt ich ja nichts, lass' sie alle stehn, jeh nach'm Bahnhof und fahr nach Huus. Nu is mir so

recht leicht und will, dem Juden hab' ich heut morgen abjeschrieb'n, und wenn einer dir fragt, worum daß ich nich nach Stettin zieh, — ich mag da nich jroß über reden — denn sag ihm man: Weil ich da nich in die Stuw spucken soll."

Ebenso befriedigt wie erschöpft von seinem ungewohnten Redestrom, lehnte der Bauer an den Zaun. Der Knecht kam und rief ihn ab. Auch der Lehrer stand auf, sah freudig mit gefalteten Händen der hinter dem Wald versinkenden Sonne nach auf die Fruchtbäume und Grasplätze umher und schritt durchs Haus zurück.

Die Bäuerin humpelte hinter ihm her und hielt ihn an, das ganze Gesicht ein breites Lächeln.

„Na, nu sieht er das ja selbst ein, daß das da nich allens recht richtig is. Ich hab' das ja jleich bemerkt. Nu bleiben wir denn hier. Wir haben mit unsre Mine jeredt, sie is ja nu auch willens und wird dem von der Steuer den Abschied geben. Wir legen ihr 'n paar Hundert auf ihren Anteil zu, un denn bleibt sie noch bei uns, un nachher kann sie sich ja den Frie'ch Klütz heiraten, der is ja noch von unsre Freundschaft un paßt sich sehr gut zu. — (Dies in lautem Flüsterton.) — Sie sagt, ihr is das jleich, das hätt' ihr unser Martha man so einjered't. Na, un unser Hermann wächst ja auch ran, er hat sich über Sommer doch sehr schön zujenommen!"

Den kleinen Hermann traf der Lehrer draußen auf dem Misthof. Es war noch derselbe schmächtige Knirps wie vor Monaten, aber wer konnte es wissen? Er nahm vielleicht Vernunft an, wie alle andern, und wurde noch ein stämmiger Bauer!

Breitbeinig stand er da und spuckte über den halben Hof weg.

„Pfui, Jung, was machst du denn?" fuhr ihn der Lehrer ärgerlich an.

Betreten schaute der Kleine auf und zeigte eine Handvoll Eierpflaumenkerne.

Begütigend strich der Alte ihm über den blonden Kopf.

„So, so — das ist was anderes — ich dachte. — Es ist eine

greuliche Gewohnheit, das Spucken, aber," murmelte er vor sich hin, „das schlechteste Ding kann was Gutes haben, dir hat's den Bauernhof gerettet, mein Jungchen, werd groß und brav und halt ja fest mit all deinen Herzwurzeln bis an den Mittelpunkt der Erde."

Verwundert und verständnislos sah der Junge in das bewegte alte Gesicht, das die Abendsonne verklärte und die Freude.

Der Teufel vom Sande.

Von Hans Hoffmann.

Ganz hinten, im allerhinterſten Hinterpommern, gibt es einen großen Strandſee oder ein kleines Haff, wie man's nennen will, von dem Flüßchen Leba gebildet, das ſich von Süden hinein und aus ſeiner nordöſtlichen Ecke wieder hinaus in die Oſtſee ergießt. Vom Meere ſcheidet den Lebaſee eine ſchmale Landzunge, wenige Stunden lang. Nach dem Lande zu iſt er rund umlagert von ausgedehnten Sümpfen und tief durchfeuchteten Wieſenflächen. Es iſt da noch heute eine ſo einſame Gegend, wie ſie ein Naturſchwärmer oder Menſchenfeind nur immer wünſchen mag; man kann wohl einen Tag lang wandern, ohne auch nur einen Trunk Bier oder ein Butterbrot zum Imbiß zu erhalten. Ein ſo genügſamer Wanderer aber mag dann freilich erſtaunen und ſein Auge entzücken an der fremdartigen und ſchier grauſigen Schönheit der wilden Dünenberge, welche ſandſtiebend dieſen Erdſtreifen durchziehen, und an dem großen Blick von ihrer Höhe auf das fern umrahmte und auf das uferloſe Gewäſſer. Vor einem Vierteljahrtauſend war's noch ein wenig einſamer; die Strandberge der Nehrung waren mit dickem Walde bedeckt, und die tiefen Sümpfe waren kaum durch Gräben und gar nicht durch Wege und Dämme zugänglich gemacht. Das Städtchen Leba an der Ausmündung des Waſſers iſt zuvor ſchon vorhanden geweſen, war aber ſogar noch beſcheidener als heutzutage. Wer es kennt, der weiß, was Ungeheures das beſagen will; und ſeine Verbindung mit der übrigen Welt hatte es zu Lande noch ausſchließlicher als jetzt allein dem Süden zu danken. Keiner Seele konnte es einfallen, nach Weſten längs des Sees einen Durchgang zu ſuchen; denn die ſelt-

same, moderne Leidenschaft, pfadlose Wildnisse zu durchqueren, plagte die Menschheit noch nicht, und die lebaische Menschheit am allerwenigsten. — Dies ganze Waldgebiet hüben und drüben des Sees gehörte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges einem Herrn von Kiekower, Joachim oder Jochen seines Rufnamens. Das Wasser selbst ward als Eigentum noch nicht erachtet, sondern gehörte dem lieben Gott, den eingebornen Fischen und jeglichem Menschen, der sich Mühe machen wollte, sie zu fangen; deren aber waren so wenige, daß die Fische ein Heruntergehen ihrer Bevölkerungsziffer schwerlich zu merken vermochten. Hätte nur Gott gewollt, daß unser pommersches Land und das übrige Deutsche Reich in dieser Zeit dasselbe von sich hätten sagen können.

Jochen von Kiekower war ein recht begüterter Herr, dem abseits der Küste und im Stolpischen ein gut Stück leidlichen Fruchtlandes gehörte. Doch sein liebstes Besitztum war dieser Wald um seines wundervollen Wildstands willen, da es denn bei Reh- und Rotwild noch reichlich Elche in diesen Buchenwäldern gab. Wölfe und anderes ernsthaftere Raubzeug duldete er nicht, sondern rottete es aus nach allen Kräften, während er über dem frommen und eßbaren Wilde mit Maßen und Verstand als ein heiterer Jagdfreund, nicht als unsinniger Schlächter herrschte. Er war recht einem weisen Landesvater zu vergleichen, der durch gelinde, kleine Randkriege und kraftvolle Unterdrückung von Meutereien für einen heilsamen Abschuß der geilen Überkräfte seines Volkes sorgt, seine Getreuen aber tapfer vor jeglicher Unbill von außen schützt und lieber ihnen selbst einen mäßigen Übergriff gegen fremde Untertanen sanftmütiger nachzusehen geneigt ist. So litt auch Jochen keineswegs, daß seinen Elchen und Hirschen etwa von den umliegenden Bauernschaften her aus Bosheit oder Unbedacht ein Schade geschah, sondern er schirmte sie mit gewaltiger Hand und machte geltend, daß es gar begreiflich und entschuldbar sei, wenn sie einmal ein kleines Gelüst nach anderer Äsung als dem ewigen Gras und Moos und Blätterzeug des wilden Waldes zeigten; begehren die Menschen doch auch nach

einigem Wechsel in ihrer Kost, besonders wenn sie's haben können. Daß sie dabei neben dem wenigen Korn, das sie fraßen, recht sehr viel mehr mit ihren zierlichen Hufen zertraten, tat ihm aufrichtig leid, doch zu ändern vermochte er's nicht, weil ja der liebe Gott in seiner Weisheit diese schönen Geschöpfe nun einmal so gemacht hatte und nicht anders, nicht etwa wie gleitende Schlangen oder katzenhafte Leisetreter. Jedoch als ein gutherziger Mann vergaß er selbst gegen aufrührerische Bauern einer milden Gerechtigkeit nicht: einem ertappten Wilddiebe ließ er gar niemals die Eingeweide aus dem Leibe raspeln, wie mancher seines Standes tat, sondern begnügte sich stets, ihn einfältig und schmerzlos aufzuknüpfen. Da er diese ersänftigte Strenge aber mit aller Festigkeit ausübte und der Heiligkeit des Gesetzes nichts vergab, so wurde das Wild mit der Zeit so zahm und liebenswürdig, daß es sich vor keinem Bauern mehr fürchtete, sondern sich willig von jedem streicheln ließ, der dies tun wollte. Herr von Kieköwer gewann die Geschöpfe um solcher Frommheit willen nur immer lieber und schonte sie sorglicher, also daß er in manchem Jahre auch den Abschuß ruhen ließ, außer soweit er selbst des Bratens bedurfte.

Auch sonst, so heißt es, ist er stets fröhlich und unbesorgt gewesen und hat zu allen lustigen Dingen Lust gehabt. Um Dinge, die ihm nichts angingen, kümmerte er sich nicht, sondern hielt sich in Zucht und diente Gott mit Ruhe.

Einmal geschah es ihm, daß er von einer Lustreise durch Polen zurückkam und etwas mitbrachte, das er nicht ursprünglich gesucht hatte, nämlich ein junges Weib, welches von den kleinen Erbkrankheiten dieses lustigen Volkes hauptsächlich nur die Liederlichkeit und die Verschwendungssucht, etwas weniger die Trägheit und Unsauberkeit, und bei weitem am meisten die Eitelkeit und den Größenwahn als ihre merkbarste und fast auch einzige irdische und geistige Habe überkommen hatte. Als diese hübsche und lebensmutige Person die großen Wälder, das Haff und die Ostsee in Obacht genommen hatte, genas sie unverzüglich des Gedankens, es sei angenehm und standesgemäß, auf der größten

Höhe der schmalen Landzunge ein Landschloß zu erbauen mit allem andern Zubehör und einem Turme, von dessen Zinnen man alle jene Herrlichkeiten zugleich in einem Blicke überschauen könnte.

Jochen Kiekower zögerte nicht zu gehorsamen, denn wie er Gott mit Ruhe diente, also auch seinem Weibe, ließ einen Baumeister kommen, die Sache überschlagen und zuvörderst als Vorspiel zu dem Turme ein hohes Balkengerüst über die Bäume in die Höhe führen.

Sobald die tapfere Polin von hier aus einige Umschau gehalten hatte, ward sie noch fruchtbarer und beschloß, vom Meere her quer über den Dünenrücken hinweg bis zum See eine lange Lichtung auszuholzen, den frei gewordenen Abstieg nach beiden Seiten in Terrassen zu gliedern und solche mit einer lachenden Fülle von Rosen, Lilien und holländischen Tulpen zu bepflanzen. Auch träumte sie von Springquellen und rauschenden Wasserstürzen, die sich aus einem marmornen Riesenbecken über Hunderte von Stufen in beide Gewässer ergießen sollte.

Jochen Kiekower, durchaus begeistert von der künstlerischen Größe dieses Entwurfs, fügte als einen eigenhändigen Gedanken die Frage an den Baumeister hinzu, wieviel nach mittlerer Berechnung etwa eine mäßige Schiffsladung muschelblasender Tritonen aus gutem Steine kosten würde? Kurzum, es wurde eine Via triumphalis, ein Prunk- und Lustgebilde geplant, dessen längs der Ostseeküste nicht zum zweiten Male sich sollte gefunden haben.

Der einsichtige Werkmeister setzte zwar etliche gelinde Dämpfer auf betreffs der Kaskaden und Steintritonen, machte jedoch für das Schlößchen mit den Blumenterrassen einen Kostenanschlag, der die herrschaftlichen Geldmittel nicht um allzu Ungeheures überlastete. Also kam denn die Arbeit gleich mit dem folgenden Lenze in rüstigen Gang. Lustig erklangen die Äxte die langen Sommertage hindurch vom Ostseestrande herüber, kamen höher und höher den Abhang herauf, erreichten den Grat und wanderten Schritt für Schritt wieder zu Tale bis ans Schilfufer des Lebasees. Gegen den Herbst lagen alle Hochstämme in dem ausge-

schnittenen Querstreif glatt daniedergestreckt, und auch die Stümpfe wurden sauber mit den Wurzeln herausgenommen, so daß nichts übrigblieb, als der platte Boden mit der Grasnarbe und den fröhlichen Waldkräutern, die im nächsten Jahr den holländischen Tulpen zu weichen bestimmt waren. Auch fand sich gerade noch Zeit, die Grundfesten des Schlosses zu legen, dann brach der Herbst mit seinen wuchtigen Seestürmen herein und machte dem härtesten Handwerker an dieser Küste die Arbeit unmöglich.

So ließ man das angefangene Werk gelassen liegen zur glücklichen Fortsetzung im nächsten Frühling. Doch als im Frühling die arbeitsmutige Schar mit ihrem Bauführer von Leba über den See herangezogen kam, da fanden sie mit großem Kopfschütteln und Ohrenkratzen, daß hier über Winter ein anderer Werkmeister ein mächtig Stück Arbeit vollbracht hatte, mit dem sie nimmermehr hoffen konnten, es in siegreichem Wettstreite aufzunehmen.

Dieser Meister war der Dünensand. Der war vom Ostseestrande hereingebraust in die frische Waldlücke wie ein Bergstrom in einen Felsenspalt, wie flüssige Lava in eine offene Schlucht. Doch er war stärker als Lava und kühner als Wasser; denn er vermochte auch aufwärts zu klimmen und über jede Höhe hinwegzuschießen, gleichviel, ob sie sänftlich geneigt ist, oder steil wie eine Mauer. Wo man Moos und fette Kräuter im Herbst zurückgelassen hatte, da fand man im Frühling einen breiten, öden Strich weißgelben Sandes, herüberlagernd von Wasser zu Wasser wie eine sattgefressene Riesenschlange. Alles Erdgrün hatte er verschlungen und die Grundmauern des Schlosses klafterhoch überflossen, und zur Rechten wie zur Linken war er in langen Queradern und Seitenzungen hineingezischt in den hohen Wald und hatte auch dort schon heimlich am Boden kriechend das Werk zäh würgender Verwüstung begonnen. Etlichen jüngeren Bäumen waren die Wurzeln seitwärts geschoben, daß sie standen wie die Masten eines gestrandeten Schiffes und ihre Äste traurig zu siechen begannen unter dem tödlichen Drucke des reibenden Sandstroms.

Da erkannte der verständige Baumeister, daß es mit den Ter-

rassen und Tulpenbeeten nichts mehr sein werde, denn es sei kein Zweifel, in diesem wilden Boden könne nicht einmal ein Gänseblümchen haften, geschweige denn anständige Rosen und Lilien. Ganz ebensogut könne man sich in afrikanischer Wüste oder auf einem grönländischen Gletscher einen Ziergarten anlegen.

So wurde hierorts erwiesen, was noch heutigen Tages gilt: wer in Pommern schöne Künste einführen will, der soll es mit Vorsicht tun, weil sonsten die pommersche Natur sehr stürmisch dagegen revoltiert.

Hierüber verlor die schöne Edelfrau die Lust an der Sache, denn ein Schlößchen mitten in so nichtsnutzigem Streusande zu besitzen, schien ihr mehr Schimpf als Glanz zu erbringen.

Auch waren ihr die brutalen Gewässer der Ostsee um dieses Streiches willen ganz verleidet, und sie beschloß, einen Schritt zurückzutun, und sich lieber an dem andern Ufer des friedlichen Binnensees anzubauen. Das ward sogleich in Angriff genommen, Pfähle in den schwammigen Grund getrieben und darauf zuvörderst zur Probe ihrer Festigkeit ein ziemlich bescheidenes Blockhaus errichtet, das den Namen Jagdschloß nur leihweise und in Vertretung erhielt.

In diesem legte sich die Herrin noch im Laufe desselbigen Sommers und genas eines wohlgeschaffenen Töchterchens. Im folgenden Sommer tat sie genau dasselbe, und darüber ward der Bau des Schlosses bis auf weiteres hinausgeschoben. Der männliche Stammhalter hingegen ist ungeboren geblieben bis auf den heutigen Tag.

Um diese Zeit fiel leider das Unheil ins Land, das tausendfaches Entsetzen über alle Städte und Dörfer des armen Pommerlandes schwemmte. Liebe Verbündete des guten Herzog Bogislaw kamen ins Quartier, die tapferen Wallensteiner, und räumten binnen kurzem mit dem Wohlstande ihrer Wirte fast so gründlich auf, als wenn die Ostsee ihren Dünensand in der ganzen Länge und Breite über das Land gespien hätte. Auch verhielt sich diese Plage gegen menschliche Unterschiede des Standes und Besitzes

fast so unparteiisch wie die Sturmfluten und andere strenge Naturgewalten: Bauer, Bürger, Edelmann und Herzog wurden mit der gerechtesten Gleichmäßigkeit gebrandschatzt und ausgesogen.

So bekam von diesem Übel auch Jochen Kiekower auf seinen Stolpischen Gütern ein wohlgemessen Teil zu kosten. Vieh und Menschen zerrannen ihm gleichsam unter den Händen wie Schneemänner im Frühlingsregen, die Felder lagen brach, weil niemand sie mehr düngte noch bestellte, und was ihn zu allem Drangsalieren noch am allermeisten verdroß, waren gewisse, zu täppische Aufmerksamkeiten, welche die Gäste seiner Frau zu erweisen liebten, und die nicht ihm allein, sondern sogar ihr selber mißbehagten. Denn ob sie gleich gegen ein gemäßigtes Scharmieren und Karessieren nicht gerade etwas Stichhaltiges einzuwenden hatte, so war ihr die Weise dieser Herren doch ein wenig gar zu ehrlich. Auch ward ihre Hochachtung vor ihren männlichen Tugenden beeinträchtigt durch den ständigen Duft von riesenstarken Getränken, der nicht mehr von ihnen wich, und durch etliche andere kleine Angewöhnungen.

Am Ende zog er sich mit den Seinigen, nebst einem Restchen von Dienerschaft, in sein stilles Blockhaus am Lebasee zurück, die andern Güter der Fürsorge des lieben Gottes überlassend. Dort saßen die Kiekower zusammengeduckt in den Sümpfen und muckstten sich nicht, ließen das Elend draußen toben und ruhten in Sicherheit. Denn wie überhaupt der östliche Landstrich von dem Greuel so ziemlich verschont blieb, so drang in diese stillen Wildnisse erst recht niemals ein feindlicher Fuß. Zuweilen wagten sie's wohl, steckten die Köpfe heraus und zeigten sich im Stolpischen. Doch allemal schier im Handumdrehen waren sie wieder da und harrten im Verborgenen besserer Zeiten.

Die Jahre des Harrens kamen und gingen und mehrten sich; denn als die Kaiserlichen endlich mit Stank geschieden waren, fanden sich die Schweden ein, ebenso liebe Verbündete des guten Herzogs Bogislaw, trieben es erst eine Weile mit trüglicher Milde und danach noch etwas ärger als die Wallensteiner zuvor.

Bei solchem stillen Leben aber gediehen die Kiekötwer nicht zum Schlechtesten, die zwei kleinen Fräuleins sogar fast überschüssig gut; denn nicht nur, daß sie köstlich prall genährt waren von Hirschbraten und Lachsfleisch, verrieten sie auch eine solche Kraftfülle des Übermutes, daß ein schwedischer Feldoberst daran eine ungleich größere Freude möchte gehabt haben als fromme Eltern und Erzieher.

Nun hatte sich im Anfange, als man das gebliebene Gesinde musterte, darunter auch ein alter Pastor vorgefunden, den man dabehielt, teils aus Barmherzigkeit, teils weil er sich zu mancherlei Dingen brauchbar erwies. Es ward eine Dachkammer zur Hauskapelle eingerichtet, und daselbst waltete er Sonntags mit Freuden seines Amtes. Außerdem war er zu benutzen zum Fischangeln, Schuhflicken, Perückenmachen und Lockendrehen, Rübenputzen, Einheizen, Bettstopfen und anderen feineren Diensten im Haushalte.

Diesem übertrug man nunmehr auch die Erziehung der Kinder: doch das war ein Fehlgriff, denn sie vermochten ihn weitaus besser in Zucht zu halten, als er sie, so sehr waren sie ihm an Willenskraft und andern einschlägigen Tugenden überlegen.

So mußten sich denn die Eltern selbst daran geben, die Sitten ihrer Töchter zu regeln. Auch versuchte das Jochen mit aller ihm gewohnten Gesetzlichkeit: Jede Übeltat erhielt einen sorgsam bemessenen Lohn in Gestalt einer festen Anzahl von Rutenstreichen; jedoch erfand es sich bald, daß sein Gemüt zu weich war, das eigene Fleisch und Blut ohne große Qual alltäglich zu hauen; auch glich ihre Tatkraft in allem, was Unart hieß, den Wucherkräutern, welche nach allem Beschneiden und Ausrupfen nur immer lustiger aufschießen und um sich greifen.

Da fand seine Gemahlin mitleidig einen Ausweg. Sie schlug vor, nach Art hochfürstlichen Edukationshaushaltes einen Prügelknaben anzuschaffen, der doch das Gröbste an Strafen auf sich nähme. Es war dies ein Luxus, den die Ungunst der Zeiten noch eben zu erlauben schien; auch tat ihr der Gedanke wohl um des

vornehmen Geschmäckleins willen: denn die Krankheit des Größenwahns brach bei ihr immer wieder durch, gleichwie das Krebsübel, an einer Stelle durch Schnitt beseitigt, gemeiniglich an einer andern wieder zutage tritt.

Jochen Kieköwer begab sich alsobald nach Leba und noch etwas weiterhin auf die Suche. Es war aber in jenen Jahren nichts leichter, als verwaiste Kinder aufzutreiben, da solche vielmehr schier an allen Straßen herumliefen wie herrenlose Hunde. So fand er denn bald ein strammes Bürschchen, das ihm für seine Zwecke ausnehmend gefiel. Es mochte einige Jahre mehr als seine Töchter zählen, war nur erst mäßig angehungert, und seine Kleidung schien nach Schnitt und Standhaftigkeit von besseren Tagen zu erzählen. Er hatte flachsblonde, sehr steife Haare, welche nach allen Seiten kräftig von seinem runden Kopfe abflohen, und zwei dunkelgraue, große Augen, welche gegen den Fremden Blitze eines treuherzigen Trotzes schossen. Auf dessen Fragen wußte er kaum etwas Rechtes vorzubringen, als daß er Barnim hieß; und alle andern Erinnerungen waren in den Schrecknissen der jüngsten Zeit als in einem blutigen Meere untergegangen. Und da ihn später keine Seele mehr danach fragte, so blieb seine Vergangenheit für ihn und andre vergessen und verschollen.

Joachim von Kieköwer nahm ihn mit sich und brachte ihn nach Hause. Die beiden Mädchen empfingen ihn mit starkem Jubelgeschrei, teils weil sie seine Bestimmung kannten, teils weil sie in ihm sich einen fröhlichen Helfershelfer ihrer Schelmenstreiche erhofften. Auf jeden Fall sündigten sie gleich am ersten Tage freudiger dahin, als sie es sonst schon gewohnt waren.

Da nun abends dem kleinen Barnim die Pflichten seines neuen Berufs mit ernsten Worten vors Auge gerückt wurden, machte er ein verworrenes, fast dummes Gesicht, als ob er durchaus nicht begreifen könnte, was doch so einfach war. Erst die bedeutenden Schwankungen der Haselrute in der gelassenen Faust seines neuen Pflege- oder Prügelvaters und dazu die feierliche Aufzählung

der Tagessünden, so die zwei niedlichen Affchen sollten zustande gebracht haben, schien ihn ein klein wenig im Verständnis des ungewohnten Rechtsverhältnisses zu fördern.

Endlich nach Verkündigung des Spruches gesetzesgemäß gefragt, ob er noch etwas vorzubringen habe, antwortete er mit einem Blicke treuherzigen Wohlgefallens auf die schöne Hausfrau: „Die Frau da soll mich schlagen."

Man legte es ihm als Schlauheit aus, als ob er meinte, ihre zartere Kraft werde die Streiche minder empfänglich machen. Allein auch nachdem er beide Nachrichter durchgeprobt und viel eher das Gegenteil erfahren hatte (denn Jochen war etwas träge von Natur und ermattete leicht inmitten einer Arbeit), so blieb er doch bei seiner Bitte und wiederholte: „Die Frau soll mich schlagen, weil sie so rein ist." Er deutete dabei mit großem Ernst auf die schimmernde Weiße ihrer Hautfarbe.

Das erfreute sie, und sie war nun auch überzeugt, daß ihr Gemahl diesmal das Rechte getroffen habe, wovon sie sonst beinahe noch etwas schwerer zu überzeugen war als andre Frauen.

Unter dem Stäupen aber, solange es währte, gab der Knabe nicht einen einzigen Laut zu hören, sondern biß die Zähne zusammen und duldete standhaft. Dahingegen die armen Mädchen heulten trostlos bei seinen Leiden, und es war zu merken, daß jeder Schlag sie gleichsam mitten in die Seele traf.

Auch die andere Hoffnung trog, daß der junge Barnim gemäß seinen etwas reiferen Jahren einen mildernden Einfluß auf ihre Sitten üben werde: vielmehr schien seine eifrigste Sorge zu sein, die täglich für andre erduldeten Züchtigungen sich in Wahrheit selbst und aus eigener Kraft durch unzählige schwere Straftaten redlich zu verdienen. Nur gegen den Abend nach der Prügelstunde pflegte er sich so schachmatt zu fühlen, daß eine Regung nach den Wissenschaften in ihm erwachte. Dann begab er sich still in das Kämmerlein des alten Pastors und empfing von dessen liebevoller Geduld die ersten Anleitungen in der Schreib- und Lesekunst,

sowie im gröbsten der Gottesgelahrtheit. Er lernte diese subtilen Dinge ebenso leicht und frisch wie die wilden Künste der kleinen Gefährtinnen.

Einmal machten ihn diese zum Vertrauten ihres langen Staunens, warum er unter dem schmerzhaften Stäupen niemals einen Laut von sich gebe, da doch nach ihrer eigenen Erfahrung das Schreien und Wimmern ein nicht wertloses Hilfsmittel zu einiger Abschwächung der Schläge sei, indem es dem Peiniger ans Herz greife und ihn zögern mache. Besonders empfahlen sie ihm dann noch gewisse kleine Nebenkünste: er solle doch mitten im Schreien ganz plötzlich innehalten, Kopf und Arme schlaff herabhängen und nur etliche röchelnde Töne noch hören lassen; als ob sein Rückgrat gebrochen sei oder so etwas; dies Kunstmittel habe noch stets zum allermindesten eine längere Pause bewirkt. Und ähnliche feine Gefühlsberechnungen hatten sie in ganz beträchtlicher Zahl ihm vorzuschlagen.

Er aber schüttelte dazu mit einer kühlen Abwehr den Kopf und sagte entschlossenen Tones:

„Wenn ich groß bin, haue ich wieder."

Sie dachten ernsthaft eine Weile nach, ob solches ausführbar sei, und kamen endlich zu dem Ergebnis:

„Ja, wenn du groß bist, sind unsre Eltern alt und schwach, wie jetzt der alte Pastor. Da wirst du sie rupfen können, wie wir ihn."

Hierüber ward er nun nachdenklich und sagte am Ende:

„Nein, wenn sie sich nicht wehren können, würde es kein Vergnügen machen. Aber ihr werdet dann groß und stark sein, und ich werde euch prügeln."

„Wie kannst du uns schlagen?" riefen sie schnell dagegen, „da wir doch Fräuleins sind und du ein schäbiger Kostgänger."

Und wieder besann er sich und fand einen Ausweg.

„Ich könnte euch ja vorher heiraten", meinte er. Es ist unbekannt, welche Erinnerung ihm die Kenntnis zutrug, daß freilich das Prügeln zu den altväterlichen Gerechtsamen einer ehrlichen pommerschen Ehe gehört.

Die Mädchen aber nahmen das nicht übel, sondern fast freundlich auf, sei es aus natürlicher Gutmütigkeit, sei es, weil das Wort Heiraten an sich einen so lieblichen Klang für sie hatte wie für jede andre Jungfrau erwachsenen Standes. Sie verfolgten aber die Frage noch weiter, ob es denkbar sei, daß der Barnim sie heirate, nämlich in Rücksicht auf die von Gott verfügte Einrichtung geschiedener Stände und Vermögenslagen. Zuletzt stellten sie vorläufig fest, daß er auf jeden Fall denn doch allerhöchstens nur eine von ihnen heiraten könne: und weil dann notwendig die andre übrigbleiben mußte, so beschlossen sie in alle Zukunft strenge darauf zu halten, daß er die Hand davon ließe.

So kam dieses Problem zur Entscheidung, und sie konnten in alter Art und mehr in Unart miteinander weiter leben. Die Jahre kamen und gingen, Mädchen und Knabe wurden größer und klüger, doch nicht manierlicher.

Zu einem Weihnachtsfeste aber, als die Mädchen zwölf und dreizehn Jahre zählten, erhielten sie einen eigenen Spiegel geschenkt, damit sie lernten, sich die Haare zu flechten und nicht mehr so mit wüstem Kopfe vom Morgen bis zum Abend herumzulaufen. Wenige Tage nach diesem fand Barnim die beiden vor dem Hause in einem so erbitterten Zweikampf mit Schneebällen verstrickt, daß sie aussahen, wie ganz in einen schlohweißen Pelz gehüllt, aus dem ihre Hände und Gesichter in der heißen Bewegung des Streites wie lustige rote Feuerflammen hervorzuckten. Es wurden aber so deutliche Zeichen einer ernsthafteren Feindseligkeit sichtbar, daß der Knabe statt wie sonst an dem Feldzuge teilzunehmen, sie mit lautem Anruf voneinander zu trennen suchte.

Sie hielten auch inne, schüttelten sich wie die Pudel und standen eine Weile pustend und verwirrt, als ob sie eine Beschämung verspürten, ein Gefühl, das ihnen sonst fast fremder noch war als die christlichen Tugenden der Sanftmut und des Gehorsams. Endlich sprach Valeska, die ältere, mit finsterer Entschlossenheit:

„Er soll es entscheiden."

Und Kathinka gab finster nickend ihre Zustimmung. Sie legten

Schrift durchaus verschmähe. Einzig, daß vielleicht das Hohelied Salomonis dem äußeren Anscheine nach gewisse Winke gebe, die aber in Wahrheit nur auf die himmlische Schönheit der Kirche als Gottesbraut, nicht jedoch auf irdische Personen eine berechtigte Anwendung finden könnten. Übrigens sei zum wirklich eindringenden Verständnis dieses schwierigen Stückes das Studium des lateinischen Textes der Vulgata, ja wohl auch der hebräischen Grundlage ganz unerläßlich.

Von hier aus begann Barnim sich mit Eifer der Sprachwissenschaft hinzugeben und machte Fortschritte, welche den Lehrer bald in Erstaunen, zuletzt nicht selten in verlegenen Schrecken setzten. **Puella est pulchra** war die erste Staffel, **Haec puella est pulchrior quam illa** die zweite, von der aus er weiter zu schwindelnder Höhe emporklomm.

Der fremdartige Myrrhenduft aber, der den süß rätselhaften Versen des Hohenliedes entströmte, vermochte wohl seine junge Seele zuweilen in eigentümlich berauschte und ahnungsreiche Stimmungen zu versetzen, zur Erledigung seiner Frage indessen ward ihm nicht verholfen. Es fehlte ihm durchaus die erforderliche Anschauung, um zu bestimmen, ob Valeskas oder Kathinkas Nase mehr dem Turme auf Libanon gleichet, der gen Damaskus siehet und die Augen der einen oder der andern dem Teiche zu Hesbon am Tor Bathrabbims. Und wenn es gar hieß: Deine Haare sind wie eine Herde Ziegen, die auf dem Berge Gilead geschoren sind, so vermochte er das offenbar auf die ungeschorenen Blondköpfe der beiden überhaupt nicht anzuwenden.

So blieb die Sache in der Schwebe, und beide Teile standen sich gut dabei. Nun ward es den rüstigen Fräuleins auf die Länge doch drückend, so völlig gutgeartet dahin zu leben; und um ihren inneren Spukgeistern eine Bewegung zu verschaffen, ergriffen sie nunmehr das Laster der Wilddieberei in den Forsten des Vaters; denn sie hatten vor kurzem kleine Donnerbüchsen mit Radschloß zum Geschenk erhalten, in deren Gebrauch sie schnell eine erstaunliche Fertigkeit erlangten.

Diesen neuen Unfug verübten sie jedoch im Gegensatz zu ihren früheren Sitten mit voller Heimlichkeit; denn es war ihnen jüngstens wunderbar peinlich geworden, den armen Prügelbruder für sich abstrafen zu sehen. Ihre Taten selbst freilich konnten nicht verborgen bleiben. Tag für Tag ward hier ein erlegtes Reh, dort ein junger Hirsch, dazu Auerhähne und andres Geflügel in Massen aufgefunden, und Jochen Kieköwer fand des Jammerns kein Ende; man sah ihn täglich Tränen vergießen über sein Leid, das seinem edlen Wilde angetan ward. Auch war er vom Morgen bis zum Abend und häufig noch einen Teil der Nacht auf den Füßen, um die frechen Wilderer aufzuspüren; stellte auch mehrere derbe Forstknechte zum gleichen Zwecke an; doch gelang es niemals eine aufklärende Entdeckung zu machen, als die verlassene Jagdbeute und die Spuren von breiten Männerschritten. Einmal, als Jochen aus besonderer Nähe einen Schuß vernahm und darauf zueilte, fand er neben dem verendeten Bocke ein Paar große Jagdstiefel stehen und nichts weiter. Er trug sie mit starkem Kopfschütteln nach Hause und warf sie in die Rumpelkammer. Als ihm aber etliche Wochen später auf ähnliche Weise eben dieselben Stiefel in Hände fielen, lief ihm ein eisiger Schauder über die Haut; denn er konnte nicht anders denken, als daß diese fürchterlichen Stiefel das Jagen auf eigene Faust betrieben. Er trug sie zum andern Male nach Hause und warf sie ins Feuer. Doch trat auch darauf nicht die geringste Besserung ein: entweder waren die Stiefel dennoch unschuldig, oder ihre entkörperten Seelen betrieben das Wildern so flott wie vorher sie selber. Valeska und Kathinka nannten ihren Vater mit den Knechten nicht anders als ihre Jagdtaschen, weil sie nichts anderes zu tun fanden, als ihnen ihre Beute nach Hause zu schleppen.

Es ist wahr, daß man die beiden Mädchen nicht eben selten in den abgelegenen Stellen des Waldes fand, wo niemand leicht Fräuleins vermutet hätte; allein man sah bald, was sie in solche Einöden trieb: sie hatten dort eine Fülle seltener Waldblumen gepflückt, die sie zu Sträußen geordnet zierlich in den Händen hielten.

So pflegten sie Arm in Arm herwandelnd zu nahen, indem sie dazu aus frischer Kehle sangen, entweder das neue Lied „Annke von Tharaw" oder „Wenn Hirsch und Rehlein springen", und ganz besonders liebten sie einen empfindsamen Sang vom verwaisten Rehkälbchen, dem das tückische Blei das treue Mütterlein raubte. Dabei war es löblich, daß sie fast immer ein totes Stück Wild in der Nähe anzugeben wußten, welches sie vor kurzem beim Blumensuchen mit schauderndem Mitleid entdeckt hatten.

Jetzt ward auch Barnim als Forstwart angestellt und mit einer Büchse ausgestattet; und seine feurige Jugend durchrannte die Wälder mit noch viel größerem Eifer als die andern, doch nicht zugleich mit größerem Erfolge, obgleich ihm die Mädchen gar nicht selten, wenn er sie traf, genau die Richtung anzugeben wußten, in welcher ein wüst aussehender Kerl vor wenigen Minuten ihnen waldeinwärts entflohen war.

Einmal kam er in ein Dorf, nicht weit vom Waldesrande, das gerade begann, sich langsam ein klein wenig zu bevölkern und aufzubauen, weil die Schweden damals nach einem kurzen aber recht gründlichen Streifzug in diese Gegend eben wieder abgezogen waren. Am Eingange dieses Dorfes hatte er einen ungewohnten und schaudervollen Anblick. Von dem langen Aste eines Apfelbaums herab hing die schlotterige Gestalt eines Menschen, den der sanfte Morgenwind geräuschlos hin und wieder schaukelte und in langsamen Drehungen behaglich herumtrieb.

Er fragte die Bauern um diesen Greuel und erfuhr, daß der Herr von Kieköwer mit seinen Knechten den Mann hier kunstgerecht gehenkt hatte, weil er in einigen Verdacht geraten war, einen herrlichen Sechzehnender, der zutraulich seinen Roggen betreten hatte, roh mit einem Knittel erschlagen zu haben, worüber der gnädige Herr seine hellen Tränen sollte vergossen haben.

Einige Tage nach diesem ging Barnim wie sonst in seiner Pflicht durch die Wälder, jedoch nicht in sonderlichem Aufmerken, als plötzlich ein Schuß aus großer Nähe ihn aufstörte; und da gerade ein starker Raschelwind durch die Zweige ging und seine Tritte

überrauschte, vermochte er unbemerkt dem Schalle nachzuschleichen. Da entdeckte er auf dem Grunde einer rundlichen Vertiefung des Hügelgeländes eine Erscheinung, die ihn vor Staunen und Entsetzen starr bleiben ließ.

Er sah einen mächtigen Elchhirsch am Boden liegen, einen Kapitalschaufler, dessen gleichen er nur selten bisher gesehen, und um das Tier im Kreise herum mit leichten Sätzen hüpfte ein junges Fräulein, das so auf seine eigene Weise eine Art von Kriegstanz aufzuführen schien. Die Ärmel ihres Kleides waren weit zurückgestreift, und die weißen Arme schwangen sich und fuchtelten anmutig schimmernd mit zwei großen Tannenzweigen in der Luft herum. Um Kopf und Schultern waren sie ganz behangen mit einer Fülle von Wasserrosen, deren lange biegsame Stengel gleich hundert kleinen Schlangen sie umringelten; die Köpfe der großen Blumen aber brachen einer nach dem andern ab von dem heftigen Springen und fielen auf den verendeten Riesenhirsch, ihn also unter Blumen gleichsam begrabend.

Das Gesicht des Mädchens ward unter dem Flattern der Flechten und Blumen nicht recht sichtbar, und doch erkannte er sogleich an dem Schreiten die jüngere der Schwestern; denn diese hatte immer etwas Lustiges und Schwebendes in ihrem Gange, das noch von fern auf das alte fludrige Zappeln zurückwies, aber nur, wie das Roß an den Esel, oder der Schwan an die Ente erinnert; die andere aber, Valeska, trat ein wenig ruhiger und kernhafter auf. Und in diesem Augenblicke fiel ihm plötzlich wie eine huschende Offenbarung das jähe Endurteil durch den Sinn:

„Kathinka ist hübscher!"

Und ebensogleich erholte er sich von seinem Staunen und pirschte sich vorsichtig an die unbedachtsame Jägerin heran. So stand er vor der Überraschten und fragte mit einem milden Vorwurfe im Tone:

„Kathinka, was hast du getan?"

Sie blickte ihm mit kleinlautem Trotze entgegen wie ein trüber Galgenvogel, und fand nichts Besseres, als die hastigen Worte zu stammeln:

„Valeska hat es auch getan."

Als er sie so sonderbar bekümmert und verworren sah, ward auf einmal in ihm eine starke Schalkheit wach, dergleichen er sonst nie gekannt hatte, und er sprach das gelassene Wort:

„Ja, aber Valeska ist auch hübscher."

Er wußte aber jetzt mit voller Gewißheit, daß er im Herzen vom Gegenteil getreulich überzeugt war.

In Kathinkas Blicken flammte ein heftiges Funkeln auf, mit einem Ruck schüttelte sie die letzten weißen Blumen von sich ab, warf ihr siegreiches Donnerbüchschen über den Rücken und marschierte ab mit dem grimmigen Ausrufe:

„So petze dies nur und laß dich hängen! Valeska mag dann um dich trauern — ich aber noch lange nicht!"

Da fiel es ihm wirklich aufs Herz, daß ihm als dem Stellvertreter der ertappten Sünderinnen es nunmehr gesetzesmäßig unweigerlich zukam, sich hängen zu lassen. Das behagte ihm wenig, und am allerhärtesten kam es ihm an, unbetrauert von Kathinka in den öden Lüften herumbaumeln zu sollen.

Dieserhalb entschloß er sich, das trübselige Ende nicht abzuwarten, sondern alsbald vom Flecke her mit den längsten Beinen reißaus zu nehmen. Das tat er. Er brach nur noch in aller Eile dem Elch die prächtigen Schaufeln aus, um ein Andenken zu haben, hängte sie über die Schultern und begab sich aufs Wandern.

Also verschwand er so plötzlich, wie er einst herbeigebracht war, aus der Gegend, nachdem er daselbst nichts weiter gewonnen hatte als ein wenig Latein und Bibelkunde und dazu als bestes auf einem beträchtlichen Teile seines schlanken Leibes wie ein neuer Siegfried eine schier hörnerne Haut, die ihn minder verwundbar machen konnte, gegen manche hinterrückische Unbill des Lebens in so kriegerischen Zeitläuften.

Vom Blockhause aus ward er etliche Tage lang gesucht mit Sorgen und nicht gefunden. Ein neuer Prügelknabe ward nicht angeschafft, weil die Fräuleins zu groß für Leibesstrafen geworden

schienen und auch bereits genügende Besserung vermittels des ersten gewonnen hatten. Kathinka verlor nie ein Wörtchen von ihrem Erlebnisse, doch war ihr für lange die Lust am Wildern abhanden gekommen.

Hier ist nun etwas nachzuholen und zugleich zurück- und vorgreifend die politische und Kulturgeschichte eines Erdflecks zu schreiben, der seiner Natur nach am wenigsten berufen schien, für menschliche Historie einen Schauplatz abzugeben. Es ist dies der Sandwust, der einst über die Landzunge geflossen war, als Joachim Kiekower drüben über dem See sein Jagdschloß zu bauen gedachte.

Zuvörderst hatte dieser Sandstrom selber seine Geschichte: das war die eines zähen, unwiderstehlichen Eroberers. In jedem Herbste begann er einen neuen Feldzug, lieferte Schlacht auf Schlacht und kämpfte weiter in den tiefen Frühling hinein: und allemal, wenn die Sommersonne den Waffenstillstand verkündete, hatte der Sand zu beiden Seiten einen Streifen Landes mehr gewonnen und eine Baumreihe des Waldes weggefressen. Wie ein weise geschulter Feldherr errang er sich Schritt für Schritt seinen Boden; immer schickte er zuerst seine Plänkler vor, leichte Spritzer, die nur Gras ertränkten und das Erdreich verdarben; dann kamen derbere Massen und verwüsteten das Unterholz, quollen unmerklich an den Hochstämmen empor, immer weiter und weiter, bis zuletzt nur noch die breiten Kronen elend hervorschauten, und zernagten die Rinde, bis auch die Kronen eine nach der andern siechten und starben.

So erweiterte der Seesand sein Gebiet und seine Macht; im Anfang mochten es nur zehn Schuh im Jahre sein, was er an jeder Seite gewann, dann wurden es zwanzig und dreißig und immer mehr: und wer heutigen Tages, nachdem noch etwa acht Menschengeschlechter vorübergegangen, dieses einsamen Weges über die Lebaische Nehrung zieht, der findet auf Meilenstrecken den Wald verzehrt und die furchtbare Düne die einzige Herrscherin im Lande.

Doch das geht spätere Zeiten an. — In jenen Jahren, da der Sandwust nur erst ein mäßiger Streifen war, kamen einmal im Sommer wenige geflüchtete Bauern in die Kiekötwersche Forst, um sich vor den Wallensteinern zu bergen; und da der erschrockene Jagdherr für den Schlummer seines Wildes zitterte, sie von hier vertrieb, indem er sich seiner treuen Wolfshunde und einer starken Hetzpeitsche bediente, so flohen sie weiter und kamen auf die kahle Stelle, wo der Sandfluß schon einen breiten Vorsprung oder Haken eine Strecke weit in den See hineingebaut hatte. Hier machten sie abermals Halt, und als Herr von Kiekötwer mit seinen Hündchen geritten kam, baten sie bescheiden, an dieser verlassenen Stätte bleiben zu dürfen. Da lachte der Herr ganz wohlgelaunt und sprach laut und vernehmlich:

„Fraget Gott den Herrn und die Ostsee, denn der gehört das Stück nach dem Recht des Eroberers, für Menschen ist's herrenlos Gut geworden."

So ritt er weiter und ließ sie bleiben und Hütten bauen. Denn es kam kein Wild mehr dorthin, und er schien nicht zu fürchten, daß dies arme Gesindel sich ohne Not an den Tieren vergreifen möge. Auch hatten sie von Waffen nicht einmal eine Armbrust oder einen Flitzbogen aufzuweisen.

Die Leutchen aber hatten ihre Schlauheit, obgleich sie Pommern waren, und merkten sich den Spruch: „Für Menschen ist's herrenlos Gut geworden" gar weislich, weil sie wußten, ein Wort, das er gegeben hatte, mußte er halten. Das ist in diesem Lande nicht anders.

So ließen sie sich nieder und machten sich Hütten und Schuppen aus Rohr mit etlichem Holzwerk von den verdorbenen Bäumen. Und bald kamen andere dazu aus fernen Ortschaften, die versengt und ausgeschlachtet waren, bis sich im stillen Haus bei Haus ein neues Dörfchen bildete. Ihre Nahrung fanden sie im Wasser und wurden alle Fischer, wie sie denn auch gar nichts anderes werden konnten, es sei denn, sie hätten sich etwelchen geistigen Erwerbsquellen hingeben wollen. Die Fischerei aber war sehr aus-

giebig, sowohl auf dem Haff als auf dem Meere, und nachdem sie mit den Jahren ihr Geschäft erst gründlich erlernt hatten und gute Boote besaßen, nährten sie sich weit besser als sonst hinter dem Pfluge, da sie zerdrückt wurden von Abgaben und Frondienst. Das beste aber war, daß die Kaiserlichen fern blieben, und die Schweden, auch nicht einmal versprengte Plünderer und Mordbrenner sich sehen ließen: diese Einsamkeit lockte manchen, sich zu bergen, doch keinen zu rauben. So blieben sie ungestört und fanden, es sei das Schlechteste nicht, auf Sand gebaut zu haben in diesen verqueren Zeiten. Und es war dies vielleicht im ganzen Reiche deutscher Nation die einzige Gemeinde, die während des Krieges und durch den Krieg ihr Gedeihen und Aufblühen fand. Denn sie mehrte sich ständig durch neuen Zulauf, und nicht an Kopfzahl allein, sondern auch an innerem Wesen, Wohlstand und Lebensbehagen.

Es sammelte sich viel Glück auf diesem kleinen Flecke: das allerbeste, und ihr wahres Schirmdach war, daß die Gemeinde keinen Namen hatte und also auf keiner Karte und in keinem Amts- oder Kirchenbuche zu finden war. Sie selber nannten ihren Ort nur einfach „den Sand", wie die leere Stelle schon vorher in der Gegend geheißen hatte. Des weiteren war ihr Vorteil, daß es dort keinen Richter und keinen Advokaten gab; so blieb ihnen nichts übrig, als sich untereinander zu vertragen, und selbst die Schelme, die unter dem zugefahrenen Volk mit dreinliefen, mußten sich beeilen, ordentlich zu werden. Und keinen Arzt: so waren sie genötigt, gesund zu bleiben und starben am Ende in Frieden. Und keinen Schulmeister: so verdarben sich ihre Kinder weder die Augen noch die Köpfe, noch die Hosen. Vor allen Dingen aber keinen Herrn, der sie beschützte und für sie sorgte: das wußten sie am allerhöchsten zu schätzen. Deshalb trachteten sie besonders mit aller Sorgfalt, auch den Herrn von Kiekower für alle Zeit sich vom Leibe zu halten, und stärkten seine Laune zu diesem Zwecke nicht selten durch kleine Geschenke von schönen Fischen, die sie ihm über den See zuführten, wobei sie acht gaben, allemal neue Leute mit-

zuschicken und das Gespräch jedesmal wieder dahin zu drehen, daß er seinen Spruch wiederholte, der Sand drüben sei herrenlos Gut geworden. So war zuletzt kein einziger mehr am Orte, der nicht diesen Verzicht mit angehört und ihn erforderlichenfalls vor Gericht hätte beschwören können. Mit dem Wilde in Feindschaft zu kommen, hüteten sie sich, und konnten das, da die Tiere nicht anfingen, welche weder Seesand noch Fischgräten für eine passende Äsung hielten. Und geschah es je einmal, daß ein Hirsch in der Nähe verendet gefunden ward, ohne eine sichtbare Wunde, außer daß ihm der Schädel eingeschlagen war, so nahm man an, er sei im nächtlichen Dunkel so hart gegen einen Baumstamm angerannt, und schaffte den Leichnam heimlich beiseite, um das Gemüt des empfindsamen Mannes zu schonen.

So war auch Jochen Kieköwer an seinem Teile durchaus zufrieden und schmunzelte, daß ihm der verhungerte Boden nun doch manches Mal ein schmackhaftes Fischchen trug, da er sonst nichts davon gehabt hätte, als etwa im Winter das spukhafte Vergnügen, die Sandkörner, die über das Seeeis flogen, wie neckische Kobolde an sein Fenster klopfen zu hören.

Es bestand jedoch in einem andern Betrachte noch recht wunderbar um diesen Ort, davon man noch nicht wissen konnte, sollte man's als eine Gunst oder Ungunst des Zufalls ansehen! Es ging nämlich an eben diesem Punkte quer durch den See und über die Nehrung eine wichtige Landesscheide: zwar Pommerisch war das Gebiet zur Rechten wie zur Linken, und von alten Rechts wegen sowie tatsächlich dem Herzog Bogislaw gehörig und untertan. Doch aber trug dieser den westlichen Teil nach Stolp und Rügenwalde zu vom römischen Kaiser, die östlichen Ämter Lauenburg und Bütow hingegen, da auch Leba lag, von der polnischen Krone zu Lehen. Nun waren aber die alten Grenzsteine bei der großen Sandflut klaftertief verweht und nicht wieder aufzufinden; es trug auch niemand Sorge darum, sie auszugraben oder durch neue zu ersetzen, teils der tollen Zeitläufte wegen, teils schon, weil sie in Wahrheit überflüssig schienen, da doch der Sandstreif deutlicher

als jedes menschliche Zeichen die Grenze markierte und selbst das Hin- und Herspielen derselben auf dem schmalen Raum bei der vollkommenen Wertlosigkeit des Bodens eine gleichgültige Sache war. Man ließ nach stiller Übereinkunft das Herrschaftsgebiet von beiden Seiten „bis zum Sande" gehen; und damit war man fertig, zumal doch ein und derselbe Landesherr zur Rechten wie zur Linken gebot, und ein und derselbe Gutsherr obendrein.

So saß das neue Dorf denn gemächlich zwischen zwei großen Reichen, unkundig, welchem von beiden es sich zurechnen oder ob es zwischen beiden sich teilen müsse. Das hätte den ehrlichen Fischern zwar wenig Kopfschmerzen gemacht, solange die Reiche sie in Ruhe ließen; allein es fand sich unter ihnen ein weitsichtiger, schlauer und witziger Kopf, welcher berechnete, daß man diesen Umstand mit einiger Klugheit sehr leicht zum Vorteil und anderenfalls noch leichter in Nachteil kommen könne. Das war ein gewesener Küster, dem sie seinen geistlichen Herrn mit dem schwedischen Trunk übersättigt hatten, daß er starb und ihn gleichsam als eine Waise in der unchristlichen Welt zurückließ. Er hieß Matzke Adebahr und pflegte den Leuten Sonntags, so gut er konnte, mit kunstvoll näselnder Stimme aus der Heiligen Schrift vorzulesen, weil es zu weit bis nach Leba war, um jede Woche dorthin zur Kirche zu fahren.

Dieser tat den Vorschlag, man solle ihn mit einem oder zweien Begleitern nach Stettin zum Herzog senden; er wisse schon, was er Gutes mit dem verhandeln wolle. Etwelches kleine Geschenk aber mitzubringen, sei immer empfehlenswert bei großen Herren.

Das ward denn ausgeführt. Sie hatten vor kurzem ein Stück Bernstein von seltener Größe und Schönheit, hellgelb und milchig, gefunden, darin eine zierliche Mücke mit eingeschlossen war. Das ward für den Herzog zu einem Angebinde bestimmt. Eine feste Snigge, die sie hatten, ward ausgerüstet, der Küster mit etlichen andern draufgesetzt, und so fuhren sie an der Küste entlang nach Stettin, woselbst der Herzog in seinem Schlosse ein kümmerliches Leben führte.

Matzke Adebahr mit den Seinen ward empfangen und übergab nicht nur mit verständigem Wort den schönen Bernstein, sondern zugleich ein anderes Geschenk, das ungleich großartiger schien, nämlich das ganze Dorf, das auf dem Sande neu entstanden war, mit allem was darin lebte und webte. Er gab aber klüglich winkend zu verstehen, daß sie ganz aus freien Stücken sich unter seine Herrschaft begäben, indem sie in aller Wahrheit bisher überhaupt in keinem Lande wohnten, sondern gewissermaßen auf dem Meeresgrunde, nämlich in einem Teile desselben, der sich jetzt freilich zu ihrem Nutzen ans Tageslicht geworfen habe. In Anbetracht dessen bäten sie den Herrn Herzog, er möge diese neue Ortschaft zwar unter den Schutz seines Zepters stellen, sie jedoch gleichsam von der Ostsee allein und vom lieben Gott zu Lehen nehmen, nicht aber von der polnischen Krone, noch vom römischen Reiche, mit denen beiden sie nichts zu tun habe. Und er möge die Gnade tun, ihnen das ausdrücklich und urkundlich zu bestätigen.

Solches sprach Matzke Adebahr, und der Herzog vernahm es mit nachdenklichem Erstaunen. Nun war aber dieser Herzog Bogislaw, seines Namens der vierzehnte und letzte, der geplagteste Menschen einer im vielgeplagten Reiche. Er lag zwischen seinen beiden lieben Freunden und Schützern, dem Schweden und dem Kaiser, so schön gebettet wie ein schwaches Kindlein, das von zwei starken Kerlen auf einem Tuche geprellt und in den Lüften herumgeworfen wird. Und er hätte doch, wie der Schwedenkönig scherzend von ihm sprach, am liebsten sein Bierchen in Ruhe getrunken.

Dieser arme Fürst nun lächelte zwar über den wunderlichen Vorschlag, allein im geheimen schmeichelte es ihm doch ein wenig, daß er in aller seiner Bedrängnis noch ein verborgenes Bröckchen Land besitzen sollte, in welchem nicht zugleich und über ihm ein Kaiser oder König gebiete, sondern da er ganz allein und von Gottes wegen selber Kaiser, König und Herzog sei. Und er entschloß sich denn nach wenigem Bedenken, den Abgesandten die

Urkunde auszustellen, welche den Sand für ein freiherzogliches Gebiet erklärte, daran weder Kaiser noch Polenkönig lehnsherrliche Rechte hätten.

Der Herzog durfte sich aber solch einen politischen Scherz ganz leichten Herzens gestatten, indem er seit langem gewohnt war, daß seine Urkunden nichts anderes waren als ein beschriebenes Papier oder Pergament, darum sich in Taten keine Seele kümmerte. Um jedoch gar keine Ungelegenheit zu gewinnen, ermahnte er freundlich, als er die Leute abgehen ließ, sie möchten nur kein Wesens von dem Dinge machen, sondern das Glück ihrer Freiheit mit Verstand im stillen genießen. — Da hatte er leicht mahnen, denn sie waren soeben Willens gewesen, dasselbe als eine Gunst von seiner Gnade zu erbitten.

So kehrten Matzke Adebahr und die um ihn wohlverrichteter Sache nach Hause zurück, und er verlas die neue Urkunde daselbst am Sonntag mit aller Feierlichkeit. Danach verwahrten sie das Dokument mit Sorgfalt und machten weislich kein Geschrei davon.

Nicht sehr lange nach diesem kam der arme Herzog zu sterben, der letzte und unglücklichste des Herrschergeschlechts vom Greifenstamme, das durch länger als ein halbes Jahrtausend in pommerschen Landen gewaltet hatte. Und alsbald nun fielen die lachenden Erben über diese her, wie die Strandkrähen über einen ausgeworfenen Seefisch.

Nach ganz gemeinem Rechte zwar wäre der Brandenburger allein der sichere Erbe gewesen: Das ungleich bessere Recht aber hatte der Schwede, denn er saß breit und fett im Besitze. Dazu aber kam auch der Kaiser, sein Wörtchen mitzureden, und der Pole erhob seine Stimme und der Däne, und was sonst noch für merkwürdige Leute einen Anspruch auf irgendeinen Fetzen zu haben meinten. Inzwischen blieb im Lande alles beim alten. Des Herzogs hinterlassene Räte regierten, und die Schweden drangsalierten das Volk wie zuvor. Unter diesem wirren Gezänk fand aber am wenigsten jemand Zeit, sich um das Dörfchen im Sande zu kümmern, und Matzke Adebahr hatte keine Gelegenheit,

seine Urkunde in streitbarem Sinne hervorzuholen. Um so besser gediehen sie untereinander Jahr für Jahr, und indem sie weithin längs der Küste ihre Fische ausführten, kamen sie auch zu barem Gelde, pachteten sich Wiesen über dem See und vermochten sich Vieh in den Ställen zu halten, das fett und rund ward, so sehr auch die Lebaischen spotteten, sie betrieben die Mast ihrer Rinder mit Krähenfedern, Fischschuppen und Dünensand.

Wie aber jedes Gedeihen ein neues Gedeihen zu bedürfen pflegt, so begannen auch die vom Sande nun bald ein neues Begehren zu empfinden. Zwar nach einem Landesherren mit oder ohne höhere Belehnung trugen sie weiter keine Sehnsucht, wohl aber mochten sie einen eigenen Geistlichen nicht länger entbehren, der ihnen mit voller Kraft ihre Sünden vorhielte. Denn es war ihnen, als wenn Gott sie so recht nicht mehr liebte, wenn er sie nicht durch den Mund seines Dieners allwöchentlich einmal vernehmbar andonnerte: ganz wie so manches gute pommersche Eheweib an der feurigen Liebe ihres Gatten zweifelt und irre wird, sobald sie von ihm nicht mehr das gewohnte Maß von Prügeln empfängt.

Darum begannen sie unter der Hand einem ledig laufenden Geistlichen nachzuspüren: denn ordnungsgemäß beim Konsistorio sich darum zu melden, trugen sie einige weise Scheu, damit sie nicht in die Bücher kämen, noch irgendeiner Behörde ein Recht über sich einräumten.

Matzke Adebahr als Kenner geistlicher Dinge empfahl ihnen zwar, sie möchten zu allererst eine Kirche oder ein Bethaus und eine saubere Pfarre erbauen, da würden die Prediger schon selber anschwärmen wie die Bienen nach einem wohl zugerichteten Korbe; doch schüttelten sie die Köpfe und meinten, eine Kirche sei ein leeres Gehäuse, wenn keiner darin predigte, ein lebendiger Gottesmann aber könne ihnen das Wort im Notfall auch wohl in den Wohnhäusern oder im Sommer auf freier Düne auslegen.

So suchten sie einen Hirten und fanden keinen, der ihnen behagte. Wohl gab es heimatlose Pfarrer genug im Lande, die

ohne Gemeinde umirrten und gern seßhaft geworden wären; allein ihre Art gefiel den Fischern im Sande nicht: sie waren ihnen allzumal nicht feurig genug. Denn durch die Not der Zeiten waren sogar die geistlichen Herren demütig und gelinde geworden und hatten verlernt, die rechten gottesfreudigen Donnerwetter aus ihrem Munde gehen zu lassen. Das aber sei keine rechte pommersche Art, so meinten die Fischer, auf der Kanzel kläglich zu bäen wie ein Lamm, sondern sie wollten etwas hören, das an die Ohren fahre und mit Brausen die Herzen gewinne. Und wie sie einem geistlich gehorchen könnten, der noch sanftmütiger sei als sie selber?

In solcher Erwägung kühlten sie ihre Sehnsucht und ließen sich lieber noch etliche Jahre hindurch vom Küster ein ungepfeffert Wort Gottes schlicht aus der Bibel vorlesen.

Unter diesen Zuwarten geschah es, daß eines Tages ein sehr sonderbares Gefährt vom Seestrande herauf mühsam über die Düne und an das Dorf herangefahren kam. Es war das, von einem schweren Gaule gezogen, ein geschlossener Wagen gleich einem riesigen Kasten oder einem beweglichen Hause, statt der Fenster mit kleinen Schießscharten versehen, aus denen ein Dutzend Flintenläufe drohend hervorstarrten. Dieser stachlichte Wagen, der sonst aussah wie die Fuhrwerke, auf denen die Wunderdoktoren und andere fahrende Leute auf die Märkte zogen, trug aber in seiner Mitte ein hölzernes Türmchen mit einer ganz ansehnlichen Glocke darin, die zwischen den Holzpfosten sichtbar blieb.

Dieses wunderliche Gezeug also machte Halt; und sogleich klappte sich die Hinterwand in der Art herunter, daß sie eine Treppe zum Erdboden bildete, und in dem Innern zunächst ward eine kleine Haubitze sichtbar, welche auch alsbald abgefeuert, einen dröhnenden Knall gegen das Dorf hin entsandte. Während alle Männer und auch ein gut Teil der Weiber erschrocken und neugierig herbeiströmten, viele mit Bootshaken und Ruderschaufeln bewaffnet, ward ihnen entgegen sehr friedlich und feierlich das Glöckchen im Turme geläutet, und ehe man sich's versah, trat ein Mann in schwarzem Talar, Barett und Bäffchen an den Ausgang

des Gefährts, woselbst ein rundliches Gestell wie eine Kanzel und darauf liegend eine mächtige Bibel in Schweinsleder mit Eisenbeschlag neben der Haubitze zu sehen war.

Und nachdem die Glocke verstummt war, hub dieser Mann mit klangvoller Stimme den feurigen Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott" zu singen an, wobei ihn sein hinzutretender Gefährte, der würdig als ein Küster bekleidet war, mit Kunst und ernsthaftem Wesen begleitete. Und besonders, als sie an den Vers kamen:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen —

Da nahm der eine ein gewaltiges und wildes, der Küster aber ein schmerzhaft verängstigtes Gebahren an und beide blickten aufwärts in die Ferne, als wenn sie aus den Lüften einen beträchtlichen Gewalthaufen hungriger Teufel heranziehen sähen. Sie machten aber beide ihre fromme Sache so schön, daß es nicht lange währte, so fielen die Versammelten einer nach dem andern mit ein, und aus dem Munde der ganzen Gemeinde rollte der herrliche Gesang vom Walde widerhallend über die freie Düne hin.

Als der letzte Vers zu Ende gesungen war, fing der Fremde mit seiner schönen weiten Stimme ohne weiteres Vorreden an, auf sie einzupredigen, indem er den kurzen, schlichten Text zugrunde legte: „Oh, ihr Otterngezücht!"

Und es ward eine Predigt, die wie ein winterlicher Sturm prasselnd und rasselnd über ihre Köpfe daniederbrauste.

„Siehe, der Herr wehet euch an alle Tage mit dem Atem seines Mundes, im Sturm fährt das Donnern seiner Stimme zu euch herein weit bis über das jauchzende Meer, und die großen Wogen klingen und läuten und preisen seine Macht und die starken Wunder seiner Hände; und der wilde Sand stiebt auf und erschrickt vor seiner Größe und fließet zischend dahin in seiner Angst, und suchet, wie er sich verkriechen möge mit Pfeifen wie eine Ratze

in den Bauch der Erde. Doch der Herr reißt ihn mit Zorn hinauf zu den Lüften und läßt ihn wirbeln wie einen wütigen Narren und wie einen geschwänzten Drachen und schmeißt ihn aus den Lüften nieder zur Erde, daß Wälder und Hütten zerschmettert werden unter seinem Grimme. Und wenn des Herrn heiliger Grimm verbrauset ist, dann wird es eine Stille ringsum, wie ein Traum, und die Wälder schweigen, und die großen Wogen legen sich nieder, wie ein Lamm, wenn die Hände des Hirten es streicheln. So donnert und herrschet und sänftiget der große Gott alle Tage rund um euch her, und ihm lauschet alle Kreatur mit heiligem Grauen und höret seinen Atem: Ihr aber, ihr Otterngezücht, ihr allein verachtet, ihm zu gehorchen und trottet dahin in euren Sünden, eure Augen glotzen griesgrämig mit schweigendem Lästern, und der Pfuhl eurer Laster stinkt gegen den Himmel alle Tage, wie ein Sumpf, da niemals Wellen darübergehen, ihn zu regen und zu reinigen. Aber der Herr, euer Hirte, wird seine Hunde auf euch loslassen und wird euch hetzen und fetzen, bis ihr alle zerknirscht auf dem Bauche lieget und heulet und wimmert: Ach Herr, lieber Gott, erbarme dich doch unser, erbarme dich, ehe denn der Teufel uns gänzlich fasse in seine Klauen und elend zerreiße, erbarme dich, erbarme dich, ehe denn wir gänzlich zuschanden werden! — —"

In diesem bitterlichen und herzhaften Tone zerwalkte er ihre Seelen wohl eine Stunde lang, bis sie ganz mürbe wurden und ihrer die meisten auf den Knien im Sande lagen und stöhnten, als ob sie mit Ruten gestrichen würden.

Zuletzt ward zur Wiederaufrichtung der Choral gesungen: „Aus tiefster Not schrei' ich zu dir"; und als sie damit zu Ende waren, hatten sie erkannt, daß dieser der Mann sei, den sie suchten, und zweifelten nicht, daß der gnädige Herrgott selbst ihn zu ihrem Hüter gesendet.

Es gefiel ihnen auch sehr, daß er sein Pfarrhaus und seine Kirche gleich mitgebracht hatte und sie um die Kosten des Aufbaues nicht weiter zu sorgen hatten. Darum baten sie ihn auf

dem Flecke und ohne viel Umstände, es möge ihm gefallen, zu bleiben und unter ihnen eines dauernden Amtes zu walten.

Er nahm ihren Antrag mit strenger Würde entgegen, und sagte gelassen: „Gerade darum bin ich hergekommen."

Er stieg nun herab von seiner Höhe und gab sich daran, mit den Leuten weiter zu verhandeln. Unterdessen ging der mitgebrachte Reiseküster mit einem Teller herum und sammelte seine Kollekte von den Zuhörern: und er sah mit Freuden, daß die Spenden sehr reichlich eingingen.

Die Fischer fanden auch jetzt Muße, den fremden Prediger nach seinem menschlichen Wesen näher in Augenschein zu nehmen, und die Art, wie er reiste, zu bestaunen. Es war noch ein merklich junger Mann, und sah doch über seine Jahre fest und stattlich aus, und hatte bei einer herben geistlichen Würde auch eine stark kriegerische Beitat im Angesicht und in allem Gebahren. Seine Haare stiegen in der Mitte wie starke Borsten in die Höhe, fielen aber, weil sie sehr lang waren, zu den Seiten fließend und fast weich anzusehen, herab auf die breiten Schultern. Und so waren auch seine Augen, zornmütig und strenge, doch funkelte darinnen bisweilen ein blitzender Schimmer Schalkheit. Seine Kleidung unter dem feintuchenen Talar war grob und jägermäßig, hohe Schmierstiefel und ein derber Koller aus Rindleder, der warm hielt und nicht schön war. Sein Wanderhaus aber war ausgerüstet wie eine kleine Festung, schwer und dickwandig, daß keine Kugel von außen hindurchgehen konnte, es sei denn durch die Schießscharten, oder das eine Bombe in die Öffnung fallen mochte, durch welche von oben das Licht hereinfiel.

Dieser fahrende Prediger schritt jetzt mit den Ältesten der Gemeinde in das beste Haus, das sie hatten, und machte sich mit ihnen an die Beredung und den Abschluß seines Vertrages. Er legte zuerst nach Ordnung seine Papiere und Zeugnisse vor. Daraus zu sehen war erstens, daß er sich Barnim Kieköwer nannte, Geburtsort und Jahr, Eltern und Sippschaft unbekannt wegen Verbrennens der Kirchenbücher.

„Ob er verwandt sei mit dem in hiesiger Gegend ansässigen Herrn Joachim von Kieköwer?"

„Nein — ob sie denn hörten, daß er von Adel sei?"

Zweitens wies er nach, daß er zu Greifswald mit Unterstützung wohltätiger Gönner das Gymnasium bezogen, danach sich des theologischen Studiums beflissen und seine Prüfung mit Ordnung und gutem Lobe absolviert habe. Drittens, daß er in der Stadt Schievelbein sei angestellt gewesen, der Gemeinde hilfsweise und des Nachmittags das Evangelium zu predigen, sich daselbst freilich binnen kurzem unnütz gemacht habe durch ein gewalttätiges Kritisieren der vornehmen Herrschaften auf den Gütern und der Honoratiores in den Mauern, darüber er sich auswies durch einen Schein des Superintendenten, in welchem mit geraden Worten zu lesen stand:

„Also dann ist Ew. Hochwürden zu vermelden, daß dero Betragen hierorts ein scharf unziemliches, ungehobeltes, rohes und ordinäres allezeit gewesen ist. Derohalben Ew. Hochwürden ungezögert und mit Stank seines Amtes enthoben wird."

Das gefiel den Fischern erst sonderlich: so einen Mann, der ordinär sei und sich auch niederträchtig mache, den müßten sie haben. — Hiermit endeten die Dokumente.

Barnim Kieköwer ging aber in aller guten Ordnung vor und ließ sich seinen Kontrakt recht fest und verständlich aufsetzen, bedang sich die Sporteln genau und was ihm alljährlich zukommen sollte an Eiern, Hühnern, Fischen, Würsten und anderen Eßsachen, daß sie ihm später nichts abknapsen könnten. Als er ihnen das alles mit starkem Ernst und vieler Grobheit abgerungen und abgewürgt hatte, fragte er weiter, ehe er unterschrieb, wohin sie also ihre Kirche zu setzen gedächten, und wie groß dieselbe werden sollte. Und als sie sich arg dagegen aufsetzten und meinten, der Gottesdienst von heute habe ihnen gut genug gefallen und sie trügen kein höheres Begehren, da schnaubte er sie erst gewaltsam an:

Sein Pfarrhaus wolle er sich gern selber bauen oder sich be-

gnügen, wie er's habe, mit der Kirche jedennoch sei es ein ander Ding. Der liebe Gott zwar, wie er ihn kenne, werde auch zufrieden sein, dafern es nur in ihrem Herzen reinlicher aussehe; denn er selbst wohne hoch oben in seinem herrlichen Himmelsschloß und schere sich den Teufel darum, was ihm solch fischmüffiges Lumpengesindel auf Erden für Häuser baue: nur aber sie selbst sollten sich schämen vor ihren eigenen Seelen, daß sie sich und ihren geistlichen Berater in einen schlechten Kasten sperren wollten wie die Jahrmarktsaffen. Wer um eines guten Gewissens willen sich selbst ein wenig wert halte, der müsse auch für ein anständiges Gotteshaus sorgen: denn vielmehr solches mit Unrecht so genannt werde, da es in Wahrheit das rechte Menschenhaus sei und gleichsam die gute Stube, darin ordentliche Leute des Sonntags ihren Herrgott zum Besuch empfingen. Und wenn sie noch muckſten, wolle er unverzüglich weiterziehen und sie in dem Pfuhl ihrer Sünden ersaufen und ersticken lassen.

Auf solchen Anruf wurden sie kleinlaut, gaben zäh und zögernd nach und ließen sich den Kirchenbau bis in alle Kleinigkeit zusammenrechnen und aufzwingen. Sie dankten zuletzt im Herzen ihrem Gotte, daß sie nicht dazu noch ein steinern Pfarrhaus mit drei Stockwerken, Giebeln und Erkern zu bauen kriegten.

Dieses durchgesetzt, verlangte er jetzt hinwiederum, ehe er sich festschrieb, auch zu sehen, welche Zeugnisse sie dann aufzuweisen hätten, daß sie es auf sich nahmen, ihm ein Pfarramt stattlich und feierlich anzubieten, ohne Bischof, Konsistorium, noch sonst eine geistliche oder weltliche Respektsperson. Da wiesen sie ihm das alte Schriftstück vor, in welchem der Herzog Bogislaw XIV. das Dorf im Sande sich zu eigen erklärte, als gegeben von Gottes Hand allein und ohne eines andern Herrn Belehnung. Da nun das Geschlecht dieses armen Herzogs ohne Leibeserben erloschen sei, so müsse nach altem Recht der Sand an den obersten Lehnsherrn, nämlich den lieben Gott zurückgefallen sein, und gebe es keinen andern Herrscher, der ihnen zu gebieten habe.

Als Barnim Kiekövver dieses gehört und mit aller Sorgfalt ge-

lesen hatte, leuchteten seine Augen mächtig auf, und er rief mit einer Stimme, darinnen eine heiße Freude zitterte:

„Dies lasset uns festhalten, auf diesem Grunde mögen wir Kirchen bauen."

Und er schrieb seinen Namen und ließ sie schreiben, so viele ihrer der Federkunst mächtig waren. Das ging geschwinde, denn deren waren nicht sehr viele.

Nachdem das Geschäft hiermit zur Freude erledigt war, legte der neue Prediger alsbald sein geistliches Zornwesen ab und trank in Frieden ihren Schnaps mit ihnen, nicht in Unmaß, sondern nur, soviel einem Pommer zur Erquickung dient: das denn zwar mehr ist, als einen Binnenländer umstößt.

Es ward nun ein gemächliches Unterreden und Fragen zwischen ihnen getan. Der Fischer fragten, wie es draußen im Reiche stände, und ob es wahr sei, daß es nun einen Frieden geben solle, und wie man sich so ein Ding vorzustellen habe, ob man in Friedenszeiten Sonntags arbeite und Werktags ruhe, oder ob da die Bauern jagen dürften und die Edelleute gehenkt würden, oder ob man gar die Schweden zum Lande hinaustreiben und seine Ernte und sein Weib für sich haben könne? Denn man mache allerorten gar so viel Wesens vom Frieden, und lebe doch keiner, der sich recht deutlich entsinne, wie man's in solchen Zeiten getrieben habe.

„Ja," sagte Barnim Kieköwer mit einem stillen Seufzer, „hinten in Westfalen wird jetzo arg verhandelt, die brauen uns bald einen Frieden zusammen, daß es stinket. Da ist es gut, daß wir unser beredsames Dokumentum haben; denn keiner mag wissen, wohin wir sonst mit den andern Städten und Ämtern wie unvernünftiges Vieh verkauft und verschachert, geschlachtet oder geteilet würden, je wie jenen dort am Herrentische das Belieben geht. So aber können wir Pommern bleiben, wie wir geboren sind, die Seele unsres guten Herzogs soll uns vom Himmel herab regieren."

Hierauf forschte er selbst nach den andern Sachen; wie es hier im Lande stünde? Da er sonst allerorten in Pommern nur Not und Verzweiflung gefunden habe.

Sie aber sagten mit Maß: Zwei Pestilenzen gebe es, die nicht bis zum Sande gedrungen seien: die kaiserliche und die schwedische, und zudem sei der Wildschaden nicht ortsüblich, der etliche andre Dörfer hinterm Walde noch heute schier ärger zerfresse als jene beiden zusammengenommen. Allein der gnädige Gott habe es so gefügt, daß Sand und Binsen den Hirschen nicht munden, ja daß sie zum Glück auch Flunder und Spickaal verschmähen.

„Da soll doch gleich der Teufel dreinschlagen!" rief der Prediger grimmig. „Wessen ist dies Wild, daß es so gewalttätig hausen darf?"

„Des Herrn Jochimke von Kieköwer," erwiderten sie, „und ob er gleich selbst nun meist gichtbrüchig daliege und sich selten rühren kann, auch viel mit Klagen zu tun hat um sein Weib, das ihm gestorben ist: und viele sagen, der Teufel habe sie geholt: so hat er doch zwei Töchter, die den Wald durchstreifen und die Bauern schrecken, wenn die ein wenig Abschluß machen wollen unter den Bestien."

„Was sind das für Töchter?" fragte der Ankömmling schnell.

„Zwei wunderschöne Fräuleins," sagten sie, „groß und stark wie Bärinnen, nicht ganz bösartig; denn sie henken nicht gleich, sondern lassen sich an mäßigem Fuchteln genügen, aber doch sehr hochmütig, daß sie sich nicht gern gemein machen mit den Leuten, die nicht von Adel sind, noch sich blähen wie sie selber."

„Da soll doch abermals der Teufel dreinschlagen!" sagte Barnim Kieköwer.

Indessen er hier redete und sich festhakte, hütete sein fahrender Küster draußen den Wagen vor den Leuten, die sich unmäßig herzudrängten. Er hieß Peter Korchschwanz und war ein zierliches Männchen mit einem Halse solang wie der eines Fischreihers, auch stak seine Nase fast so weit und so dünn hervor wie der Schnabel eines solchen Vogels.

Es befand sich nun gerade auch der ortsangehörige Küster Matzke Adebahr unter den Leuten, welcher dick und behaglich war als ein seßhafter Mann, dem kein Reisen am Leibe zehrte;

und als diese beiden Amtsbrüder ihrer ansichtig wurden, ruckten sie sogleich mit den Köpfen gegeneinander auf und umwandelten sich eine Weile im Kreise spähend und blinzelnd. Es währte aber nicht lange, so schossen sie zusammen wie zwei Hölzer im kreisenden Wasser und begrüßten einander mit Auszeichnung, wie zwei Männer tun, die auch ohne Bekanntschaft ein jeder das Amt im andern zu ehren wissen.

Sie redeten nun zusammen feierlich und laut als Leute, die wissen, daß aller Augen und Ohren mit herzlicher Achtung auf sie gerichtet sind. Und indem Peter Korchschwanz den andern in dem Predigtwagen sich umtun ließ, fiel dem friedlich gewöhnten Einheimischen nicht allein stark die Zahl von Spießwaffen, Hellebarden, Piken und andrem Kriegsgewehr ins Auge, sondern als eine ernstliche Denkwürdigkeit auch dieses, daß der fahrende Prediger statt eines Bettlagers sich einer unmäßig harten Pritsche aus Eschenholz bediente, ohne Stroh noch sonst einer weichlichen Zutat, außer einer Überdecke gegen den Frost.

„Da muß sich ja jemand in einer Nacht wund liegen," meinte Matzke Adebahr, „nicht einer von unsern Fischern, die hart gewöhnt sind, möchte das aushalten."

Peter Korchschwanz aber lächelte.

„Dieser mein geistlicher Herr," sagte er darauf dumpf und geheimnisvoll, „ist hinten fest, und kann von da nichts gegen ihn ankommen. Und wenn ein Feind auf ihn mit Kugeln schösse, brauchte er nichts zu tun als sich herumzudrehen und den Kopf zu ducken, so müßten die Kugeln von ihm abspritzen wie von einer Elchhaut. Höchstens daß sie ihm noch die Beine ruinieren könnten, wie geschrieben steht: Und sie soll ihn in die Ferse stechen. Mit diesen Augen habe ich gesehen — das war, als wir von Schievelbein geächtet ins Elend zogen; denn ich blieb bei ihm, weil ich ihn lieb hatte: da schickten ihm die Herren vom Adel einen Haufen Knechte mit Roßpeitschen nach, die ereilten uns, nahmen ihn, warfen ihn auf den Bauch und zerdraschen ihn dermaßen gewaltsam, daß jeglicher andre davon sich in einen Brei hätte auflösen

müssen; ich selbst, der ich eine ziemliche Strecke von ihm lag und nur manchmal einen Spritzer abkriegte, habe drei Nächte nachher noch elend auf dem Bauche schlafen müssen, wie die Schlangen tun ihr Leben lang. Dieser Mensch aber stand auf danach, als wenn Kinder mit ihm Frischwachs gespielt hätten und donnerte ihnen eine Predigt zu, daß sie anfangs ganz steif standen vor Schrecken wie Olgötzen, binnen kurzem aber so weich wurden, als wenn er sie zerwalkt hätte und nicht sie ihn. Daraus ist zu ersehen, daß er hinten fest ist und mit Bosheit nicht klein zu kriegen."

Matzke Adebahr ward von einem Schauder überlaufen und fragte mit einem Flüstern:

„Es wird doch nicht etwa ein übles Wesen sein, das ihm hilft?"

Peter Korchschwanz richtete sich höher auf, daß sein Hals schwankte und sprach laut und fast zornig:

„Sondern recht im Gegenteil; denn es steht fest, daß der Teufel sehr übel auf ihn zu sprechen ist und ihn viel heimsucht, da sie dann grausam gegeneinander toben, als wenn zwei Urochsen oder Bären raufen. Doch dieser fromme Held ist ihm über und läßt ihn allemal am Ende ganz schmählich die Flucht ergreifen. So ist's geschehen auch gleich in der ersten Nacht, da ich mit ihm zog. Wir kamen abends vor Müdigkeit und von den Schlägen halb siech in ein Dorf, da noch viele Häuser ganz unverbrannt dastanden und alles recht stattlich war; da baten wir um ein Obdach. Die Leute aber waren verstockt oder fürchteten sich, uns ins Haus zu nehmen, weil wir möchten heimliche Schnapphähne oder Hausrieder sein, die Gelegenheit auszuspähen, und taten uns in ein Loch, darin sie vordem Schweine gemästet, jetzt aber war es leer (das dankten wir den Schweden) und gut trocken, nur daß noch etliche Gestänke darin umgingen. Wir blieben geduldig und nahmen's auf uns, lagen auch und gaben uns ans Schlafen, er auf dem Rücken, ich auf dem Bauch. Da erhub sich lange vor der Mitternacht ein gräßliches Brausen, und war zu fühlen, als wenn einer durch die Klappe über dem Troge hereingewischt kam; und ging darauf sogleich ein Rumoren und Rasaunen an, dessengleichen

ich alle meine Lebtage nicht gehört hatte. Und ich hörte die Stimme meines Predigers, die dröhnte und donnerte gegen ein Pfauchen, Prusten und Quietschen an, das überaus höllenmäßig war: und ist auch wirklich der Teufel in Person gewesen. Und hat mit Pfeifen immerfort geschrien, im Schweinskoben sei sein, des Teufels Platz, und nicht eines ordinierten Pfaffen, und daß dieser ihn seines Rechtes berauben wolle. Und wenn er nicht weiche, so wolle er ihn abwürgen und danach zu dem Bauern ins Bett fahren, darin er nicht gern liege, doch immer noch lieber als bei dem Leichnam eines ehrlichen Mannes. — Denn meiner hatte er keineswegs noch wahrgenommen.

Über dem Schreien kam der Bauer herzugelaufen und Knechte und andre Leute und mußten auch alle diese teuflischen Reden hören. Der Prediger aber hat tapfer exorzieret und den Bösen fleißig bespritzet mit frommen und feurigen Sprüchen, und wenn der ihn krätzen wollte, hat er ihm den Rücken gedreht, da er ihm nichts antun konnte, und hat also zuletzt den Sieg behalten. Darauf aber in seiner großen Wut warf der Verderber sich auf mich und begann mich am Kragen sachte zu würgen, zwar erst noch mit Maß und erstickte mich nicht. Ich aber erbrach die Tür und warf mich hinaus zu den andern Leuten.

Da hat es nur eine kurze Weile noch angestanden, ist darauf mit Knacken ein Brett aus dem Dache gesprungen und ist Satan aus dem Loche heraus in die Luft verflogen, von Gestalt anzusehen als ein feuriges Biest mit Flügeln wie eine Fledermaus und einem überlangen Zappelschwanz. Ist danach eine große Stille drinnen geworden, daß es uns allen gegrauset hat. Und als wir es wagten, hineinzukriechen, da lag mein Pastor zu Tode erschöpft von dem Ringen, aber sonst ganz ruhig im Schlaf, bloß daß er mit schmerzlichem Getön noch schnaufte und schnarchte.

Hierauf hat der Bauer uns beide ganz herzlich eingeladen, Quartier zu nehmen in seinem Hause und hat uns in tiefer Nacht noch tröstlich mit Schinken und Bier beherbergt.

Am Morgen hat der Herr dem ganzen Dorf sehr mächtig die

Buße gepredigt, und sie haben sich stark zerknirscht und milde für uns gesammelt, daß mehrere Taler zusammengeflossen sind, die wir gern genommen haben, weil es uns sonst an aller Notdurft fehlte.

So sind wir weitergezogen von Dorf zu Dorf und haben gepredigt durch ganz Pommerland, erst gegen Abend hin bis hinter Stralsund und nach Rügen und Hiddensö, und dann wieder nach Morgen bis in diese Wälder, und haben überall viel Elend gefunden und Lust zur Buße. Und Gott hat ihre Herzen gerührt, daß sie in all ihrer Armut uns doch nicht darben ließen. Nicht lange, so durften wir uns einen Karren schaffen und einen starken Hund zum Ziehen, und legten die Bibel darauf und die Glocke; und wo wir ankamen, hängten wir die über einen Baumast und läuteten.

Und als der Besitz sich mehrte, wurden Waffen nötig, uns zu wehren, denn es lief viel böses Gesindel im Felde umher. Und zu allerletzt, als es staatlich mit uns geworden war, ließen wir zu Stettin diesen großen Wagen uns bauen und kauften den Gaul und das Haubitzchen dazu und zogen weiter.

Doch weil wir nunmehr so köstlich einherprangten, fiel etlichemal ein starkes Raubvölkchen über uns: doch sie mochten uns nichts anhaben, denn wir trauten auf Gott und wehrten uns gewaltsam. Sind einmal ihrer vierzehn Mordschlingel zugleich an uns gekommen mit Arkebusen und allem Gewehr, aber mein Herr Prediger hat ein fürchterlich Feuern gemacht aus allen Schießlöchern, indem er herumsprang von Büchse zu Büchse wie ein hungriger Wolf und ich hinter ihm her und neu Pulver aufschüttete und Kugeln hineintat; und dazu habe ich an den Zähnen die Glocke geläutet mit herrlicher Gewalt.

Und ob er gleich bei dem wilden Schießen nur einen einzigen Mann ins Bein getroffen hat, sind sie davongelaufen mit jämmerlichem Schreck, nicht anders meinend, als daß wohl etliche Dutzend guter Kriegssoldaten in dem Kasten säßen, und haben auch den wunden Mann hinter sich zurückgelassen. Diesen Menschen hat

mein Pastor aufgehoben und stark zusammengepredigt, hat ihn auch gepflegt, bis er ganz heil gewesen und wieder lustig hinken konnte: und da ist der Übeltäter so bußreich gewesen, daß er seither seßhaft und ein gottseliger Schuhflicker zu Treptow an der Rega geworden ist.

Und auch der Teufel hat uns noch manches Mal schmerzhaft zu schaffen gegeben mit Toben und Quietschen, doch haben wir allemal wieder aufs herrlichste obgesiegt; denn mein Prediger rang grimmig mit ihm, derweil ich fromm auf dem Bauche lag und betete. Davon ist viel Rühmens herumgegangen im Lande: er selbst aber hat kein Redens davon gemacht, ist es vielmehr seine besondere Art, daß man nicht darüber zu ihm sprechen darf. Hat auch noch nicht gar mit Worten eingestanden, daß es der Teufel ist, mit dem er rumort: doch ist's auch ohne das sicher, und er hat davon eine Macht über die schlimmen Seelen gewonnen. Ist nur weiter zu fürchten, daß er auch hierorts keine Ruhe vor dem Höllenhund wird gefunden haben: denn es sind allemal die reinen und starken Seelen, die Satan am liebsten angeht."

Diese Dinge erzählte Peter Korchschwanz seinem Amtsbruder; und mit dem vernahmen es alle, die herumstanden, und eine Ehrfurcht setzte sich auf ihre Seelen.

So ward Barnim Kiekower der Prediger im Sande. Und es geschah gleich am Anfang, daß er seines Amtes reichlich zu walten fand. Zuvörderst fand er viele in der Gemeinde, welche bei ihrer Eheschließung die kirchlichen Gebühren erspart hatten, und noch mehr Kinder, die mit drei oder fünf Jahren ungetauft als blindwütige Heiden über den Sand liefen. Die nahm er alle, trieb sie auf einen Haufen zusammen, taufte sie ab und traute sie zurecht, daß sich schnell ein gutes christliches Wesen über die Gemeinde ausbreitete.

Dabei halfen ihm seine beiden Küster sehr, die gleich zwei treuen Schäferhunden um ihren Hirten waren und ihm die räudigen Böcke wacker aufspürten und zujagten. Er aber nannte sie Hur und Aron, weil sie gleichsam seine Arme stützten zur Rechten und

zur Linken in der Arbeit, wie jene Moſe taten in der Schlacht. Untereinander vertrugen ſie ſich nicht ſehr gut, ſondern taten ſich Schabernack, wo ſie konnten, prügelten ſich auch manchmal an heimlichen Stellen, wo ſie ihrem geiſtlichen Herrn aber dienen ſollten, waren ſie einig.

Hiernach fing er alsbald an, ſeine Kirche zu bauen. Er ſelbſt ging mit der Axt den Leuten voran und ſchlug die Bäume an, die der Sand umgeworfen hatte und die ungenutzt umherlagen; doch duldete er nicht, daß ſie einen Baum, der noch grün war und erſt in einigen Jahren fallen mußte, mit der Axt ein wenig nachhalfen, ſondern predigte ſie zurück und zerdonnerte ſie, bis ihnen alles Holzſtehlen von Herzen ein Greuel wurde.

Dahingegen fand er zu bald, daß ſie trotz ihres Vertrages ſehr läſſig waren bei der Arbeit und ein jeglicher zehnmal lieber für ſich ſelbſt ſchaffen mochten als fürs gemeine Weſen.

Da geſchah in dieſen Tagen etwas Fürchterliches auf dem Sande. Spätabends, als die Fiſcher eben ihre Bettdecken aufhoben, um darunter zu ſchlüpfen, hörten ſie ein ſchreckhaft jämmerliches Läuten vom Predigtwagen her, und als ſie zuſammenliefen, vernahmen ſie drinnen, da alles verſchloſſen war, ein grauſames Getöne, das war als ein Quieken und Brüllen von ſieben oder zwölf Schweinen, die man abſticht, und dazwiſchen groß und gewaltig die Stimme des Predigers, die feurig rief: „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ Und das Quieken erwiderte: „Die Kirche! Die Kirche! Herunter mit der Kirche!“ Und ſofort eine ſchaudervoll gellende Wechſelrede. Und der Küſter läutete dazwiſchen kräftig und gab auch mit ſeiner eigenen Stimme ein klägliches Wimmern von ſich.

Und plötzlich vernahmen ſie einen Krach zwiſchen den Rädern, und als ſie zuſahen, fuhr ein Unweſen heraus, daß alle zur Seite ſprangen, ein Ding mit feurigen Augen und Feuer zwiſchen den Zähnen, faſt anzuſehen wie ein Bär mit rieſigen Bockshörnern, und zog einen Büffelſchweif hinter ſich her, wohl ſechs Ellen lang, der lichterloh brannte mit einer flatternden Flamme. So ſtob es

prustend durch den Sand, die Düne hinauf, daß man im Dunkeln lange das feurige Glimmern sah. Und als es zum Walde kam, hörte man nur einen Knall wie von einer starken Arkebuse, und dann verschwand es im Walde.

Als nun noch alle in beklommenem Schrecken standen, verstummte das Läuten, und Peter Korchschwanz kam die Leiter herabgestiegen und winkte ihnen, sich still zu halten und nach Hause zu gehen.

„Er hat Satans Toben abgeschlagen und schläft jetzt in Erschöpfung und bleibt abgeschlossen in seinem Schlafraum."

Da gehorchten sie; doch waren ihrer wenige, die in dieser Nacht zum Schlafen kamen.

Am Morgen, als der Prediger mit der Axt zu ihnen an den Bauplatz kam, wo sie mit ihren Werkzeugen ruhten und frühstückten, wie sie pflegten, eine Stunde vor der Zeit und eine Stunde nach der Zeit, da begannen sie schüchtern an ihm herumzustochern, wie es in dieser Nacht mit ihm ergangen sei; doch er gab kein Wort zur Antwort, sondern stellte sich an, als ob er nichts wisse.

Eine Weile nachher aber stand er, betrachtete mit Nachdenken die Grundfesten des Baues und brach auf einmal in die Worte aus:

„Ei, ei, wie Meister Satanas sich ärgern mag über das schöne Haus, das wir dem Herrgott bauen! Der wird nicht lange rumoren in dieser frommen Gemeinde!"

Als sie das hörten, griffen sie schweigend zu ihren Geräten und arbeiteten rüstig den ganzen Tag und weiter so fort auch die andern Tage vom Morgen bis zum Abend. Und wenn sie einmal wieder träge wurden und zu lange beim Frühstück saßen, witterte der Prediger nur leis mit der Nase in den Lüften herum und ließ ein halblautes Murmeln aus seinem Munde gehen:

„Mich dünkt, es kommt ein Schwefelgeruch vom Walde herüber. Wer weiß, ob nicht dorther ein übles Wesen im Anzug ist."

Und dann arbeiteten sie wieder mit allem Fleiß. So ward das Kirchlein fertig und stand freundlich unter den Häusern, und vom Stuhle herunter läutete die neue Glocke herrlich und freudevoll.

In eben diesen Tagen, da sie hier zum ersten Male die Stränge zogen, ging ein andres weites Glockenläuten durch alles deutsche Land, aber nicht sehr herrlich und freudevoll, sondern müde und schwerfällig: Der große Krieg ward zu Grabe geläutet, und der freudlose Friede kam müde und schwerfällig ins Land gehumpelt. Und es gab keinen Fürsten und kein Volk im Reiche, die rechte Lust an ihm haben konnten: am allerwenigsten aber zwei Länder, die sehr weit voneinander liegen und doch das gleiche Schicksal fanden, in Fetzen gerissen und zur Hälfte den Fremden überantwortet zu werden; das eine hieß das Elsaß, das andre hieß Pommern.

In diesen Tagen, als die Nachricht sicher war, sah man den Prediger viel in Nachdenken versenkt und in starken Sorgen. Es kam nun zum Winter und begannen die Stürme zu wehen: und da strich er oft auf der Düne herum und beschaute, wie der Sand dort stob und vom Ostseestrande herauf zur Höhe rollte und sich mächtig häufte und wieder zur Tiefe schoß; und wenn der Sturm sich legte, so war eine neue Flut von Sand noch näher gegen die Häuser und die Kirche herangewälzt und stand dort mächtig wie drohende Wogen.

Das sah der Prediger und wiegte den Kopf mit prüfenden Sorgen. Und wieder in andren Stunden saß er gebückt und las in den Flugblättern, die fern aus dem Reiche herüberdrangen, auch in diese Stille; und von dem Lesen ward seine Stirn nicht klarer und nicht freier von Sorgen.

Und aber in einer Nacht so hörte man den Teufel von neuem gar gräßlich rumoren im Predigtwagen; und es ward wie früher: am Ende fuhr er ab und stob mit Geschrei nach dem Walde hinüber.

Und am andern Morgen ging der Prediger ruhig, als wisse er von nichts mehr, an den Häusern vorbei auf die Kirche zu; und als er dort stand und sich Leute versammelten, legte er die Arme übereinander, betrachtete das Bauwerk und sagte gelassen: „Ei ja ja, wir haben's freilich gar zu hübsch hergestellt, dem armen

Beelzebübchen zu grimmigem Ärgernis! Ist ihm nicht arg zu verdenken, wenn er da brüllt und wütet in seinem Zorn. Nur ist leider zu fürchten, daß er auch Schlimmeres tun mag, seinen Kummer zu stillen: davon man Beispiele weiß, daß er Menschen hat abgewürgt, die er nicht ganz sauber fand in ihrem Herzen und nicht würdig ihres prächtigen Kirchleins; oder dafern er deren nicht Herr wurde, weil sie fleißig am Bau gewesen, hat er sich auf ihr Vieh gestürzt und das niedergeworfen. Nun ist mir jedoch bekannt worden bei meinen Studien, daß es etliche Künste gibt, ihn fernzuhalten und abzulenken. Des Beispiels halber: wenn man Strauchzäune herstellt, — aus gemeinem Reisig, Weidenruten oder Dornzweigen ein Flechtwerk, — so fürchtet er sich und scheuet, darüber hinweg oder daran vorüber zu schlüpfen: denn vor Zeiten einmal ist er hängengeblieben in solchem Werk mit seinem Büschelschweif und ist kläglich zerbläuet worden von den tapferen Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln, also sehr, daß er sicherlich abgeschieden wäre, wenn er's machen könnte sein Leben zu lassen. Daran denkt er und hütet sich. Ich gebe den Rat, wir versuchen's damit: so bin ich sicher, er wird sich nicht auf uns und unsre unschuldigen Kühe werfen, sondern vielleicht im blinden Toben unter dem Wildzeug im Walde ein bißchen aufräumen. Und das wäre wider seinen Willen, sogar gemeiner Nutzen, wenn nicht für uns hier im Sande, so desto besser für die armen Gemeinden hinter dem Walde."

Nach dieser Rede beschlossen die Fischer, ohne Zaudern ans Werk zu gehen und die Strauchzäune zu setzen. Und es ward ein so großer Eifer, als wenn jedweder sein eigen Geschäft besorgte. Barnim Kiekower, der Prediger, nickte dazu mit dem Kopfe und hatte still seine Freude daran.

Diese Strauchzäune wurden aufgeführt rings um das Dorf herum, nach allen Seiten, nicht sehr hoch, nur in halber Manneshöhe, überall vier Reihen hintereinander, doch nicht geschlossenen Ringes, sondern so, daß immer die folgenden die Lücken der andern deckten und erst alle vier zusammen den ganzen Ring darstellten. So

hatten sie halbe Arbeit, behielten freien Paß überall, und war das Ganze doch anzusehen wie eine Rundmauer.

Wenn nun der Wind stärker ging und den Sand bewegte, so fing sich der Sand an dem Geflecht, blieb liegen und häufte sich auf, so daß nun die Häuser für lange Zeit geschützt waren vor dem rinnenden Strom. Zugleich aber bildeten sich solcherart an den Zäunen lauter kleine Erdwälle oder Schanzen aus Sand, durch die keine Kugel hindurch ging, um ihres lockeren Gefüges willen. Das zeigte der Prediger eines Tages seinen Leuten, indem er die Haubitze scharf lud und dagegen feuerte ohne Schaden.

„Sehet da," rief er froh, „jetzt haben wir uns eine dreifache Festung gewonnen und gegründet: zum ersten gegen den Teufel, und das ist die Hauptsache; zum andern gegen den Flugsand, daß er uns nicht die Häuser überwehe und verschütte, zum dritten aber könnten wir uns auch mit Kraft verteidigen gegen einen menschlichen Feind, der vielmal stärker wäre als wir, möge der nun aus dem Walde kommen oder vom Haff oder von der Seeseite über die Düne."

Die Fischer erkannten das wohl, daß er recht hatte und fühlten ein Behagen dabei, wußten aber nicht, welchen Feind er wohl fürchte, da doch Friede geworden sei, und man sich der Marodeurs, so etwa noch nachlungerten, auch wohl ohne das hätte erwehren können. Da sagte er ernst:

„Ihr habt gehört, daß sie unser herzogliches Pommerland zerreißen wollen in drei Teile wie ein Stück Schlachtvieh, und soll der Schwede den Kopf haben, da Stralsund und Greifswald innen liegen als die Augen und Stettin als das Maul, das schwätzet und schwemmet, denn so sind die Stettiner; und der Brandenburger kriegt das Bruststück, da denn Stargard das Herz sein mag und Kolbergs Hafen die Lunge, Köslin die Leber und Stolp der fette Magen; das Hinterteil aber reißt der Pole sich hin und will ich nicht sagen, wie wir die Städte hier etwa vergleichen mögen. Das aber will ich sagen: wir sind Pommern und wollen Pommern bleiben auf unserm Sande, und soll uns keiner von den dreien

nehmen und mit den andern verschlucken. Und wenn uns einer zwingen will, zur Rechten oder zur Linken, so wollen wir uns wehren, und ist mir jetzt nicht mehr bange darum, daß wir die Macht haben. So wollen wir für uns bleiben, auf daß der Name Pommern nicht ganz verderbe und vergessen werde. Und Gott wird uns helfen wider den Teufel und wider die andern Anfechter."

Auf diese Rede wurden alle Leute voll Staunens und fanden einen Stolz in so keckem Anpochen und riefen ihm alle derbe zu, daß sie da wären und zu ihm stünden zu solchem Unternehmen.

Als er sie da hatte, blitzten seine Augen vor Freude, doch er hielt sich ruhig und fügte noch ein weiteres hinzu: „Wenn das euch Ernst ist," sagte er, „und wir auf dem Sande ein unabhängiges Pommerland darstellen wollen, so ist es nötig, daß wir uns ein Oberhaupt setzen, das vor der Welt die Gemeinde vertrete und mit den Bedrängern draußen als ein bestellter Sprecher verhandeln könne. Denn ohne einen solchen würden sie uns bald in Verwirrung und Unordnung werfen. Wollt ihr nun mich in dieses Amt erwählen, so bin ich bereit und will für euch stehen: und wir werden einen Gottesstaat haben, wie der war bei den Juden, daß bei der geistlichen Macht auch die weltliche war, ehe sie Saul zum Könige machten, und wie auch der Papst und die papistischen Bischöfe die regierenden Herrscher sind in ihren Ländern. Oder wollt ihr einen anderen haben, sei es meinen Hur oder meinen Aaron, die beide auch schreiben und verhandeln können, so will ich im Weltlichen hinter ihm stehen und mich ihm fügen, wie jeder andere es soll."

Auf diesen Vorschlag entsetzten sich die beiden Küster und schrien laut, daß einzig und allein ihrem geistlichen Herrn ein so gewaltiges und gefahrvolles Amt zu führen, zustehen könne. Da riefen auch die andern freudig, er und kein anderer solle ihr Oberhaupt sein auch in weltlichen Dingen. Und da sie ihn erwählt hätten, möge er sich nun Herzog nennen oder Markgraf oder König, das sei ihnen all eins und solle bei ihm selber stehen.

Er aber entgegnete kräftig:

„Gebt mir nur die Gewalt, den Namen will ich euch schenken. Nennt mich den freien Herrn vom Sande; das will ich bleiben, bis wieder ein rechter Herzog im ganzen Pommern regiere."

Und er ließ sie alle einzeln in seinen Wagen kommen und es schriftlich machen auf festem Papier. Und war der Bogen nachher bedeckt mit wenigen Namen und sehr vielen Kreuzen.

Von dieser Zeit an erschien der Teufel nicht mehr auf dem Sande; aber man hörte ihn viel in den Wäldern knallen und ward viel totes Wild in den Wäldern gefunden. —

Im Sommer, nachdem diese Krönung vollzogen war, sandte der geistliche Herr nach der früheren Gewohnheit des Sandes ein Geschenk von Fischen hinüber zu Herrn von Kiekower über den See und ließ ihm sagen, wenn er mit den Seinen Gottes Wort vernehmen wolle, könne er es jeden Sonntag auf dem Sande verkünden hören. Er gab den Boten, zu denen er Korchschwanz als Sprecher gesellte, aber noch eine andere Gabe für die beiden Fräuleins mit: das war ein sehr schönes, breites Elchgehörn, das er hübsch mit frischen Wasserrosen überhängt und ausgeschmückt hatte.

Peter Korchschwanz kam wieder und berichtete, das eine Fräulein habe ein wenig verwundert und dummlich dreingesehen, das andere aber sei ganz rot geworden, und habe gewaltsam große Augen gemacht und sehr vieles geplappert und gefragt, wie denn dieser neue Prediger aussehe und wie er hieße und woher er komme, und tausend andere Fragen. Und am allermeisten habe es sie und alle gewundert, daß er auch Kiekower heiße und doch kein adliger Vetter sei. Und der alte Herr ließ sagen, er sei recht begierig, Gottes Wort zu hören, und der Prediger solle gleich kommen, ihm in seinem Hause eine gehörige Andacht zu halten. Überdem gezieme es sich und hätte sich vielmehr schon längst geziemt, daß der unartige Gottesdiener ihm und den Seinigen als seinen gnädigen, oder jetzt ungnädigen Herrn in Züchten eine häusliche Reverenz mache.

Als Barnim Kiekower das hörte, schickte er den Korchschwanz

alsbald wieder zurück über den See mit einem sehr höflichen Briefe, darin mit den zierlichsten Floskeln geschrieben stand, daß er zwar überaus gerne möchte hinüberkommen, seine schuldige Achtung darzutun: nur sei leider ein spitzer Haken der Etikette ihm im Wege; denn es sei ganz und gar nicht geziemlich, daß ein souveräner Herr, der auch seine Würde von keinem Kaiser noch Könige zu Lehen trage, zuerst sich präsentiere und verneige vor einem gemeinen Edelmanne, der über sich nicht allein einen Herzog oder Kurfürsten, sondern dahinter noch einen Kaiser als allerobersten Lehnsherrn habe. Nach aller ordentlichen Ranglehre müsse ein solcher vielmehr ohne jeden Zweifel einem Souveränen, welchen Titels immer der sei, voran seine Aufwartung machen. Danach mag der Souverän auch gern die Höflichkeit erwidern.

Als Peter Korchschwanz von dieser Fahrt zurückkam, sah er ein wenig verschüchtert aus und hielt die Augen schief gegen den Himmel gedreht, wie die Märtyrer tun, wenn sie mit unverschuldetem Leiden begnadet werden. Und er sprach mit einigem Stolz zugleich und einiger Trübsal:

„Ich darf Gott wohl von Herzen danken, daß ich durch seine Gnade einem härteren Schicksal eben entgangen und mit einigen Jagdhieben leichterer Art davongekommen bin. Als der Herr von Kiekower, welcher gichtbrüchig im Stuhle lag, den Brief gelesen hatte, vergaß er vor Zorn unversehens aller seiner Schmerzen, sprang auf, griff seine Reitpeitsche, lief und fuchtelte damit erschrecklich durch die Luft, ohne irgend darauf zu achten, ob ich gerade im Wege stand oder nicht. So ist's geschehen, daß ich manchen grimmigen Hieb, ohne daß ich es wollte, mit dem Rücken mußte auffangen. Dazu fluchte er erbärmlich und schrie wohl an die fünfzigmal mit grausamer Stimme: ‚Den Pfaffen wollen wir uns holen.' Und die Fräuleins kamen dazu von dem Lärmen und lärmten auch ähnlich, nur ein klein wenig anständiger und zimperlicher doch, zu ihrer Ehre sei es gestanden. Und ist leider zu fürchten, daß der zornwütige Herr etwas Gewaltsames gegen uns unternehmen möge."

Auf diese Kunde lächelte der Prediger mit seltsam funkelnden Augen und sprach:

„So gerade habe ich mir diesen Zornmut vorgedacht, und wir werden klug tun, mit etlicher Vorsicht seiner zu harren.“ —

Sie hatten aber gar nicht lange zu harren und auszuschauen, sondern am nächsten Tage vor der Mittagsstunde sahen sie ein Boot über den See mit blanken Segeln herübersteuern, welches die Flagge des Herrn von Kiekower zeigte.

Sogleich schoß der Prediger seine Haubitze ab und ließ kräftig läuten; da liefen alle mit raschem Gehorsam zusammen, und auch die zum Fischen hinausgefahren waren, kamen ans Land zurück und stellten sich ihrem Herrn; denn sie meinten nicht anders, als daß der Pole käme oder der Brandenburger.

Barnim teilte ihnen hurtig alle seine Waffen aus und stellte sie in einem geordneten Halbkreise zu seinen beiden Seiten auf; er selbst aber setzte sich in die Öffnung seines Predigerwagens auf einen Stuhl, zur Rechten auf einem Tischchen die Bibel und seine Dokumente, zur Linken seine Haubitze, und zu jeder Seite einen Küster. Er war feierlich angetan mit Talar, Barett und Bäffchen.

Das Boot war nun herangekommen und gelandet, und es stiegen heraus Herr Joachim von Kiekower, seine zwei Töchter und vier rüstige Knechte. Alle wohlbewaffnet mit guten Jagdgewehren und Hirschfängern. Die Knechte setzten den gichtbrüchigen Herrn auf einen Tragsessel und trugen ihn so vom Ufer herauf. Die Fräuleins aber schritten munter und zuversichtlich wie zu einem heiteren Jagdzuge nebenher.

Als sie die sonderbaren neuen Verhaue und Schanzwerke im Sande erblickten, verwunderten sie sich und wußten sich nicht zu deuten, was das wolle, ärgerten sich nur über die Schlängelwege, die sie darum machen mußten; nur daß die beiden Fräuleins keck, doch mit einiger Beschwerde darüber hinwegklommen.

Nachdem sie auch der neuen Kirche mit Erstaunen einen Blick gegeben, wurden sie des riesigen Wagens und der feierlichen Auf-

stellung inne, die sie mit schweigendem Ernst erwartete. Sie stutzten ein wenig, daß diese Kerle da Waffen trugen, doch Jochen von Kieköwer wollte sich's nicht anfechten lassen, sondern befahl, ihn gerade darauf los zu tragen und mitten in dem Kreise niederzusetzen. Den geistlichen Herrn in seinem Ornate erkannte er nicht und wußte nicht, daß er ihn früher in seinem eigenen Hause schon sehr lange gekannt hatte.

„Halloh, Pfäffchen," rief er ihm höhnend entgegen, „da sind wir, unsere Reverenz zu machen."

Und zu seinen Knechten gewendet, sagte er kurz: „Packt ihn, und schleift ihn ins Boot, und wenn er strampelt, bindet ihn."

Die Knechte nahmen ihre Stricke, die sie bereit hatten, und traten vor, ihren Auftrag zu vollstrecken, obgleich sie von einiger Befangenheit heimgesucht wurden, weil ihnen die vielen bewaffneten Männer nicht gefielen.

Der Prediger schaute ihnen mit stolzem Lächeln entgegen, gab einen schweigenden Wink, und unverzüglich wurden die guten Gesellen umzingelt, sauber entwaffnet und beiseite in Sicherheit gestellt.

„Halloh, Edelmännchen," rief jetzt Barnim, „Ihr wolltet der Torheiten größte begehen, nämlich, den Zorn eines Größeren zu reizen. Ein Glück für Euch, daß wir nicht jach sind zum Zorn, sondern uns begnügen, Euch durch Großmut allein zu beschämen. Ihr dürft nach Hause zurückkehren, Jochimke von Kieköwer, Ihr seid begnadigt. Wollt Ihr aber bleiben als unsere Gäste, so seid willkommen, und wollt Ihr Gottes Wort vernehmen, so soll es Euch nicht geweigert sein."

Der Herr von Kieköwer ward von einem schmerzlichen inneren Zufall übermannt, der ihn fast zum Ersticken gebracht hätte, und er vermochte lange Zeit nichts zu tun, als seine beiden Fäuste zappelnd in der Luft zu schwenken; doch kamen auch einige Tränen in seine Augen, denn er war immer noch weichen Herzens und leicht zu rühren. Die beiden Töchter standen neben ihm und waren ebenfalls gleichsam zu steinernen Bildern erstarrt; sie zwar

jetzt auf die eine richtete, jetzt auf die andere, als ob er mit Fleiß einen Vergleich anstelle. Je aber die, so er gerade ins Auge faßte, senkte die Blicke hastig zu Boden und schaute wieder auf, wenn er zu der andern hinüberglitt: und dann sah jedwede ein starkes Wohlgefallen und eine heimliche Schalkheit in seinem strengen Gesichte aufblitzen. Und da meinte jede, daß er die andere hübscher finde.

Nun wichen sie vom Platze mit ihrem Vater zugleich, blickten vor sich nieder in finsterem Schweigen und weinten leise vor Wut. Und sie vermieden es ernstlich, einander ins Antlitz zu sehen.

Sobald aber Jochen von Kieköwer über den See nach Hause zurückgekehrt war und eigenen Grund unbezweifelt unter seinen Füßen fühlte, fand er sogleich auch die Fassung wieder. Hurtig schickte er alles, was Beine hatte, aus zu allen adligen Herren, die in erreichbarer Nähe im Stolpischen begütert waren, und forderte sie auf, ihm bewaffnete Knechte zur Hilfe zu senden; denn es sei gemeine Sache der erbgesessenen Herren, den meuterischen Fürwitz zu züchtigen. Diese Boten jedoch kamen einer nach dem andern ohne Hilfsmacht zurück und einzig mit dem guten Rate der freundgesinnten Edlen, das Verfahren gegen die Meuterer mit Maßen zu betreiben, und wenn sie es arg machten, sich lieber an das Gericht zu Stolp um Hilfe zu wenden. Das Land da herum sei brandenburgisch geworden, und es gehe gewisse Rede, daß der Herr Kurfürst es stark mit den Gerichten halte und adelige Gerechtsame gern für Willkür und Übergriffe nehme, auch unverschämt scharf vorgehe, wenn einer seinen Zorn über sich lade. Also sei es gut, sich einstweilen ein wenig stille zu halten und den Trotzköpfen in den Dörfern einiges nachzusehen; es werde wohl eine Zeit kommen, da auch der neue Besen werde stumpf geworden sein: man habe dergleichen schon seit den Tagen Gustav Adolfs von Schweden erlebt.

Dieser absagende Bescheid machte Jochen von Kieköwer ganz traurig und stärkte seine Gicht, so daß er von Herzen schwermütig wurde und sich elend krümmte.

Da fügte es sich sehr glücklich, daß in eben diesen Tagen neuer Besuch ins Haus kam, und ein vornehmerer zwar, als das einsamere Holzschlößchen am See noch irgend gesehen hatte. Das war der Abgesandte des brandenburgischen Kurfürsten, ein Herr von Luchtemar, welcher das neuerworbene Land die Kreuz und Quer durchstreifte, um allerorten, auch in den kleinen Städtchen und Dörfern, die Huldigungen der neuen Untertanen für seinen Herrn entgegenzunehmen und sie der Gnade und Fürsorge des neuen Gebieters nachdrücklich zu empfehlen.

Er war in frohgemuter Laune; denn wo er hinkam, ward er mit Freuden begrüßt und sah mit Gewißheit, daß die Pommern sich nichts Besseres wünschten, als mit Brandenburg vereinigt zu werden und des Schweden ledig zu sein. Er brachte viel Dienerschaft mit sich und Gepäck und auch Pferde von Leba her über den See; denn er gedachte, nachher durch die Wälder wieder abzureisen, nachdem er seine Jagdlust gebüßt, um deretwillen er sich in diese Wildnis verschlagen ließ. Kaum vermochte man das alles recht unterzubringen. Doch war er sonst kein beschwerlicher Gast, sondern brachte das meiste an Speisen und Getränken selber mit, insonderheit seine Gewürze und Weine, dergestalt, daß die Haustöchter für nichts zu sorgen hatten als für den Braten, und damit hatte es keine Not; denn der Teufel selber war's, der dafür sorgte.

Es fand sich aber noch, daß dieser Herr von Luchtemar ein Jugendbekannter des Hausherrn war, der ihm denn auch sogleich mit Schluchzen um den Hals fiel und ihn als seinen Helfer hoffend begrüßte. Zwar entsann der Gesandte sich nicht, daß die Freundschaft einst gar so herzinnig gewesen, doch nahm er's mit heiterer Freundlichkeit hin, um so lieber, als ihm die Töchter des kummervollen Herrn ausnehmend gefielen, obgleich auch sie noch ein Kummer- und Zornfältchen in den frischen Gesichtern trugen.

Als ein lebensfroher Herr und Witwer hätte er sich am liebsten daran gegeben, mit den jungen Schönheiten sich auszuplaudern und lustig zu machen; doch Jochen Kieköwer ließ ihm wenig Ruhe.

sondern schüttete mit zornigem Eifer sein Herz aus und schenkte ihm nichts von dem Greuel, der ihm widerfahren war.

Der Herr von Luchtemar hörte im Anfang nur mit trägen Ohren zu, dieweil ein Streithandel eines Gutsherrn mit einem Dorfe nichts Rares war und die hohe Politik nichts anging, ließ vielmehr mit größerer Freude den Blick zu den hübschen Fräuleins hinübergleiten; und erst als auch die mit Gebärden ihren lebhaften Anteil an der Sache zeigten, lieh er williger seinen Geist.

Doch als er nun gar begriffen hatte, welch kecken Anspruch auf souveräne Selbstherrlichkeit ein simpler Dorfpastor erhob, ward ein lustiges Feuer in ihm wach, und er ließ sich herbei zu weiterem Forschen. Da nun das Dorf, von dem die Rede stand, weder auf seinen Karten noch in seinen Büchern zu finden war, so merkte er, daß es hier hurtig einzuschreiten gelte, auf daß nicht etwa aus eitel Vergessen und Nachlässigkeit ein Fleckchen an den polnischen Nachbar gerate. Denn er sah wohl, daß wegen der verschütteten Grenzsteine hier ein ernstlicher Streitfall entstehen könnte.

Und um sich auch seinem Hauswirte als einem Vater so angenehmer Mädchen gefällig zu zeigen, beschloß er ohne Zaudern hinüberzufahren und den Handel ins Reine zu bringen. Er bat also, das Boot zu rüsten, zog die brandenburgische Flagge auf und segelte ab. Mit sich nahm er nur zwei höfliche Diener und statt jeder herberen Waffe ein Fäßchen Branntwein und etliche Flaschen guten Rheinweins; denn er hatte Kenntnis, daß solche Batterien nicht selten schnellere Wirkung tun als Bomben und Kartätschen.

Man erkannte von drüben rechtzeitig die Flagge; denn sie waren auf ihrer Hut, und der Prediger hatte Zeit, sich zu einem so feierlichen Empfange zu rüsten, wie er ihn Tage zuvor dem Herrn von Kiekower bereitet hatte.

Herr von Luchtemar, der mit Erstaunen die neuartigen Schanzen und die anderen Veranstaltungen sah, blickte umher nach einem schattigen Plätzchen, da er seine Batterien am schönsten auffahren und seine diplomatischen Feinkünste spielen lassen könnte.

Er fand aber nichts dergleichen in aller Runde, sondern eitel dürren Sand, ohne auch nur ein Bäumchen oder Buschwerk, und da dachte er: „Am Ende ist dies ganze Nest nicht einmal die paar Flaschen Weines wert!“ — Doch stachelte ihn schon die Neugier, nach aller Ordnung weiter zu verfahren.

Der Prediger Barnim Kieköwer empfing ihn mit all der gemilderten Würde, wie ein kleiner Fürst den Abgesandten eines mächtigeren Staates empfängt, keinen Anstoß gebend, und doch von den Rechten seines Ranges nichts verschleudernd. Den Herrn von Luchtemar erheiterte dies ungewohnte Spiel, und er ging mit aller Höflichkeit und Leutseligkeit darauf ein, wie er sich auch bei den Fischern mit huldreichen Gebärden und wenig Worten schnell beliebt zu machen wußte. Er wies dann seine Diener an, mit den guten Leuten das Fäßchen zu öffnen, liebreich mit ihnen zu plaudern, ihre Herzen zu erobern, ihre Meinung zu erforschen, sie recht munter zu machen, sich selbst nicht zu betrinken.

In dem gleichen Vorhaben bestieg er selber mit Vorsicht den Predigtwagen, ließ seinen Wein heraufsetzen und entkorken und entwickelte die Verhandlung. Er legte zunächst sein Beglaubigungsschreiben vom Kurfürsten vor und empfing dagegen die Erläuterung, auf welche Gründe, Ansprüche und Dokumente der Pastor seine Stellung aufbaute.

Als der Gesandte alles gehört und zumal die nach Schrift und Siegel unanfechtbare Urkunde des letzten Pommernherzogs gelesen hatte, ward er alles Staunens voll und verstand, daß diese Lage verwickelter war, als er es sich vorgestellt hatte. Um so mehr aber entbrannte seine Lust, mit Klugheit und Wohlwollen ihrer dennoch Herr zu werden.

„Ew. Hochwürden,“ so begann er, „hat es verstanden, wie nicht zu leugnen ist, sich einen guten Schein seines Rechtes zu gewinnen, und ich freue mich solcher Feinheit gleichermaßen wie der Keckheit des Unterfangens und bin gewiß, daß auch mein gnädiger Herr, der Kurfürst selbst, nicht zürnen wird, denn er hat Lust an klugen Männern, als die an seine eigene Art erinnern.

Doch aber wolle Ew. Hochwürden einsehen, daß bei genauerem Bedenken dieser Schein wohl ein gut Teil besser ist als das wirkliche Recht. Denn wie? wenn uns nun ein Rechtsgelehrter spielend beweist, daß vorerst der treffliche Herzog Bogislaw XIV., der selig in Gott ruhen möge, nicht im allerfernsten befugt gewesen sei, auch nur zehn Körnlein Sandes, die dem Reiche gehören, dem Reiche zu entfremden? — Es sind aber hier nicht zehn Körnchen, sondern deren gewiß mehr denn hundert oder wohl gar tausend," setzte er spöttisch hinzu. „Und wenn Ihr sagt: der hergespülte Ostseegrund gehört dem Reiche nicht, so sagt das Reich: Gut denn, so schafft mir Ersatz für das Land, das dieser Ostseegrund, der dein ist, mir verdorben hat. Doch lassen wir das beiseite, denn es ist gewiß: ein guter Rechtsgelehrter vermag uns alles in der Welt zu beweisen, was er will oder soll. Nicht darauf kommt es hier so sehr an, sondern was um vieles wichtiger ist: jedes Recht, auch das gewisseste, ist ein Unrecht und kann ein Frevel sein, so ihm die Macht nicht beiwohnt, sich durchzusetzen. Und wäre ich der gerechteste Erbe der Herzogskrone von Pommern, und ein anderer besäße indes das Land in gutem Frieden, und ich käme, ihm den Frieden zu stören mit einer Handvoll Parteigänger, die niemals genügen könnten, mein Recht mir durchzufechten wider den Mächtigen, so wäre ich ein Frevler und Friedensbrecher, und das vergossene Blut müßte über mein Haupt kommen. — So aber ist es zum Unglück um Ew. Hochwürden bestellt, denn Ihr werdet nicht hoffen wollen, daß Ihr der Macht Brandenburgs oder Polens könntet gewachsen sein. So bleibt denn Euer Rechtsanspruch, auch so er bewiesen wäre, wenn nicht ein Frevel, so doch im guten Fall eine narrenhafte Schnurre und nichts weiter."

„Und ich habe sie dennoch, diese Macht," rief der Prediger schnell mit blitzenden Augen, indem er stark mit der Faust auf den Tisch schlug, daß der Rheinwein überspritzte. „Ew. Gnaden tun Unrecht, mich für einen unbedachten Schwärmer zu halten.

Es ist wahr, stünde die Heeresmacht Brandenburgs meinem

Häuflein im offenen Felde gegenüber, so wäre ich freilich ein Hanswurst und schlimmer, wollte ich ihr trotzen und Menschenblut um ein unmögliches Recht vergießen. Allein, wo ist sie denn, diese kurfürstliche Heeresmacht? Hinten weit zu Berlin und am Rhein und in Preußen, und wo Ihr wollt, gesammelt oder zerstreut, ich weiß nicht; aber will Ew. Gnaden mich glauben machen, der Kurfürst werde seine Kriegsvölker zusammenrufen und viele Tagemärsche weit in diese Einöde werfen, durch dicke Wälder, oder übers stürmische Wasser, um tausend Körner Sand zu gewinnen als Preis der gewaltigen Kosten? O nein, ich kenne die Art des Herrn Kurfürsten wohl, er ist ein gar klarer und besonnener Kopf, der Zweck und Mittel klüglich gegeneinander abzuwägen weiß. Glaubt mir Ew. Gnaden, nur fünfzig Soldaten in diese Wüsterei zu schicken, kostet ihm mehr, als das ganze Elend hier wert ist. Und glauben Ew. Gnaden mir noch gewisser das andere: mit diesen fünfzig nehme ich es auf hinter meinen Schanzen. Es wäre sicher Aussicht, auch ihrer hundert fernzuhalten. Belieben Ew. Gnaden nur die Werke genau zu prüfen: sie sind fester als regelrechte Stadtmauern, denn es sind lauter Sandsäcke, denen Kugeln nichts antun. — Zwar könnte der Herr Kurfürst auch einmal eisenköpfig sein wider seine eigene feinere Art und könnte seiner Truppen fünfhundert oder tausend wider mich senden: dann aber hilft zuletzt mir noch eins: will mich Brandenburg zwingen, so bin ich polnischer Untertan, und die Krone Polen wird nicht zögern, ihr Recht zu verfechten. Und anders freilich: will mich Polen vergewaltigen, so kann es geschehen, daß ich freiwillig zu Brandenburg komme. So aber wäre es nicht klug vom Kurfürsten getan, den Polen um eine Gemeinde tapferer Ansiedler zu bereichern. Und sollten wir dorthin hinüber wandern: zwingen lassen wir uns nicht.

Das ist meine Macht, Herr Gesandter, und es wäre unbedacht, sie zu unterschätzen. Und dazu sage ich: wenn einer ein Recht hat und hat auch die Macht, es festzuhalten, und er schenkt aus Furcht oder Trägheit oder Unbestand davon ein Titelchen nur

hinweg, so ist er ein anderer Mann und ein schlechterer zwar, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg."

Der Gesandte merkte, daß er es mit einem sehr hartnäckigen, schlauen und schier verzweifelten Menschen zu tun hatte und begann nunmehr eine Saite zu rühren, die noch ein wenig gelinder tönte.

„Ew. Hochwürden," sagte er heiter lächelnd, „gehört, wie ich merke, zu den Leuten, die über alles in der Welt das lieben, was man mit einem tönenden Worte die Freiheit nennt. Aber was ist das für ein Ding, diese Freiheit? Wollt Ihr eine wahre Freiheit genießen und die einzige zwar, so entschließe Ew. Hochwürden sich in Kürze, ein Strauchräuber zu werden. Denn solltet Ihr Euch in hiesiger Stellung irgend das Geringste erlauben von all den Freiheiten, die ein Räuber sich mit Freuden alle Tage verstattet: zu nehmen, was ihm gefällt, — zu töten, den er haßt, — und mit Gewalt zu liebkosen, wenn ein Weib seinen Augen ansteht: so würde Ew. Hochwürden unverzüglich von dero getreuen Untertanen entweder zum Teufel gejagt oder totgeschlagen werden. Also ist jeglicher Herr in Wahrheit der gehorsame Diener derer, die er seine Untertanen nennt. Wenn ich aber ein Diener sein muß, so will ich doch siebenmal lieber einem klugen, gerechten, berühmten und gewaltigen Fürsten dienen, als einem verworrenen Haufen ungehobelter Fischangler. — Nun bin ich aber gewiß, mein Herr Kurfürst wird einen Mann, wie Ihr seid, trefflich gebrauchen können und wohl zu achten wissen. Also entschließet Euch, es ist schöner und würdiger, eines großen Staates tüchtiges Glied zu sein, als verdrossen und einsam im Sande zu verrotten. Im Dienste Brandenburgs sollt Ihr gar bald einen Posten finden, da Ihr Eure Gaben herrlich entfalten möget."

„Ich nehme mir auch hierin Se. Durchlaucht, den Herrn Kurfürsten, zum Muster," entgegnete der Prediger gelassen, „als welcher ein sonderbar Gesicht machen würde, so eines Tages ein Herr Abgesandter des Königs von Schweden oder Polen oder Frankreich käme und ihn ermahnte, sein kleines brandenburgisches

Ländchen fahren zu lassen und lieber dafür ein vornehmer Rat oder Feldherr eines großmächtigen Reiches zu werden. Ei, er möchte solchen Gesandten bös abfahren lassen! Und so will auch ich dem Beispiele dieses mit Recht so hochbelobten Fürsten folgen. Lieber klein sein und seine Art behalten, als groß werden und sie verlieren."

„Ja, wenn Ihr Eure Art verlieren solltet," fiel Herr von Luchtemar lebhaft ein, „wenn Ihr Pole werden solltet oder Schwede, so würde ich Euch begreifen und Eure Meinung ehren. Ja, selbst die Schwaben oben im Reiche und die Bayern und die Österreicher und die vom Rhein, wenn Ihr zu denen solltet, die möchten Euch vielleicht ein wenig noch fremd bedünken, denn sie sind anders geartet in mancherlei Dingen und im Sprechen nicht immer bequem zu verstehen. Ihr Pommern aber, was habt Ihr für eine Art, die wir Brandenburger anders hätten? Es ist eine Sprache und ein Blut und ein Wesen. Vielmehr, Ihr werdet einen Stolpischen und Stettinischen Pommern noch leichter von einem Strahlsunder unterscheiden können, als von einem Neumärker und Berliner. Folglich verlieret Ihr nichts von dem, was Euer ist; Ihr bleibet Pommern, auch wenn Ihr Brandenburger werdet."

Der Prediger nickte. „Das hätte keine Gefahr," sagte er ruhig, „und wir würden mit Freuden zu Euch kommen und zu den Preußen, die auch von gleicher Art und Stamme sind, wenn Ihr ganz Pommern nähmet und zusammen behieltet, was zusammen gehört. Ihr aber zerreißt es in Fetzen und streut die Fetzen umher, dem Polen einen und den Schweden einen. Wenn Ihr Pommern habt, so habt Ihr auch mich: doch ward Euch die Macht nicht, ganz Pommern zu gewinnen, so habt Ihr das Recht nicht, ein einziges pommerisches Dorf wider seinen Willen zu Euch zu zwingen."

„Herr Pfarrer," rief hier der Gesandte schnell und mit Feuer, „kommt mit mir nach Berlin, Ihr sollt den Herrn Kurfürsten sehen in eigener Unterredung. Und wenn es wenige Minuten wären: Mein Wort zum Pfande, Ihr werdet von ihm gehen mit dem

festen Wissen: dieser Fürst läßt Pommern nicht mehr, auch nicht ein winziges Stückchen, auch nicht ein Inselchen und nicht einen Sandstreif! Gehet hin und Ihr werdet glauben. Pommern bleibt ungeteilt dereinst mit Brandenburg vereinigt."

„Noch ist es geteilt," versetzte der Prediger ruhig und fest, „und also bleibe auch ich solange getrennt in meinem eigenen Pommern."

„Ew. Hochwürden ist ein ausbündiger Querkopf," rief Herr von Luchtemar ein klein wenig erhitzt von seinem eigenen Rheinwein, „und ich muß es aufgeben, Euch zu überreden. Wie aber? Was meinet Ihr, wenn Brandenburg und Polen sich verbinden möchten, Euch auszuräuchern mit gemeinsamen Kräften?"

„Der Kurfürst von Brandenburg und ich, wir beide weichen der Gewalt, doch ihr allein," sagte Barnim Kieköwer, „Ihr aber könnt mir wohl etwas nehmen, wenn es Euer Wille ist, doch gewinnen könnt Ihr hier nichts mit aller Eurer Gewalt als ein wenig Streusand für Eure Staatsschriften und Akten."

Herr von Luchtemar machte jetzt nur noch mattere Versuche, ihn umzustimmen, indem er noch eine leise Hoffnung auf die sittigende Kraft des Weines setzte, dessen dieser Pommer gewiß nicht gewohnt sein konnte. Allein der Mann blieb fest gegen Diplomatie und Rheinwein gleichermaßen.

So begab der Gesandte sich endlich auf die Heimfahrt, ein wenig gedrückter zwar, als er gekommen war, doch ohne, daß seine Höflichkeit sich ein Grollen oder Ärgern hätte merken lassen. Seine Diener schieden in weitaus froherer, vielmehr in jubilierender Stimmung, die ihr Herr alles Ernstes den Schnäpschen zuschrieb, welche sie in diplomatischer Sendung mit den Fischern genossen hatten. Nicht ohne Mühe, aber doch glücklich vermochte er aus ihnen einige Neuigkeiten herauszulocken, die sie im Verkehr mit den Teerjacken ans Licht gebracht hatten: daß diese wunderlichen Leute, welche zwar von Natur viel lieber und viel mehr Schnäpse tränken, als sie Wörter redeten, ganz unerschütterlich zu ihrem Herrn und Pfarrer stünden und entschlossen wären, im Notfalle auch Haut und Knochen für ihn dranzugeben; denn sie trügen

einen unbändigen Respekt vor jenem Manne, als welcher unter ihnen recht im Geruche eines großen Heiligen wäre. Das aber hätten die Leutchen vornehmlich daraus entnommen, daß er zu mehreren Malen vor ihrem (nämlich der Fischer) Angesicht vom Teufel sei heimgesucht worden, welchen Teufel er aber mannhaft und herrlich hinausgedonnert habe, daß derselbe elend in den Wald entwichen sei, woselbst er sein ohnmächtig Zornwesen an den Hirschen und Elchen auslasse, die er in großer Zahl allnächtlich abschieße.

Auch sei der Herr Pfarrer jeden Tag einer neuen Heimsuchung gewärtig und darauf gerüstet: wie denn der Teufel öfters gesehen werde, daß er mit der Arkebuse unter seinem Wagen hervorschlüpfe und dem Walde zuspringe; also sei kein Zweifel, daß er dort müsse gelauert haben, um etwa eine Stunde zu erspähen, da der geistliche Herr in seiner Frömmigkeit ein wenig nachlasse und er dann besser an ihn könne. Auch würden sie selber, sagten die Fischer, Mut genug haben, dem Höllenhunde mit Schuß und Stoß ans Leder zu gehen, nur daß der Pfarrer solches mit großer Strenge untersagt habe: denn der Teufel sei gegen irdische Kugeln und Piken doch gänzlich gefeit, die ihm nur leichthin die Haut kitzelten. Aber das Kitzeln könne gar wohl in einen Jähzorn erzeugen und er aus Versehen einem unschuldigen Menschen den Hals abdrehen. Zwar vermöge er keinem an der Seele zu schaden, dafür sei er, der Prediger, da; allein um Hals und Genick sei es doch auch schade. So könne denn Satan ungestraft sein Wesen treiben, nur daß ihn der tägliche Ärger über die tapfere Frommheit des Pfarrherrn doch auch schier umbringen müsse.

Solche Dinge hatten die fröhlichen Diener von den Fischern in Erfahrung gebracht. Herr von Luchtemar aber, der ein ausgelernter Freidenker war, empfand nur im Anfange einen schweren Schauder, solange er sich auf dem großen Wasser befand, das ihm, als einen berlinischen Herrn, ein ungeläufiges und unliebsames Element war. Sobald er den Fuß auf festem Boden hatte, ward ihm besser, und er sprach lächelnd zu sich selber: „Sollte Se. Hoch-

würden etwa nicht bloß ein Schwärmer, sondern auch ein ausbündiger Schalk und Schwerenöter sein?"

Es überkam ihn alsbald eine andre Trübung; denn er vernahm vom Hause her das herzbewegende Fluchen des Herrn von Kieköwer, und von einem Platze unter den Bäumen her ein Jauchzen und Juchern der beiden Mädchen, die sich mit dem Ballspiel vergnügten: und da fiel ihm beschwerend aufs Herz, daß er nicht mit diplomatischem Ruhm bekränzt zu ihnen zurückkehre, sondern eher mit einer milden Beschämung vor diesen Schönen stehen müsse.

Er trat aber dennach wacker zu ihnen, und um seine Niederlage, wie ein geschlagener Feldherr pflegt, durch die Stärke des Feindes zu bemänteln, erzählte er ihnen bedachtsam die greulichen Dinge von den höllischen Anfechtungen haarklein und mit extra schwefelichten Farben ins Breite gemalt. „Da wird nichts übrigbleiben," schloß er, um in einem Scherze den letzten Rest von Beschämung verpuffen zu lassen, „als daß eins von den schönen Fräuleins sich entschließt, den gestrengen Heiligen zu heiraten; denn es ist eine alte Erfahrung: in die Nähe einer tapferen Hausfrau, die ihren Eheherrn in Zucht hat, wagt sich kein Teufel. Und obenein hätten wir den Herrn selber in sicherer Hut; denn sie würde als eine gute neue Brandenburgerin ihm die pommerischen Sondergelüste schon auszutreiben verstehen."

Zu seinem Erstaunen zeigten die guten Mädchen bei seiner feurigen Schilderung nicht einmal einen Anhauch von Furcht und Grauen, sondern einzig nur eine zunehmende Heiterkeit. Das durfte ihn wundernehmen, so freidenkende Lehrmeinungen auch hier im abgrundtiefen Hinterpommern verbreitet zu finden, da doch sonst überall in dem großen Wirbel widerstreitender Bekenntnisse der Glaube an den Teufel beinahe das einzige feste, felsgegründete Dogma war, das alle Konfessionen gemeinsam hatten. Dahingegen bemerkte er, daß sie seinen Scherz vielmehr ein wenig ernsthafter nahmen, als er für nötig befunden hätte; denn sie rümpften die Nasen sehr nachdrücklich, Kathinka errötete sogar fast beträchtlich und sagte von oben her, doch nicht scherzend:

„Wie sollten wir doch einen solchen Menschen unbekannter Herkunft heiraten können, da wir gut adelige Fräuleins sind?"

Herr von Luchtemar lächelte leise und um sie ein bißchen zu knipsen, sagte er mit neckendem Ernst:

„Das wäre noch das geringere Hindernis; denn da der Mann Kieköwer schon heißt, so würde unser Herr Kurfürst auf die Fürsprache eines so reizenden Fräuleins gewiß nicht zögern, seinen guten Namen noch drei winzige Buchstaben lose vorzuschieben und ihn flugs in einen wohlgebornen Herrn Vetter zu verwandeln. Weit mehr aber ist zu fürchten, daß er selbst sich solcher Verbindung weigere, als die ihm keine standesgemäße sei; denn ein souveräner Herr, der er ist, kann wohl eine andre Gattin wählen: eine Prinzessin von Geblüt oder zum mindesten, wenn er herabsteigen will, eines reichsunmittelbaren Freiherrn Tochter. An diesem Felsen ahnet mir, daß unsre hohen Pläne sich zerschlagen werden."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er auf den Wangen der Schönen ein starkes Feuer sich entzünden und ihre Augen von einem heftigen Zorne blitzen und funkeln sah. Sie gaben jedoch nichts zur Erwiderung, sondern hielten nur kurz untereinander eine stumme Zwiesprache mit den Augen, worauf sie sich bei der Hand ergriffen, eine Strecke weit davonliefen und sich unter einer breiten Buche in eine lebhafte Beratung vertieften. Doch waren sie bald einig, kamen gemessenen Ganges zurück und fragten mit keckem Blicke den kurfürstlichen Gesandten:

„Welchen Lohn dürfen wir uns ausbedingen, wenn wir uns vermessen, den souveränen Herrn Teufelsbanner mitten aus seiner Festung heraus zu entführen und Ew. Gnaden als Gefangenen gebunden vorzustellen."

„Der allermindeste Lohn," versetzte Herr Luchtemar mit einem ungläubigen Lächeln, „den ich mir von Sr. Durchlaucht, dem Kurfürsten, für zwei so tapfere Fräuleins erbitten würde, wäre die Zuweisung von zwei recht frommen und gehorsamen Ehemännern wohlgeprüften Adels. Ich hätte doch wahrlich nicht gehofft, je-

mals zweien Fräuleins zu begegnen, welche wagen wollen, erstens mit einem geistlichen Herrn, und zweitens vielleicht mit dem Teufel selber es aufzunehmen: mit Worten auch nur, das ist schon der Kühnheit genug, die Tat noch dazu verlangen, würde vermessen und töricht sein."

Sie lachten verschmitzt. „Den Teufel in Ehren!" sagten sie, „wo wir dessen Fußtapfen wittern, werden wir vorziehen umzukehren. Wir haben aber etliche sichere Spur, daß der Teufel, der diesen Herrn Sandpfarrer heimzusuchen pflegt, aus einer falschen Hölle stammt. Oder wann hat man jemals gehört, daß der wahrhaftig und echte Teufel sich an Hirschen und Rehlein vergreife, statt an sündigen Seelen? Wir haben aber noch eine besondre Erinnerung aus unsern Kindertagen, die uns auf eine andre Spur verweisen will. Wir haben einmal zu Stolp ein Puppenspiel gesehen, darinnen der berühmte Doktor Faustus auftrat und mit dem Teufel ein Bündnis schloß. Dieser Teufel aber war erschrecklich anzusehen wie ein Bär mit Bockhörnern, feuerglühenden Augen und einem ellenlangen Schweife, der an seinem Ende mit lichterlohen Flammen brannte. Doch obwohl es uns bitterlich graute, wagten wir's eines Tages, dreist in das Innere der Bude zu schleichen und die gräßliche Puppe aus der Nähe zu betrachten: und da sahen wir, wie sie zusammengenäht und mit einem schwarzen Katzenfell überzogen war; und der Kopf war ein Kürbis, darin ein Laternchen brannte und feurig durch die ausgeschabten Augenlöcher schimmerte; der Schweif aber war aus Werg gedreht und tüchtig mit Pech oder Teer getränkt.

Im Sommer, da wir hierher zurückgekehrt waren, machten wir uns ein Spiel daraus, uns selbst mit ähnlicher Kunst als Teufel zu verkleiden: wir fanden dazu etliche Wolfsfelle im Hause. So setzten wir uns untereinander und noch viel mehr die Knechte und Mägde in Schrecken. Es war aber damals noch ein Knabe mit uns als Spielgefährte, der uns in solchen Dingen treulich und mit Geschick zur Seite stand. — Und dieser Knabe ist jetzt der Prediger drüben im Sande geworden. Er war uns entlaufen,

weil er den Mut nicht hatte zu sagen, welche von uns beiden hübscher sei."

„Ei, der Tausend," rief der Gesandte mit Lachen, „diesen Mut freilich würde auch ich nicht gehabt haben, nie und nimmermehr! Und ich bin gewiß, sogar der Teufel hätte ihn nicht, und vielleicht nicht einmal mein Herr Kurfürst selber, einem schönen Weibe zu sagen, daß ein andres noch ein wenig schöner sei."

„Seit der Zeit," fuhren sie fort, „haben wir im Herzen einen heimlichen Sparren mit ihm, und wir wollen ihn uns jetzt wieder holen und zur Rechenschaft ziehen. Dazu bedarf es nur, daß Ew. Gnaden uns drei der schönen Rappen leihe, die jetzt in unserm Stalle stehen."

Der Gesandte nickte schnell gewährend.

„Und außerdem müssen wir bitten," fügten sie hinzu, „unserm Herrn Vater nichts von dem Gefangenen, wenn wir ihn haben, wissen zu lassen; denn es ist kein Zweifel, er würde ihn kurzer Hand aufhenken, und das möchten wir nicht, weil wir ihn vorher noch kneipen und zwicken wollen."

Herr von Luchtemar versprach dies Schweigen willig, denn auch ihm lag mehr daran, den sonderbaren Heiligen lebendig zu haben und vielleicht als ein rechtschaffenes hinterpommerisches Kuriosum seinem Kurfürsten vorzustellen.

Hierauf liefen die starken Mädchen hurtigen Fußes von dannen. — —

Am Abend dieses Tages, da die Dämmerung stärker einfiel und ein Schweigen über dem Sande lag, saß der Prediger Barnim Kieköwer in seinem Wagen, dessen Rückwand geöffnet und die Treppe herabgelassen war, auf daß die Nachtluft hereinwehe. Eine Laterne stand neben ihm auf dem Tischchen, darauf die große Bibel aufgeschlagen lag; es war das Hohelied Salomonis, das er eben mit vertieftem Eifer studierte. Das Licht warf einen beweglichen roten Schein auf den Sand zu seinen Füßen, den der Wind mit zahllosen Wellenlinien, Falten und Löchern gefurcht hatte; fast sah der zuckende Lichtkreis aus wie ein vielfaltiges

Menschengesicht oder wie eine grinsende Teufelsfratze mit gefletschten Zähnen und allen Schrecknissen.

Im Nebengemache, von ihm abgeschlossen, saßen die beiden Küster beieinander in schweigendem Beten. Vor ihnen standen auf einer Bank eine mäßige Flasche und zwei ganz kleine Gläschen, welche sie zuweilen, und nicht sehr selten, aus jener füllten und schweigend wieder leerten.

Da vernahmen sie durch die Wand ein lautes Murmeln ihres Predigers, wie sie das sonst auch zu hören gewohnt waren; denn einsame Leute pflegen gern mit sich selber zu reden.

„Es ist nicht gut mit dem Teufel zu spielen," hörten sie ihn sagen, „wer ihn an die Wand malt, dem kommt er. Ich wußte sonst nichts von seiner Anfechtung: jetzt kommt er schier allnächtlich in meine Träume. Er ist lebendig geworden in meiner Seele, da ich ihn außen an meinem Leibe lebendig machte. Ich lerne mich zu fürchten und finde keine Ruhe mehr vor dem Versucher. Noch ist er nicht leibhaft geworden in meinem Wachen, doch er rücket näher und näher; siehe, schon reckt er ein Abbild seines Angesichts von der Erde mir höhnisch entgegen; wer mag wissen, wie bald ich ihn selber erblicken werde. Denn auch Satan läßt seinen Namen nicht unnützlich führen und weiß seine Rechte zu nehmen. — Ich will forschen in der Schrift; vielleicht, daß dies Spukbild entweiche vor meiner Stimme, wenn sie heilige Worte redet."

Die Küster hörten ihn nun in lauterem Tone lesen, doch so, daß er öftere Pausen machte, nachdachte und zu andren Versen übersprang.

„Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes; denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein . . .

Siehe, meine Freundin, du bist schön, siehe, schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen . . .

Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an dir . . .

Seine Linke liegt unter meinem Haupt, und seine Rechte herzet mich . . .

Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut . . .

Denn Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ersäufen . . .

Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süße, und deine Gestalt ist lieblich . . ."

Auf einmal nahm die Stimme des Predigers wieder eine andre Tönung an, erst stockend wie in jähem Erschrecken und dann dumpfer und hohler hallend, als ob eine Angst sie beklemme:

„Nein, in dieser Gestalt sollst du dich nicht verstellen, Satanas! — Aber ich sehe, er suchet seine Rache mit Hinterlist; er ist frech geworden durch mein frevelndes Winken. Ich merke es wohl, es ist etwas anders geworden in meiner Seele. Da ich ein Knabe war und las in dem Buche Salomonis von der Kirche und ihrem Bräutigam, wehete es mich lieblich an wie der Duft eines Veilchens; heut aber haucht es schwül in meine Seele wie ein sommerlicher Südwind, der über hundert Rosenbüsche streicht. Wie eine heiße Lockung, und ich muß mich fürchten. Es ist nicht anders: der Teufel winket. — Hebe dich weg von mir, Satanas — diese Gestalt ist rein und ist mir heilig!"

Die letzten Worte schrie er so überlaut, daß beide Küster erschrocken von ihren Sitzen fuhren und nun wohl merkten, daß wieder eine ernste Heimsuchung im Gange war. Und unverzüglich warfen sie sich an den Strang des Glöckchens, wie sie in solchen Fällen pflegten, und hoben aus allen Kräften zu läuten an.

Die Leute im Dorf aber wußten genau, was diese Glocke schlug, und sie duckten sich tiefer in ihre Betten; nur wenige Tapfere schauten mit neugierigem Grauen aus den Fenstern, hielten aber die Laden in der Hand, sie eilig zuzuschmeißen, wenn etwas herauwittere.

Diese Tapferen vernahmen nicht lange danach in der Richtung vom Walde her ein Pferdegetrappel, das weich und dumpf in dem tiefen Sande erscholl, und sie sahen drei kohlschwarze Rosse über den Sand schnauben, auf denen aber nur zwei Reiter saßen, auch kohlschwarz wie Bären, und als sie näher kamen, mit feuersprühenden Augen und lange Schweife in der Luft fuchtelnd, die ebenfalls Feuer und Funken sprühten.

Da merkten sie, daß der Teufel Sukkurs bekäme und schlugen entsetzt die Laden zu; nur zwei ganz Verwegene hielten noch ein Auge an einer winzigen Ritze, die sie offen ließen. Die teuflischen Reiter aber brausten geradeaus auf den Predigtwagen zu, sprangen von den Pferden und schlüpften das Treppchen hinauf in das offene Gehäuse. Darauf hörte man die Stimme des Predigers fast erschreckbar donnern und dröhnen, und die Küster läuteten mit verdoppelter Kraft, so daß ein unmäßiges Rumoren ward, welches selbst die trotzigsten Seelen erschütterte. Nur allein an den Teufeln ward diesmal kein Brüllen noch Quietschen laut, sondern sie arbeiteten gelassen in schaurigem Schweigen. — Endlich sah man die kohlschwarzen Rosse mit drei Reitern darauf sehr hurtig dem Walde entgegensprengen. Das Läuten der Küster leierte herrlich und andächtig hinter ihnen her.

Die Tapferen, welches alles gesehen hatten, wagten sich nun hervor und nach dem Wagen hin, denn sie meinten nicht anders, als daß der erste Teufel mit den zwei Hilfssatanen schmählich geflohen und ihr Prediger als Sieger zurückgeblieben sei. Als sie aber hinkamen, fanden sie die Klause leer, und auch in dem andern Gelasse war nichts als zwei betende Küster. Nur konnte man am Eingang deutliche Spuren sehen, daß dort ein heftiger Kampf war angestellt worden. Da sagten die Männer mit großem Trauern:

„Nu hebben se em äwer doch wol holt. Twei so 'ne up Ein'n, datt is ok glupsch. Nu möten wi töwen, ob he wol wedderkümmt." —

Indessen trabten die zwei Teufel mit dem geistlichen Manne,

den sie geholt hatten, stark ausgreifend in den Wald hinein. Sie hatten ihm die Füße unter dem Bauche des Pferdes zusammengekoppelt, und auch die Hände ein wenig gebunden, doch nicht auf dem Rücken, wie man Verbrechern tut, sondern vor der Brust mit den Flächen gegeneinander, daß er sie zum Beten emporheben konnte, wenn er wollte. Und er wollte das auch und tat es. Nachdem er noch ein letztes stillgrimmiges Exorzieren versucht hatte, gab er es auf und stimmte in Ergebenheit den Vers an:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.

Er fürchtete sich freilich doch, aber nicht so sehr, sondern nur ein wenig. Indem kamen sie auf eine Lichtung und sahen die Sterne über sich schimmern. Und plötzlich ersah er in der schwachen Helle deutlich genug, daß über dem schwarzen und rauhen Rücken des einen der höllischen Reiter eine lange goldblonde Flechte herabhing. Da er aber noch niemals weder gehört noch gelesen hatte, daß ein Teufel jemals anders als mit kohlpechrabenschwarzem und gänzlich ungeflochtenem Haargestrüpp erschienen sei, und er sich einen blonden Satan schlechthin nicht vorzustellen vermochte, so ward er sehr verwirrt und stutzig, und statt des kriegerischen Trutzgesanges schwirrten ihm auf einmal die wunderlichsten Verse des Hohenliedes durch die Seele, und er murmelte leise:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön; siehe, schön bist du. Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen . . .

Wer ist die, die hervorbricht, wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne, schrecklich wie die Heerspitzen . . .

Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme . . ."

Aber die Reiter taten das nicht, sondern verhielten sich schwei-

gend und kümmerten sich weder um kriegerische noch um friedliche Beschwörungen.

Und nachdem sie also einige Stunden geritten waren und der Morgen leise zu dämmern begann, ward ihm eine Binde über die Augen getan, damit er den Eingang zur Hölle nicht sehen und den andern Leuten verraten könnte. Bald hielten die Rosse, er ward herabgeholt und eine Treppe hinaufgetragen. Darauf löste man seine Hände und legte ihn nieder, und er hörte den Riegel vor eine Tür stoßen.

Als er nun die Binde heruntertat und um sich blickte, fand er sich in dem Gelasse, in welchem einst der alte Pastor gehaust und ihm die erste Kenntnis des Hohenliedes gegeben hatte. Er meinte aber noch ein Wehen und Wittern würziger Düfte wie von Myrrhen und Rosen in diesem Raume zu spüren. Davon kam eine wunderbare Ruhe über seine Seele, und er streckte sich nieder und sank ohne Sorge in einen herrlichen Schlummer.

Am andern Morgen ward er von zwei Knechten hinabgeführt in ein Gemach, das ihm nicht in so lieber Erinnerung stand: denn er pflegte darin in seiner Kindheit die täglichen Prügel zu empfangen. Jetzt aber trat ihm der Herr von Luchtemar mit seiner gleichen Höflichkeit entgegen, indessen ein wenig abseits die zwei Teufel Aufstellung genommen hatten, welche jedoch beim gesunden Tageslichte weit weniger grauenhaft als lächerlich und possierlich erschienen. Über den Bärenfellen erhoben sich zwei stattliche Kürbisse mit Einschnitten und Löchern, aus denen ein Kichern hervortönte, das gar nicht teufelhaft, obzwar auch eben nicht völlig engelmäßig anzuhören war. Eine besondere Merkwürdigkeit an diesen Teufeln war, daß ihnen statt der Klauen wohlgebildete und rosige Mädchenhände verliehen waren, welche sie jedoch mit einer schlimmen Gebärde gegen den Gefangenen aufhoben, als ob sie ihn zu kratzen gesonnen seien. Doch blieb es bei der Gebärde und ward keine Tat daraus.

Herr von Luchtemar aber verbeugte sich gegen den Prediger und sagte:

„Ew. Hochehrwürden muß sich zu meinem Bedauern hier als kriegsgefangen behandelt sehen; doch steht es durchaus in dero eigener Hand und Gewalt, die Verhaftung augenblicklich aufzuheben und in vollkommene Freiheit zu verwandeln, wenn Ew. Hochehrwürden sich nur entschließen will, zwei kleine Bedingungen zuvor zu erfüllen. Zum ersten wird gefordert, eine ungezögerte Entscheidung zu treffen und solche mit lautem Nachdruck zu verkünden, welcher von diesen beiden hier anwesenden Teufeln häßlicher zu nennen sei —"

In diesem Augenblicke hoben die zwei possierlichen Ungeheuer die Kürbisköpfe herunter und riefen, das Kichern zu einem hellen Gelächter steigernd:

„Ew. Hochwürden ist uns seit langer, langer Zeit Antwort auf diese Frage schuldig —"

Der Prediger blickte nicht überrascht und dennoch ganz verwirrt und wie in einem Traume befangen zu Kathinka und zu ihr allein hinüber, als ob ein übermächtiger Zauber ihn an ihr Antlitz banne. Sie aber ward röter und röter übergossen, bis langsam ein schelmisches Lächeln auf ihre Lippen trat und sie lustig ausrief:

„Valeska hat es auch getan."

Da blitzte auch in seinen Augen mit einer alten Erinnerung eine trotzige Schalkheit auf, und er sagte kräftig:

„Valeska ist aber auch hübscher."

„Ei, vortrefflich!" rief da plötzlich Herr von Luchtemar, „dieser geistliche Herr beschämt an Schlauheit hundert Diplomaten. Er hat den Stein der Weisen entdeckt und den einzig möglichen Weg gefunden, wie man solche Frage ungestraft entscheiden kann: man läßt der einen die Zunge und der andren die Augen huldigen. Und doch ist auch so noch eine Ungerechtigkeit zurückgeblieben, die eines Ausgleichs bedarf, den ich hier geben will. Und also sage ich getrost, Kathinka ist schöner."

Dabei aber küßte er Valeskas Hand und schaute mit angenehm verliebten Blicken ihr ins Antlitz. Sie ließ sich das gern gefallen,

denn der Gesandte war noch ein ansehnlicher Mann in sehr schönen Jahren und seines Standes wegen kein verächtlicher Freier. Kathinka jedoch fiel auf einmal in großer Erregung der Schwester um den Hals, küßte sie und flüsterte:

„Ja, ja, du bist immer hübscher gewesen."

Valeska tat abwehrend Ähnliches, und so ward der Friede in dieser Streitsache zwischen ihnen geschlossen.

Herr von Luchtemar wandte sich nun wieder seinem Gefangenen zu und sagte:

„Zum zweiten aber wird der souveräne Herr vom Sande sich herbeilassen müssen und darein willigen, die hier aufgesetzte Abdankungsurkunde zur Stelle vor den anwesenden Zeugen zu unterschreiben und seine Pfarre als ein rühmliches Amt von des Herrn Kurfürsten Gnaden feierlich und ernstlich zu übernehmen. Das vollzogen, steht seiner Freilassung nichts mehr im Wege. Im Falle der Weigerung hingegen dürfte die Haft sich leider ins unendliche verzögern, ja vielleicht auch strengeren Zwangsmitteln Raum geben, wie man sie gegen Rebellen brauche; denn Se. Durchlaucht, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, läßt auch im Scherz kein Spiel mit seinen und des Reiches Rechten treiben. Ich ersuche Ew. Hochwürden sehr dringend, sich schnell zum Guten und Klugen zu entschließen."

Nach diesen Worten des Brandenburgers richtete Barnim Kiekower sich hoch und stolz in die Höhe, erhob die Hand gegen den Himmel und rief mit klingender Stimme:

„Mit nichten bin ich gesonnen abzudanken, noch meinen Rechten schwachmütig zu entsagen, da ich vielmehr erst jetzt mich in diesem Rechte noch ein wenig gekräftigt fühle; denn wenn mir ja etwa noch ein letztes Stücklein davon fehlen mochte, so war es dies, das ich jetzt empfangen habe, nämlich die ausdrückliche und förmliche Anerkennung vom Staate Brandenburg, durch den Mund des kurfürstlichen Abgesandten, in Gegenwart guter Zeugen. Denn man kann von niemandem eine Abdankung fordern, den man nicht zuvor und in eben diesem anerkannte. Also bleibe ich der freie

Herr vom Sande, anerkannt und bestätigt von zweien Fürsten, einem toten und einem lebenden. Verfahret weiter mit mir nach Eurer Willkür, ich aber sage: Es ist rohe Gewalt, die das kurfürstliche Brandenburg an mir verübt, und nicht ein Schatten des Rechtes daran. So aber bleibe ich der Sieger, auch wenn ihr mich fesselt und tötet: denn das Recht bleibt immer im Siege, wenn Gewalt es zertritt. Der letzte Gewinn des Ungerechten bleibt dennoch die Schande."

Herrn von Luchtemar überkam eine kleine Verlegenheit; denn er merkte, daß er in Wahrheit sich in eine Enge verritten hatte. Da ward er zum ersten Male ein wenig verdrießlich und sagte kurz abbiegend:

„Ich erkenne, dieser Herr gedenkt seinen Possen mit uns zu spielen, weil anfänglich auch wir dem Scherze ein wenig Raum gaben. Er soll sich aber nicht täuschen darüber, daß man im bitterlichen Ernste mit ihm handeln wird. Sollen wir ihn denn anerkennen als souveränen Herrn, um so schlimmer für ihn: so werden wir nach kurzem Kriegsrecht mit ihm verfahren und ihn als einen Raubritter und Friedensbrecher aburteilen. Denn ob er selber mit eigener Hand in diesen kurbrandenburgischen Forsten den Wildstand verwüstet hat, oder ob der Teufel es tat, der ihm dienet, das gilt gleich viel; denn jeglicher Herr ist verantwortlich für das, was sein Gesinde einem andren zu Schaden tut, und ist verhaftet, den Schaden zu büßen. Man führe diesen Kriegsgefangenen in Gewahrsam zurück."

Die Knechte vollführten den Befehl; der Prediger aber rief im Abgehen:

„Gewalt zu erdulden, habe ich frühe gelernt, der Gewalt mich zu beugen, will ich niemals erlernen."

Herr von Luchtemar verweilte noch einige Tage in diesem Hause; vornehmlich, weil er einen Traktatus eigener Hauspolitik mit Fräulein Valeska hatte, die zu ehelichen er von Herzen wünschte, weil er sie so sehr schön fand, daß er Ehre mit ihr bei Hofe einzulegen hoffte; obgleich sie bisher noch ein wenig wild

und pommerisch war, so vertraute er doch, ihr das abzugewöhnen und sie zähmen zu können. Auch gelang ihm der Handel nicht schlecht; Fräulein Valeska zierte sich noch ein Mäßiges, wie es ein guter Anstand fordert, allein sie war nicht abgeneigt und zeigte sich täglich gebärdiger.

Also saß nun wärenddem der Prediger Barnim Kieköwer in seinem engen Gelasse und hatte gute Muße nachzudenken und Predigten zu ersinnen. Er tat das aber nicht, sondern las viel und mit lauter Stimme in der Bibel, die von des alten Pastors Zeiten her daselbst in vielem Staube stehen geblieben war. Und so oft er sie aufschlug, war's immer das Hohelied Salomonis, das seinen Augen sich darstellte: und das mochte ihn allenfalls ein Wunder dünken, da es doch nur wenige Blätter sind in dem mächtigen Buche. Und es wehte ihn an wie eine Würze von Myrrhen und wie ein Duft von Rosen aus diesen Blättern; und er war sehr zufrieden in seinem Herzen, daß dieses Hohelied zu den heiligen Schriften gehörte und auch nicht einmal zu den Apokryphen.

Unter diesen lauten Erbauungen vernahm er nicht selten vor der Tür draußen ein leichtes Rascheln, wie das Rauschen eines Zeuges oder dergleichen. Es gab ein rundes Fensterchen ohne Glas in der Tür, dahin trat er horchend, das war aber zu klein, um den Kopf hindurch zu stecken, so daß er nur geradeaus und nicht seitwärts hinausschauen konnte. Er sah nichts dort auf dem Gange, doch er hörte zur Seite mit dem Rascheln zugleich die Stimme eines Kätzchens. Es war jedoch in Wahrheit Fräulein Kathinka, die sich dort barg und lauschend zuhörte, denn die Dinge, die er las, gefielen ihr wohl.

„Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes. Denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein . . ."

Es ging ihr aber durchaus wider die Natur, lange still zu sitzen, darum rückte sie häufiger hin und her, daß es raschelte. Und wenn er kam hinauszuhorchen, miaute sie, um ihn zu täuschen, als wenn sie eine Katze wäre.

Und er setzte sich wieder und las seine Verse.

Nachher aber hatte er Anfechtungen, die schlimmer waren, und die für ein übles Spukwesen gelten konnten. Es kamen allerlei Dinge geflogen, die ihm an den Kopf fielen und auf die Hände und zwischen die Blätter des Heiligen Buches: Kirschkerne und Erbsen, Kienäpfel und schlechte Butterblumen, Dornzweige und ein lebendiger Hirschkäfer, kleine Steinchen, Binsenhalme und vieles ähnliche; er aber ließ die Heimsuchung nicht an sich kommen als einen Spuk, und kannte kein Fürchten mehr, und als es gar zu arg wurde, stand er auf, breitete die Hände aus gegen die Tür hin und sprach mit großer Freudigkeit fast lächelnd:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!"

Darauf legte sich dieser Regen, und als er doch wieder anhub, kamen viel bessere Sachen, die sich brauchen ließen: ganze Kirschen und Backbirnen, Semmeln und kleine Würstchen, und zuletzt ein ansehnliches Stück Schinkenbein, das ihm gerade zwischen die Hände fiel. Da ließ er sich nicht bitten, dachte an kein Teufelswerk, sondern biß hinein und ehrte den Geber durch völliges Vertrauen. Und das kam ihn zugute, denn der Gesandte hatte nur Brot und Wasser für ihn bestimmt, um ihn mürbe zu machen.

Als die Sonne an diesem Tage sank, ward es schnell dunkel in dem Kämmerchen, denn es hatte nach außen nur ein winziges Fenster gegen Morgen, durch das wenig Licht fiel. Als Fräulein Kathinka merkte, daß es drinnen nun fast schon völlige Finsternis war, da faßte sie die Meinung, sie dürfe sich getrost mit dem Gesicht an das Türloch stellen, weil er aus dem Dunkel doch nichts von ihr sehen könne. Nur vergaß sie, daß draußen auf ihrem Gange, der offen gegen Westen lag, noch eine beträchtliche Helle war, und der Schein der Abendröte fiel voll und schön von der Seite her auf ihre Stirn und ihre Wangen.

So sah der Prediger das Antlitz rosig durch die Öffnung schimmern wie in einem Rahmen und entsetzte sich; doch es war kein grimmiges Entsetzen, sondern gelinde und voll Annehmlichkeit. Er meinte aber durchaus nicht, daß es etwas Wirkliches wäre, sondern ein holdseliges Phantasma, das ihm seine Studien im Hohenliede heraufgezaubert. Und seine Lippen sprachen verzückt und leise, und er wußte es selber nicht:

„Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne, schrecklich wie die Heerspitzen? Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an dir . . ."

Sie hielt solches Exorzieren sehr lange aus, ohne zu rascheln, bis es draußen auch dunkel ward und das Phantasma verschwinden mußte, leise, wie die Sterne am Morgen verschwinden.

Und er meinte nun erst recht nicht mehr, daß es etwas Wirkliches könne gewesen sein.

Es währte eine ziemliche Weile, da kam wieder ein Ding gegen ihn angeflogen, kalt, feucht, glibbrig wie eine Schlange; und andre Schlangen folgten nach, ringelten sich um seinen Hals, hingen über seine Schultern, glitschten schlüpfrig durch seine Hände: da schüttelte ihn dennoch ein schweres Grauen, und er vermochte es nicht mehr abzuwehren, daß es endlich müsse der wahrhaftige Teufel sein, der bisher nur gescherzt, um ihn sicher zu machen. Und er rief in seiner Not mit gewaltiger Stimme:

„Nur zu, Satanas, nur zu! Das Gift deiner Ottern mag mich fressen, doch du sollst nichts erlangen von mir, wie auch die Menschen nichts zu erlangen vermögen, das wider das Recht ist. Ich trotze dir und dem Kurfürsten von Brandenburg!"

Mit solchen Worten redete er sich Mut in die Seele, und er tastete nun tapfer die Schlangen an, um sie von sich zu schmeißen. Doch erkannte er bald, daß es nichts andres war, als die langen Stengel von Wasserrosen, deren große Blüten schwer über seine Hände niederhingen.

Er schämte sich nun ein wenig und war doch froh, denn er wußte

jetzt genau, woher ihm all das Böse und all das Gute gekommen war. Er ließ sich aber erst recht nichts merken, sondern fing an aus arger Schalkheit mit einer neuen und fürchterlichen Gewalt gegen die Tür hin zu exorzieren, zu bannen und zu beschwören, mit so grausamer Stimme, mit so ausbändigem Fluchen und Psalmendonnern, daß Fräulein Kathinka mehr und mehr in ein Fürchten kam und zuletzt von bitterem Grausen ganz übernommen die Flucht ergriff mit Zittern und Wimmern.

In solcher Art verlebte Barnim Kiekower Tage einer sanften Gefangenschaft, und wenn Herr von Luchtemar ihn hier hätte mürbe kriegen wollen, so hätte er lange warten können.

Dieser Herr machte unterdessen noch einen Versuch, sich mit den verwaisten Fischern vom Sande allein ins Reine zu setzen; er fuhr hinüber und redete ihnen gütlich zu, sich freudwillig unter seines Kurfürsten gnädige Hoheit zu begeben. Sie aber entgegneten:

„Unsen Herrn hat de Dübel holt, dat is wohr. Awer he kümmt wedder, denn he is em öwer; de Höll' möt em wedder utspucken. Uns' Herr, wenn he man Tid hat, kann he säben Dusend Dübel to Schann' predigen. Darum so lang' möten we dahn all, wat he seggt hat. Un wenn Ein' kümmt un will uns em afwennig maken, denn scheiten wi."

Hiermit mußte der Gesandte abermals abziehen und hatte nichts ausgerichtet; denn er hütete sich wohl zu bekennen, daß er den Pfarrer in seiner eigenen Gewalt hatte. Für diesen Fehlschlag tröstete ihn, daß er mit Fräulein Valeska jetzt ins volle Einvernehmen kam. Er verlobte sich mit ihr, und es sollte die Hochzeit in einigen Monaten gefeiert werden, sobald er seiner jetzigen pommerischen Reisegeschäfte werde ledig geworden sein.

Nun nahm er Abschied. Seinen Gefangenen hätte er am liebsten jetzt gleich wieder frei laufen lassen, da er sah, wie zäh der war, und ihm auch Zweifel aufstiegen, ob der Kurfürst mit seinem Verfahren ganz würde zufrieden sein, zumal, wenn der Handel ohne einen Abschluß blieb. Doch er schämte sich, jetzt noch klein beizugeben nach so viel Wirtschaft, und er hoffte im

stillen, ihn doch noch zurechtzukneten, besonders, wenn er sähe, wie freudig die andern Pommern an allen Orten dem Erben ihrer Krone entgegenjauchzten.

Eine andre Hoffnung noch stieg ihm auf, als er sah, in welcher Art der Pfarrer zuletzt mit Fräulein Kathinka den Abschied wechselte. Nicht, daß es Händeschütteln und holdseliges Verneigen gegeben hätte: aber der kluge Staatsmann meinte bei kühlem Kopfnicken und Seitenblicken zwischen ihnen etwas hin und wieder schweben zu sehen wie ein rosiges Wölkchen, das ihnen doch selbst noch verborgen blieb, wegen der Blendung, die es ihren Augen machte. Da dachte er bei sich und ward guten Mutes: „Den wird das Heimweh klein kriegen, wenn er nun in die Fremde muß."

So reiste Herr von Luchtemar ab; der Gefangene ward heimlich unter den reitenden Dienern mit hinweggeschafft, daß ihn Jochen von Kieköwer nicht sähe und durch Kummer einen Schaden litte.

Nach einiger Fahrt nahm der Gesandte den Prediger vor und bearbeitete ihn vorsichtig. Er gab ihm fern herdeutend, als ob er von fremden Personen rede, zu verstehen, wie er der Meinung sei, ein adeliges Fräulein könne sich wohl allenfalls ohne Unwillen und Schande dazu anlassen, einen wohlbegründeten und bepfründeten Pfarrherrn von des Kurfürsten Gnaden mit ihrer Hand zu beglücken, jedoch ganz gewiß niemals einen dürren Strandpastor, der bis an die Knie im Sande säße und weder Titel noch Ehren aufzuweisen hätte. Ja, mit solchem Herrn Hungerleider und souveränen Sandfloh sei selbst für ein behäbigeres Bürgermädchen kein Staat zu machen.

Hierauf antwortete Barnim Kieköwer sehr gelassen, ein adeliges oder bürgerliches Mädchen, das nach solchen Fragen gehe, habe die echte Liebe nicht und sei eines treuen Mannes nicht würdig zu heißen. Aber auch ein solches Fräulein nicht, das etwa von ihrem Liebsten verlange, er solle um ihretwillen sich seiner Rechte und beschworenen Pflichten begeben: die gingen aller irdischen Liebe vor und seien nicht umzustoßen.

Da ward Herr von Luchtemar ganz verdrießlich, daß er diesen Dickschädel mit sich genommen hatte, und wäre ihn gerne auf gute Art wieder losgeworden. Derselbe machte sich überdem sehr unnütz in seiner Gesellschaft, indem er an allen Orten, wo sie hinkamen, vom Pferde herunter den Leuten predigte und sie feurig ermahnte, stark zu sein gegen Ungerechtigkeit und sich nicht zu ducken, zumal gegen solche, die von oben kämen, von Adeligen oder von Fürsten oder von deren Gesandten.

So machte er sich täglich überlästiger, und Herr von Luchtemar gab endlich seinen Reitern geheimen Befehl, sie möchten den Gefangenen locker lassen und nicht behindern, wenn er irgend Neigung zeigte, zu entweichen. Der aber tat gar nichts dergleichen, sondern zog gelassen in dem Haufen mit; und wenn sie ihn hinter sich ließen, und wenn er nachts allein in einem offenen Hause schlief, so blieb er doch, als wenn er mit hundert Ketten gebunden.

Als sie in der Gegend von Belgard weilten, kam ein Bote geritten mit einem Schreiben von Fräulein Valeska, darin sie ihrem Verlobten mit Trauer meldete, daß ihr Herr Vater, Herr Joachim von Kieköwer, eines jähen Todes leider verblichen sei. Das sei aber also ergangen: Drüben auf dem Sande überm Wasser sind polnische Herrn gewesen, die Grenze zu befinden. Haben ihnen die Fischer gleichfalls gesagt, die Grenze nach bisherigem Brauch zu rechnen bis zum Sande von beiden Seiten, und der Sand sei frei. Und als die Herren nach etlichen stillen Vorstellungen mit Gewalt gedroht, sind die Fischer doch fest geblieben und haben sich nicht raten lassen. Es hat sich aber gefügt, daß der Starost von Draheim mit einem Trupp Reisiger ist gerade in Leba gewesen: den haben sie aufgeboten. Hat sich auch nicht lange bitten lassen, wie er dann immer genugsam ist bekannt gewesen um Gewalttätigkeit; ist durch den Wald her vorgerückt mit seinen Pferden und hat einen starken Angriff gemacht mit Reitern und Feuerwaffen. Aber die Fischer haben hinter ihren Verhacken und Sandhaufen so lustig darauf losgeknallt, daß sie ihrer viele zusammengeschossen und hingestreckt haben und hat der Starost

gegen Abend sich elend mit blutigen Köpfen in den Wald verkriechen müssen.

Am Morgen, als es hell geworden, haben die Polen in blöder Wut sich an die Bäume gemacht mit Äxten und Feuer und viel Wald verdorben, den der Sand noch nicht gefressen hatte; haben wenig darum gesorgt, daß sie auf polnischem Grunde so tobten, und daß sie den Fischern nicht das allergeringste zuleide taten. Denn die haben gelacht vielmehr und scherzend gerufen, der Pole machte ihre Grenzen weiter.

So ist der Starost mit Wut und Schande abgepfiffen; dem Herrn Vater hingegen ist der Gram um den Waldschaden so arg in die Glieder gefahren, daß er alsbald blau geworden ist im Angesicht und seitwärts vom Sessel geglitten. Ist auch nicht wieder aufgestanden, sondern von Stund an tot gewesen. Solch ein elendes Ende hat dieser polnische Kriegszug genommen.

Als Herr von Luchtemar die Neuigkeit gelesen hatte, entschied er sich schnell, den Zwischenfall zu benutzen, daß er sich des unbeliebten Geleitmannes entledigte. Er rief den Pfarrer herein, erzählte ihm genau, was sich zugetragen, sagte ihm viele Lobsprüche, daß er seine Leute zu so tüchtigen Helden sich gezogen habe, und in Anerkennung so edler deutscher Waffentat wider den polnischen Erzfeind wolle er ihm jetzt mit Freuden die Freiheit wiederschenken und in Person seine Sache in freundlichem Sinne vor dem Kurfürsten vertreten.

Barnim Kiekower, der sich zwar heftig freute über sein Völkchen, erwiderte dem Brandenburger mit großem Ernst:

„Mit nichten, mein Herr Gesandter. Es ist keineswegs in dero Hand gelegt, mich nach Belieben freizugeben oder zu behalten, sondern mein Recht ist jetzt verhaftet zu bleiben, da ich zu Unrecht in die Haft gekommen bin, und ich fordere jetzt nichts Kleineres, als von dem Herrn Kurfürsten selbst mit aller Förmlichkeit sowohl in meiner Ehre als in meinem Besitze wiedergestellt werden."

Über diesen Vorschlag ward Herr von Luchtemar wahrhaft grimmig und rief voll Entrüstung, er möge denn bleiben, wo zum

Teufel er wolle, nur dürfe er sich nicht in sein Gefolge drängen, das mehr zu tun habe als eines Häftlings zu pflegen. Da nickte der Prediger und empfahl sich.

Er schritt fortan nun immer hinter dem Zuge her, so daß er in Augenweite blieb, wie ein schwarzes Gespenst, oder wie ein Rabe, der einem armen Sünder auf seinem letzten Wege nachzieht. Dazu hörte man auch beständig seine glockenlaute Stimme, wie sie Psalmen sang, allerlei dergleichen wie den fünften Psalm: Gebet für die gerechte Sache bei den Bedrängnissen der Ungerechten. Psalm 35: Gebet um Errettung von undankbaren, boshaftigen und schadenfrohen Feinden. Psalm 82: Drohende Anrede Gottes an ungerechte Obrigkeiten. Psalm 137: Wehklage der nach Babel weggeführten Israeliten. Psalm 144: Bitte um Schutz und Segen Gottes für sein Volk. Und manches ähnliche nach guter Auswahl. Und an den Orten, wo sie rasteten, predigte er immerfort über diese Texte, und die Leute liefen in Haufen herzu und hörten ihn gern, wie er sie zusammenrüttelte um ihrer Sünden willen und wieder sie stärkte zur Standhaftigkeit wider die Bösen und die Unterdrücker. Und manche gingen mit ihm eine Tagereise weit und noch mehr.

Durch alle diese Dinge machte er den Herrn von Luchtemar zuletzt ganz mürbe und so verzweifelt, daß er sich die Ohren mit Wachs verstopfte und ihm vor Erregung oft die Tränen voll aus den Augen schossen. Und man hörte ihn klagen: „Dieser Mensch hat recht getan, sich zum Teufel zu verkleiden, denn er ist einer."

Zu allerletzt ward er ganz hinfällig und siech von dem Ärger, und als sie nach Stargard kamen, legte er sich und wollte sich von keinem Menschen mehr sehen lassen. Er empfing aber daselbst in diesen Tagen, da es nun schon später Herbst geworden war, einen neuen Brief von seiner verlobten Braut, der abermals eine andre Meldung vom Sande brachte.

„Es ist ein großes Unheil über unsre Küste ergangen," so schrieb sie, „eine grausame Sturmflut von Norden her, die hat viel Unheil verbracht von allen Enden, am allermeisten aber vor unsern

Augen drüben überm See bei den freien Fischern. Wir haben gesehen, daß der Sand lebendig wurde und aufstieg über dem Lande gleich einer Wolke oder wie der Rauch des ungefügigen Feuers. Und als der Sturm abließ und wir hinüberfuhren, da sahen wir, daß der Dünenberg hinter dem Dorfe war mächtig in die Höhe gewachsen und stand dahinter steil aufgereckt wie ein trotzender Riese. Im Dorf aber war der Schreck sehr groß, und fanden wir Jammers und Wehklagens genug, und meinten alle, daß der Teufel selber die Hand müsse am Werke gehabt haben. Und sind ihrer nicht wenige, die schwören, daß sie ihn mitten in dem stäubigen Wust als eine Gestalt gesehen haben, wie wenn eine Fledermaus so groß wäre wie ein Urochs. — Wir aber meinen, der neue Waldschaden, den die Polen gemacht, der ist schuld, daß der Sand so mächtig geworden.

Es war dieser Sand mit solcher Gewalt von der Höhe geschossen, daß er etlichen Häusern das Dach zerrissen hat zum Klaffen und standen elend offen, und andern war von hintenher die Wand eingedrückt, denn der Sandhaufen stemmte sich dagegen wie eine Sturmwelle. Alle Häuser aber insgesamt waren in ihrem Innern so hoch mit Sand bedeckt, daß man bis an die Knie darinnen watete. — Und ist auch leider klärlich zu sehen an dem Dünenberge, daß dieses Unheils niemals ein Ende mehr sein wird, sondern es wird bei jedem Sturme nur immer größer werden, also daß wenig Zweifel bleibt: wenn der Winter vorüber ist, wird kein Haus an seiner Stelle mehr stehen, außer zerbrochen und in Trümmern. Und ist eine unselige Stätte geworden und erschrecklich für die Leutchen zu wohnen.

Darum erbarmte es uns solches Elends, und meiner Schwester Kathinka, welche nun als die Herrin hiesiger Liegenschaft gilt, seit ich für die Zukunft in einem andern Hause wohnen soll, die hat den Fischern zugegeben, daß sie sich abseits nach Westen hin unter dem Schutz des Waldes hinsetzen sollen mit ihren Hütten und dürfen auch so viel von Bäumen ausschlagen, daß jeglicher ein Äckerchen gewinne. Vor dem Wilde zu sorgen, ist auch keine Not

mehr, denn meine Schwester Kathinka ist seither in diesen Monden alle Tage zu jagen gezogen und hat unter den Hirschen so starken Abschuß getan, daß sie niemandes Schade mehr sein mögen. Auch hat sie den Siedlern das Recht gegeben, die Tiere zu erschlagen, die auf ihre Felder treten. Aber das Fell und den Braten, das müssen sie abliefern.

Das Völkchen folgt nun fleißig ihrem Rat und ist frisch bei der Arbeit, die Hütten abzubrechen und an dem bessern Orte wieder aufzubauen. Und wer binnen kurzem dieses Weges über den Sand mag ziehen, der wird einst leere Stätte finden, und wird nicht glauben, daß dort einst Menschen gewohnt haben. Und meine Schwester Kathinka ersuchet höflich, dem Herrn Teufelspastor (wie sie ihn nennet), oder dem Sandherzog, wie andre sagen, zur Kenntnis zu geben, daß ein größerer Herr, als auch der Kurfürst von Brandenburg ist, über sein weltliches Königreich also entschieden hat."

Als Herr von Luchtemar dieses gelesen hatte, schüttelte er kräftig den Kopf, und er lächelte nach langer Zeit zum ersten Male wieder mit Freuden; denn es erleuchtete ihm ein neuer Gedanke, wie er sich auf eine sonderbare und zugleich scherzhafte Weise an seinem Quäler rächen könne.

In solcher Meinung verschwieg er ihm gänzlich das Schrecknis, das über den Sand ergangen war, und schickte ihn vorauf nach Berlin, daß er selbst seine Sache vor dem Kurfürsten verhandeln möchte. Er gab ihm einen Reiter mit, indem er ihm freistellte, denselben als seinen Knecht zu seinen Diensten anzusehen, oder aber als seinen Wächter, der ihn mit Gewalt überführen sollte: ganz wie es ihm zu Belieben sei.

Dem Kurfürsten aber sandte er durch diesen Reiter ein feierliches Schreiben, in welchem er den wunderlichen Fall mit Ausführlichkeit zur Kenntnis brachte. Nur stellte er das Ganze als einen Scherz dar, den er sich vorgenommen, und dessen Ergötzlichkeit dadurch vermehrt werde, daß der pommersche Herr Plumpsack einen finsteren Ernst dahineinlege. Sodann bat er, diesen Scherz damit zu vollenden und zu krönen, daß er dem Pommern

in aller Form und Feierlichkeit als Souverän vom Sande anerkannte: nur möge er der Sicherheit wegen vermeiden, die Fischereigerechtigkeit auf dem Haff und auf der See in die Souveränitätsrechte mit einzubeziehen, sondern möge solche stillschweigend sich vorbehalten. Dann sei der ganze Fetzen Ödelandes nicht so viel wert wie das winzigste Blumengärtchen.

Eine so ungefährliche Souveränität sei dem Querkopfe zu gönnen um des tapferen Krieges willen gegen den Polen.

Also reiste nun Barnim Kiekower als ein freier Gefangener von Stargard ab und schritt hinter Pyritz über die Grenze des pommerischen Landes.

Als er zwei Wochen später ohne einen Begleiter über die Grenze zurücktrat, trug er das Haupt sehr freudig erhoben, und wo er durch Städte und Dörfer kam, da redete er viel schöne Worte zum Preise des brandenburgischen Kurfürsten und seiner stolzen Gerechtigkeit. Auch gab er eine volle Zuversicht, daß Pommern bald wieder werde aufgerichtet und ein einiges Land werden unter dem brandenburgischen Zepter. Und wenn er einen Psalm sang, so waren es Sprüche von dieser Art.

„Du liebest Gerechtigkeit und hassest gottlos Wesen; darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbet mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen."

So kam er durch die Städte Pommerns bis nach Stolp und an die Küste dahinter; und am Strande entlang wandernd, kam er an den Lebasee zu seiner Stelle, wo der Sand den Wald durchbrochen hatte. Nun schritt er mit Freuden die Düne hinauf und wunderte sich einzig, daß sie seinen Augen um ein merkliches höher erschien, als sie vordem gewesen war. Doch als er die Höhe erreicht hatte und hinabspähte nach seinem Dorfe, das sein Königreich war, siehe, da fand er dort nichts als eine leere und schauerliche Wüste von wildem Sang.

Da entsetzte er sich und erschauderte; denn es war gräßlich zu sehen, wie eine Fülle des Lebens verschwunden war, als wäre es von einer Meereswoge hinweggespült oder von einem Winde

zerblasen. Die hohe Düne aber stand aufgerichtet darüber wie eine gewaltige Brandungswelle, die mitten im Ansturm erstarrte; und er sah, wie vor dem Winde, der vom Meere heraufkam, der lockere Sand am Boden dahinrollte und in langen Strähnen sich über die Kante des Berges hinübergoß, die gewellten Massen des Abhanges und der Tiefe vermehrend: und da begriff er, wie bei einem Sturme die große Verwüstung konnte ergangen sein.

Er kniete zur Erde, sein Angesicht der Weite des Meeres zugewendet, und sang den Psalm, der solche Worte sagt:

„Bringet her dem Herrn ihr Gewaltigen, bringet her dem Herrn Ehre und Stärke!

Die Stimme des Herrn geht auf den Wassern, der Gott zu Ehren donnert, der Herr auf großen Wassern;

Die Stimme des Herrn entblößet die Wälder; der Herr sitzt, eine die Wüste Kades.

Die Stimme des Herrn entblößet die Wälder; der Herr sitzt eine Sündflut anzurichten, und der Herr bleibt ein König in Ewigkeit.

Der Herr wird seinem Volke Kraft geben; der Herr wird sein Volk segnen mit Frieden."

So betete er, stand auf und schritt mit getröstetem Angesicht über die Stätte des Schreckens herab ans Gestade des Sees und wanderte weiter an seinem Gestade nach Westen hin.

Es währte nicht lange, so stieß er unter dem Walde auf eine Hütte, die da nicht gewesen war. Und als er rief, trat das Weib eines Fischers heraus, das er erkannte als von den Seinigen, und schrie und jubilierte überlaut, daß ihr Pastor endlich die Macht der Hölle zuschanden gemacht hatte und heimgekommen war.

Er kehrte ein wenig zu ihr ein und vernahm, was unterdessen hier ergangen war. Und er vernahm, daß Fräulein Valeska nun heimgeholt sei zu ihrem Gatten und Fräulein Kathinka allein mit ihren Mägden und Dienern im Schlößchen haust, und daß sie auch den Predigtwagen zu sich genommen habe und zusamt den zwei Küstern darinnen, und daß sie fleißig die Hirsche abschieße und ihren Schaden verhindere oder vergüte.

Als er das höre, leuchtete sein Antlitz, und er eilte sich, weiter zu wandern ganz um den See herum und kehrte nicht mehr ein bei den andern Hütten, denen er begegnete.

So erreichte er das Blockhaus derer von Kieköwer und fand daneben seinen Wagen stehen. Aus dem Bauche des Wagens aber scholl ein Getöse von Stimmen, die miteinander zankten; und als er hinhorchte, waren es die Stimmen der beiden Küster, welche feurig miteinander disputierten über die christliche Abendmahlslehre und ihre Auslegung nach lutherischer Vorschrift. Matzke Adebahr bezichtigte den Peter Korchschwanz des Kryptokalvinismus, und dieser schalt jenen einen Papisten.

Als der Prediger das Treppchen hinaufstieg und eintrat, waren sie eben im letzten Zorne aufeinander losgegangen, und jeglicher von beiden schwank eine frische Hirschkeule über dem Haupte, mittels deren er den Gegner von dem wahren Glauben zu überzeugen hoffte. Der Prediger rief ihnen entgegen: „Friede sei mit euch!" Und sogleich ließen sie ab voneinander und faßten gemeinsam den Strang ihrer Glocke und läuteten herrlich nach allen Kräften. Dazu fielen ihnen Tränen der Rührung aus den Augen.

Barnim Kieköwer grüßte sie und fragte, wo die Herrin des Hauses zu finden wäre. Sie sagten, daß Fräulein Kathinka alle Tage zumeist in dem Kämmerlein im Dache zu verweilen pflege und in den Büchern lese, die dort bewahrt würden. Da ging er leise ins Haus und die Treppe hinauf, um ihr zu danken und Abschied zu nehmen.

Als er oben auf dem Gange stand, hörte er ihre helle Stimme durch das Türfensterchen klingen; und es waren Sprüche des Hohenliedes, die sie feurig hinaussprach:

„Denn Liebe ist stark wie der Tod; und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn.

Daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so wäre es alles nichts."

Er trat hinzu und sah sie sitzen an dem Tischchen, da er selbst

einst gesessen, und die Bibel lag vor ihr. Sie war in ein schwarzes Gewand gekleidet und trug keinen Schmuck außer einer weißen Wasserrose, die sie mitten in ihren goldnen Haaren trug. Ihre Schönheit war anders geworden, als sie gewesen war, feiner, zarter, und die Farbe ihrer Wangen von einem lichteren Dufte überzogen.

Als Barnim sie so erblickte, wich er zurück, sank mit dem Haupte gegen die Wand und weinte. Und er sprach zu sich selber: „Der Herr hat mir mein Reich genommen, das mein Stolz war und das ich mir gegründet: und ich habe den Herrn gepriesen: doch da mir das andre soll genommen werden, das ich doch niemals besaß, ist meine Seele zerrissen von Qualen."

Doch er raffte sich bald empor und faßte die Türe und trat hinein. Sie sprang von ihrem Sitze und stand nun vor ihm in vollem Erglühen, und er sah sie an und sprach:

„Ich bin gekommen zu danken und Abschied zu nehmen; denn ich bin ein Herr, den Gott geknechtet hat, und ein Fürst, dem der gerechte Richter sein Reich genommen hat. Er schlug mich also, weil er in meinem Busen gelesen hat, daß mein Trachten nicht lauter gewesen und meine Lippen nicht alles sprachen, was meine heimliche Seele dachte; denn ich rang nach Freiheit nicht darum allein, um den Namen Pommerns eine Stätte zu erhalten, sondern auch um mir selbst einen Namen und eine Herrlichkeit zu geben, auf daß ich den Mut und die Hoffnung gewönne, meine Hand auszustrecken nach dem lieblichsten Gut, das ich mir auf Erden wußte. — Das habe ich heute erkannt, da die Strafe ist über mein Haupt gegangen. Ich muß nun leider scheiden und wieder wandern; denn ich bin ein heimatloser geworden, wie von je ich war, und ein Bettler ohne Besitz. Und der Herrenname ist ein Hohn geworden und ein eitles Klingen."

Als er so gesprochen hatte, blickte Kathinka ihn von unten her mit einem schelmischen Blinzeln an und fragte verschmitzt:

„Welche ist denn hübscher?"

Und er erwiderte:

„Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an dir."

Da sagte sie lächelnd und errötend:

„Dort ist ein Fürst ohne Land, und hier ein Land ohne Fürsten. Sollte es nicht klug sein, einen Bund zu schließen und jeder des andren Schaden zu decken?"

Und als er noch zagte und schwieg, kam ein Teil ihrer fröhlichen Gewaltsamkeit wieder über sie, sie drängte ihn lachend zur Seite, sprang an ihm vorüber, entwischte aus der Türe, klappte sie zu und warf von außen den Riegel vor.

So war er gefangen wie ehedem. Doch blieb er's nicht lange; binnen kurzem ward der Riegel zurückgeschoben, und ein Ungetüm drang herein, mit einem Bärenfell angetan und einem Kürbiskopf auf den Schultern, und eine Stimme klang hohl aus dem Kopfe heraus:

„Ich bin gekommen, den mir zu holen, der mir gehört und der mir umsonst zu entrinnen suchte. Und wie er sich auch stellen mag, die Hölle will ich ihm heiß machen."

Da nahm er sie endlich mit Kräften beim Kopf, daß der mitten entzweibrach und ein besserer Blondkopf ans Tageslicht kam. Und nun nahm er den auch und küßte ihn mit Kräften.

Und als sie vieles miteinander getan und geredet hatten, sagte der Bräutigam noch dieses:

„Und wenn uns ein Söhnchen geschenkt wird oder eine Tochter, oder deren viele, so soll jedes allemal seine eigenen Prügel haben, und zwar deren genug, daß ihre Seele gedeihe."

Im gleichen Verlage erschien:

Schlesische Dorfgeschichten

Ausgewählt und eingeleitet von

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

✡

In der großen, literarisch höchst bedeutsamen Bücherreihe „Dorfgeschichten", die die bekannte „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin" den zahllosen Freunden ländlicher Erzählungskunst darbietet und deren stoffreiche, vornehm ausgestattete Bände jeweils die besten Dorfgeschichtenschreiber mit ihren Meisterleistungen zur Geltung bringen, erschien dieses wertvolle und fesselnde Werk, dessen Herausgabe Wilhelm Müller-Rüdersdorf — der schlesische Dichter und Literaturhistoriker — besorgte. Eine grundlegende, wissenschaftlich zuverlässige Studie über die schlesische Dorferzählungskunst und ihre wichtigsten Vertreter leitet die reichhaltige, vielseitige Sammlung der Unterhaltungsspenden ein. Unter den Verfassern der 28 heiteren und ernsten Dorfgeschichten — durchweg Musterschöpfungen — begegnen uns Holtei, Gerhart und Karl Hauptmann, Bruno Arndt, Stehr, König, Sommer, Paul Keller, Kurpiun, Barsch, Hohlbaum, Müller-Rüdersdorf, Gnielczyk, Heeger, Aug. Friedr. Krause, Urban, Gräfin Bethusy-Huc, Kaergel, Eichendorff, Waldau, Heinzel. Der stattliche, schmucke Band, geschmackvoll in Ganzleinen gebunden — und dennoch recht preiswert —, gehört in jede schlesische Heimatbücherei, Haus-, Schul-, Vereins- und insbesondere Dorf- und Gutsbücherei. Aber auch außerhalb des Schlesierlandes verdient er ob seiner hohen dichterisch-unterhaltenden Werte stärkste Berücksichtigung seitens der Bücherfreunde.

✡

Die Sammlung wird fortgesetzt, und es sind zunächst folgende Bände in Aussicht genommen:

Schleswig-Holstein / Thüringen / Hannover

Im gleichen Verlage erscheint:

Dorfromane

Eine Auswahl der besten guten Volksromane, ebenfalls von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege" ausgewählt

Bisher erschienen:

Melchior Meyr, „Regine"
Heinrich Schaumberger, „Vater und Sohn"

✲

Es sind ferner in Aussicht genommen:

Der Schandfleck. Von Ludwig Anzengruber / Die Lehrersbraut. Von Melchior Meyr / Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach / Der Sonnenwirt. Von Hermann Kurz / Die Z'widerwurz'n. Von Hermann Schmid / Im Hirtenhaus. Von Heinrich Schaumberger / Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Von Franz Michael Felder / Ivo, der Hajrle. Von Berthold Auerbach usf.

✲

Änderungen vorbehalten

Im gleichen Verlage erschien:

Wilhelm Lobsien

Landunter. Gebunden 4,50 M.

„Landunter" ist ein Kulturroman großen Stils. Wer eine solche Figur wie die des alten Melssen schaffen konnte, der ist ein Dichter von hohen Graden, einer von denen, die mit dem Herzen schaffen nnd ihre Gestalten wieder unserem Herzen beizubringen wissen. — Ich stehe nicht an, diesen Roman als einen der feinsten und tiefsten Heimatromane überhaupt zu bezeichnen. (Dr. Richard Dohse.)

Der Halligpastor. Halligroman. Gebunden 4,50 M.

Freunde der Nordsee sollten diesen herrlichen Halligroman kennen. Wer macht Lobsien die Schilderung des Nordseesturmes nach? Ich wüßte keinen. Sturm und Stille, Kampf und Frieden haben ihren Platz in diesem Buch gefunden, das man ergriffen aus der Hand legt, um es in einsamen Stunden doch immer wieder hervorzuholen.

Der Pilger im Nebel. Gebunden 4,50 M.

Das Rosendach. Kartoniert 3,50 M., gebunden 4,— M.

Lobsien ist ein Stiller, Insichgekehrter, ein Sonnensucher und Kleinmaler — ein Ludwig Richter der Feder, einer, der die Welt mit blanken Augen sieht und Sonne ausstrahlt.

✡

E. von Oertzen-Dorow

Sie und ihre Kinder. Gebunden 5,— M.

Der goldene Morgen. Gebunden 3,— M.

Entenrike. Gebunden 3,— M.

Die ollen vielen Jungs. Gebunden 3,— M.

Es sind einfache Geschichten vom Lande, aber meisterhaft erzählt und von einer Anschaulichkeit, daß man die Personen leibhaftig vor sich sieht.

Im Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35, sind folgende Werke erschienen von

Hans Hoffmann

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. 4. Auflage. Geheftet 5,— M., Halbleinen 6,— M., Ganzleinen 6,50 M., Halbleder 9,— M.

Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. 5. Auflage. Geheftet 4,— M., Ganzleinen 5 50 M.

Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. 9. Auflage. Geheftet 4,— M., Halbleinen 5,— M.

Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. Geheftet 3,— M., Pappband 4,— M.

Unter blauem Himmel. Novellen. 2. Auflage. Geheftet 3,— M., Pappband 4,— M.

Neue Korfu-Geschichten. Geheftet 4,50 M., Pappband 5,50 M.

Wider den Kurfürsten. Roman. 2. Auflage. Drei Bände in einem Halbleinenband 15,— M.

Im Lande der Phäaken. Novellen. 2. Auflage. Geheftet 4,— M., Halbleinen 5,— M.

Landsturm. Erzählung. 5. Auflage. Geheftet 4,— M., Ganzleinen 5,50 M.

Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. Geheftet 2,— M., Pappband 3,— M.

Der eiserne Rittmeister. Roman. 5. Auflage. Zwei Bände. Geheftet 7,50 M., in einem Halbleinenband 8,50 M., Ganzleinen 9,— M.

Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Geheftet 3,— M., Pappband 4,— M.

Tante Fritzchen. Skizzen. 2. Auflage. Geheftet 2,— M., Pappband 3,— M.

Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Walter Baetke. Zwei Bände. Geheftet 7,— M., Pappband 9,— M.

Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Verlag, Berlin W 35

BIBLIOTEKA
MUZEUM POMORZA ŚRODKOWEGO
W SŁUPSKU
X-1- 174

BIBLIOTEKA
MUZEUM POMORZA ŚRODKOWEGO
w SŁUPSKU
X-1- 174